

clv

Danksagung

Ich schulde einigen Freunden Dank, die mir halfen, dieses Buch herauszubringen: Dorothy Burrows für ihre mühsamen Untersuchungen in den Archiven der CIM; Allyn Cooke für seitenlange Schreiben aus Oregon, USA; Dan Smith für seine Bücher aus Kanada; Leslie Lyall für ihre Information über Shansi; Charles Stammers für seinen Rat; Barbara Collins, die so willig das Manuskript tippte.

Für die Leser von Behind the Ranges (Hinter den Bergketten) wird es klar sein, daß ich besonders Mrs. Howard Taylor zu danken habe, die die Geschichte zuerst erzählte. Ich möchte auch der Überseeischen Missionsgemeinschaft danken – die mich zuerst wegen dieses Buches ansprach – die mir ein neues Kennenlernen mit einem Vater bot, den ich kaum kannte, und die mir die sonnigen Berge zurückbrachte, wo ich vor so langer Zeit gelebt habe.

Eileen Crossman

Eileen Crossman

JAMES FRASER

der Bergsteiger Gottes

CLV

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 110135 • 33661 Bielefeld

1. Auflage 1994

2. Auflage 1996

© der englischen Ausgabe 1982

by Overseas Missionary Fellowship

Originaltitel: Mountain Rain

© der deutschen Ausgabe 1994

by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 110135 · 33661 Bielefeld

Übersetzung: Kirsten Dollen, Mindelheim

Umschlag: Dieter Otten, Bergneustadt

Satz: Enns Schrift & Bild, Bielefeld

Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-89397-332-X

Inhalt

Vorwort	7
Kapitel 1: Die Wasserscheide	9
Kapitel 2: Die Affenmenschen	21
Kapitel 3: Die unerbittlichen Höhen	45
Kapitel 4: Nur eine Waffe	69
Kapitel 5: Gebirgsregen	105
Kapitel 6: Die tieferen Lektionen Gottes	137
Kapitel 7: Das Netz reißt	169
Kapitel 8: Love Story oder: die Romanze	207
Kapitel 9: Öl und Wein	227
Kapitel 10: Auf Felsen gebaut	245

Vorwort

In meinen Studententagen war „Fraser von Lisuland“ schon so etwas wie eine Legende. Die geistlichen Auswirkungen von kleinen unterstützenden Gebetsgruppen aus England in entlegenen Stammesgebieten gab missionarisch orientierten Christen eine neue Sicht. „Behind the Ranges“ (Hinter den Bergketten), 1944 veröffentlicht, verbreitete die Vision. Nun wird die Geschichte erneut von einer seiner Töchter erzählt.

James Fraser besaß eine große Begabung, das Leben zu genießen. Freunde und Verwandte freuten sich an seinem wachen Sinn für Humor. Er war außerdem ein herausragender Pianist, der mit 20 Jahren in London sein erstes Klavierkonzert gab. Am Imperial College als Student bekehrt, ging er mit 22 Jahren nach China und ließ sein gemütliches, wohlhabendes Zuhause und die Aussicht auf eine brillante Karriere als Ingenieur hinter sich. Stattdessen wählte er ein Leben der körperlichen Mühsal in den rauen Bergen Südwest Chinas und den geistlichen Kampf unter den Menschen des Lisustammes, die seit Jahrhunderten in der Dämonenanbetung versunken waren und von denen noch nie einer je von Jesus Christus gehört hatte.

Mit Anfällen von Einsamkeit und Fieber und manchmal auch mit Depressionen kämpfend, stärkten seine Begegnungen mit den Mächten der Finsternis nur sein Vertrauen in Gott und die Macht des Gebets. Allmählich, nach viel Schmerz und Enttäuschung, konnten die Gläubigen in Tausenden gezählt werden und Gemeinden begannen zu sprießen, als Lisuchristen das Evangelium unter ihr eigenes Volk ausbreiteten.

Dieses Buch beschreibt die geistlichen Kämpfe, die das Predigen des Wortes Gottes in einem Teil der Welt begleitet, wo Götzen dienst jede Seite des Lebens für sich beanspruchte, und wo alle Krankheit und alles Unheil den Geistern zugeschrieben wurde, die um jeden Preis besänftigt werden mußten. Die gleichen Prinzipien sind immerhin überall in der Welt anwendbar, wo die Verkündigung

des Evangeliums den eingewurzelten Mächten der Finsternis, in welcher Verkleidung sie auch immer erscheinen, entgegenzutreten. Wir haben denselben Feind, aber auch den gleichen Gott!

Leith Samuel, Southampton

KAPITEL 1 Die Wasserscheide

Verfolgungsjagd

James sah das Aufblitzen des Schwertes, bevor er die Flüche des Verfolgers hörte. Die Hunde schienen nun weit entfernt, doch der Mann aus dem Volk der Kachin verfolgte ihn den Hang hinunter. James drehte sich um, schlitterte den glatten Felsen hinab und rannte auf die verkrüppelten Kiefern zu. Dabei warf er rasch einen Blick auf seinen Verfolger. Ein Erdbeben aus losem Dreck und Steinen prasselte neben ihm herab, als der Kachin über das Geröllfeld hetzte. Das Schwert durchschnitt die Luft wie ein Peitschenhieb. Plötzlich war Frasers Mund sehr trocken und sein Magen schien ihm die Kehle zuzuschnüren. Er sprintete die mageren Kiefern entlang – und ins offene Gelände. Hier gab es für ihn keinen Schutz mehr. Er lief um sein Leben. Seine Sandalen rutschten und knirschten auf dem unwegsamen Geröll, und er spürte überdeutlich das Pochen seines Herzens, das ihn vorwärts drängte, nur vorwärts.

Die bloßen Füße des Jägers waren kaum zu hören. Auch die Flüche waren erstorben und hatten einem stetigen Schnauben Platz gemacht, als der Kachin ihm näher und näher kam.

Nun, dachte James dumpf, zumindest wird es ein schneller Tod sein. Mit einem Ruck seiner Schultern ließ er seinen Rucksack fallen. Sein Schweiß war kalt, als er erneut nach hinten blickte.

Das dunkle Haupt des Kachin beugte sich sekundenlang über den Rucksack. Der Inhalt war ausgeschüttet und weiße Papierbögen wurden vom Wind erfaßt und weggeweht. Doch schon war der Jäger wieder auf den Beinen und setzte seiner eigentlichen Beute nach. Er spritzte durch den schlüpfrigen Fluß und lief im Schatten der Bäume den ansteigenden Hügel entlang.

James Outram Fraser war sich der dunklen Gebirgsgipfel Burmas nur vage bewußt, welche gewaltig und starr emporragten, während er weiter über den Boden wegsetzte.

Wenn es eine Frage der Ausdauer wäre, würde zweifelsohne der Kachin gewinnen; denn dieser konnte tagelang ohne Pause laufen. Sein bester Freund würde eine plötzliche Dämmerung sein. Während James weiterrannte, begann er, abgehackt zu beten. „Sei es durch Leben oder Tod ...“, betete er und seine Gedanken versanken im Nebel.

Die Schritte des Verfolgers waren nun beinahe lautlos, jedoch ausdauernd und beunruhigend stetig. Fraser ahnte, daß seine längeren Beine ihm einen guten Vorsprung gaben. Außerdem hatte die Angst ihm eine unvorstellbare Geschwindigkeit verliehen. Als er zum zweiten Mal das Gebell von Hunden hörte, war er schon mehr als eine Stunde gelaufen. Ein Dorf der Lisu. Er drosselte ein wenig sein Tempo und spähte in der anbrechenden Dunkelheit nach den Strohdächern. Grüner Schlamm spritzte hoch, als er über einen verfallenen Grenzzaun sprang, und James verlangsamte seinen Lauf, um sich nach seinem Verfolger umzusehen.

Der Pfad war leer.

Das Abendlicht erhellte die gegenüberliegenden Hügel und umriß klar die dunkle Gestalt, die stetig den Bergen entgegenstrebte – zurück in die wilden und ungastlichen Regionen der Kachin.

Fraser ließ sich auf den Boden fallen und lehnte sich gegen einen Bambus. Sein Herz raste und in seinem Kopf verschwamm alles. Eine lähmende Müdigkeit erfaßte ihn. Fast eine Stunde lag er so, halb wach und halb schlafend, umschlungen von Dunkelheit.

Zuvor hatten ihn schon Räuber gefangengenommen. Von allen Seiten hatten sie ihn umzingelt, dann gepackt und ausgeraubt. Jedoch sein Leben hatten sie verschont. Er wäre einmal fast ertrunken, als er auf einer Reise nach West Yünnan bis zum Halse im Treibsand versank. Schon oft hatten ihn bewaffnete Männer angeschossen; und Diebe, wie auch Einbrecher in der Nacht waren mittlerweile nur noch leichte Störungen. Doch dieser Geländelauf hatte ihm stark zu schaffen gemacht. Es gab keinen Zweifel: Dieser Kachin hatte die Absicht gehabt, ihn zu töten. „In sechs Trübsalen wird Er dich erretten, und in sieben soll dich kein Unheil anrühren“ (Hiob 5,19).

Wie dem auch sei, dachte James, ein Christ ist unsterblich bis sein Werk vollendet ist. Aber eine solch feindliche Reaktion hatte er auf die Botschaft von Jesus Christus nicht erwartet.

Jedoch waren viele unerwartete Dinge geschehen, seit er sich in Süd-West-China befand. Nicht allein die Abenteuer, die einem Reisenden begegnen konnten. Nein, die unvorstellbarsten Sachen hatte er erlebt.

Auf recht ungewöhnliche Weise eröffneten sich ihm geistliche Geheimnisse, von denen er bisher gedacht hatte, sie gehörten in eine jenseitige Welt. Er hatte ein wenig davon gekostet, wie tief ein Mensch den Kelch der Gemeinschaft mit Gott hier auf Erden trinken konnte.

Seine Gedanken wanderten Jahre zurück zu einer kleinen Broschüre.

Es schien in sehr weiter Ferne zu liegen ...

Nur eine Broschüre ...

Der junge Mann saß in einer Ecke der Bibliothek, und niemand ahnte etwas von dem königlichen Kampf, der sich im Herzen dieses Menschen zutrug. Zum dritten Mal an diesem Nachmittag faltete er die kleine Broschüre auseinander und las sie durch. Ein Mitstudent hatte sie ihm vor zwei Tagen gegeben, als sie mit Dampfdruck experimentierten. Zwischen ihnen hatte sich ein Gespräch entwickelt, und er hatte das Heftlein hervorgeholt. Nun saß der junge Mann über seine Bücher gebeugt, aber er war sich nur des zunehmenden Konflikts in seinem Innersten bewußt.

Es war das Jahr 1906 und der Student James Fraser studierte Ingenieurwesen am „Imperial College“ London. Sein Studiengebiet enthielt weltweit ungeheure Aussichten und er wußte, daß seine Fähigkeiten beachtlich waren. Aber das Zwei-Groschen-Traktat bohrte an den tiefsten Wurzeln seiner Absichten. Da er ein Mann war, der sich selbst hinterfragte, fand er sich nun Fragen gegenübergestellt, welche er nicht so einfach beantworten konnte.

Er hatte stets angenommen, daß er hart arbeiten, seine Gaben ent-

wickeln und eine nützliche Laufbahn einschlagen sollte. Natürlich, da er gottesfürchtig war, würde er ein gutes, moralisches Leben führen und zur Kirche gehen. Was konnte Gott mehr verlangen?

James war recht gut in Mathematik und er zeichnete sich bereits in der Technik aus. Mehr als das hatte er jahrelang Musik praktiziert und würde bald sein erstes Klavierkonzert in London geben. Ein junger Mann von 20 Jahren konnte wohl kaum mehr erreichen. Aber dieses Büchlein sprach von einem Anspruch, den Gott weit über alledem erhob.

James nahm seine Bücher und entfernte sich vom College-Gelände. Von Kensington durch den Hyde Park kam er zum King's Cross und stieg dort in den frühen Abendzug nach Letchworth in Hertfordshire. Seit zwei Tagen befanden sich seine Gedanken im Widerstreit, und die Fahrt wurde durch sein konzentriertes Nachdenken erheblich kürzer. Die Worte der Broschüre waren sehr einfach, offenkundig und zwingend. Der Gedankengang war klar und logisch.

„Wenn unser Meister heute wiederkäme und Millionen unerreicht vorfände und uns nach einer Erklärung fragte, wie Er es selbstverständlich täte – kann ich mir nicht vorstellen, welche Begründung wir Ihm zu geben hätten.

Aber eines bin ich mir sicher – die meisten Entschuldigungen, die wir ‚heute‘ mit gutem Gewissen gewohnt sind zu geben – derer werden wir uns ‚dann‘ gründlichst schämen.“

Er starrte aus dem Zugfenster, während die satten Felder von Hertfordshire vorbeihuschten. Eine eigentümliche Spannung schien in allem zu liegen. Auf Gottes Wegen strahlt uns Seine Freude in wichtigen Entscheidungen des Lebens schon entgegen. Die Broschüre sprach davon, sein Leben um Christi willen zu verlieren; und davon zu sterben, um zu leben. Kurz gesagt ging es darum, auf verfügbare Pläne und Aussichten zu verzichten, weil Gott etwas besseres hatte. Bessere Pläne, bessere Aussichten.

Er dachte angestrengt nach, während er die Straßen von Letchworth Garden City zum William Way entlangging: eine kräftige Gestalt,

groß, zerzaust und eher nachlässig gekleidet. Seine Gesichtszüge waren nicht ausgesprochen schön, jedoch verrieten sie Energie und Entschlußkraft.

Zerbrochenes Elternhaus

Das Haus seiner Mutter war recht groß, wenn auch nicht so geräumig wie das große Familienhaus in St. Albans, wo sie vor Jahren gelebt hatten, als seine Eltern noch zusammen waren. James wuchs in einem zerrütteten Elternhaus auf. In seiner Teenagerzeit hatten sich seine Eltern aus Gründen der Unverträglichkeit getrennt.

Seine Mutter war ein Vorbild an viktorianischer Höflichkeit, voller Güte und Sanftmut. Sie war für Musik und Kunst sehr aufgeschlossen und ebenso empfindsam für geistliche Dinge. Sein Vater war ein schottischer Kanadier und ein sehr erfolgreicher Tierarzt. In seinen jungen Jahren hatte er in den berühmten „Harriot“-Tälern von Yorkshire praktiziert. Später zog er südwärts nach St. Albans und war dort zwanzig Jahre Präsident am Royal College (an der königlichen Universität) für Tierärzte. Auch war er ein sehr fähiger Redner, wurde oftmals im Parlament nominiert, wo er allerdings nicht ausharrte. Mit Kleingeist und Engstirnigkeit war er recht ungeduldig, aber er war ein treuer Methodist und in späteren Jahren befaßte er sich vermehrt mit der Bibel. „Weißt Du, jedes einzelne Wort ist wahr“, schrieb er seiner Tochter.

Als die Verschiedenartigkeit ihrer Temperamente untragbar wurde, benutzte Mrs. Fraser ihr eigenes Vermögen, um ein Haus in Letchworth zu kaufen und zog dort mit ihren fünf Kindern ein. In vieler Hinsicht war sie nun um etliches glücklicher, obwohl solch eine Veränderung natürlich auch Schmerzen mit sich brachte.

Während die Jahre vergingen, wurden in dem neuen Heim viele lebhaft diskutierte Diskussionen geführt. Ein Familienmitglied war in der Vorhut linksgerichteter Politik in Cambridge und trat später der kommunistischen Partei bei. Einige in der Familie blieben ihrem Vater treu. Und es war nicht überraschend, daß nun James neuer Lebensstil mißverstanden wurde.

Aber seine Mutter verstand ihn. Eine geistliche Freundschaft entwickelte sich zwischen ihnen, welche lebenslang währte. Beide waren Methodisten, die regelmäßig in ihre Kirche gingen, aber erst in seinen Studententagen, wurde James klar mit Jesus Christus konfrontiert. Selbst seine Mutter konnte das Geschehene nicht völlig akzeptieren. Doch für James war es eine Erfahrung wie bei John Wesley in Aldersgate Street: Sein Herz wurde „eigenartig bewegt“ und zum ersten Mal begriff er völlig die Veränderung, die Gott in den Herzen durch Glauben an Christus bewirkt.

Einflüsse

Das Traktat und der Einfluß der kurzen Bibelstudien am Imperial College führten James in neue geistliche Gebiete. Später betrachtete er es als seine Bekehrung, obwohl einige behaupteten, er wäre seit jeher ein reifer Christ gewesen.

Bei seinen Mitstudenten am College war James sehr beliebt. Er besaß einen ausgeprägten Sinn für Humor, und er liebte Gesellschaft. Sein Cousin, Alec Bourne, später der berühmte Chirurg im Abtreibungsprozeß von 1938, erinnerte sich an viele gemeinsame Reisen in Europa. Es waren nicht allein die gemeinsamen Abenteuer und die schöne Landschaft, die Alec beeindruckten, sondern James Fähigkeit, das Leben in vollen Zügen zu genießen. „Alles“ schien ihn zu interessieren, er hatte einen aufgeweckten Sinn für das Außergewöhnliche, was ihre Ausflüge belebte.

„Nicht auszudenken“, sagte sein Bruder Gordon nach James Tod im Jahre 1938, „daß wir sein Lachen niemals mehr hören werden!“

Ein anderer Zeitgenosse bemerkte ironisch: „Manchmal fragte ich mich, ob er die Geschichte von Alice im Wunderland ganz auswendig konnte.“

Doch schon vor seiner Bekehrung besaß James auch eine ernste Seite. Das Schwierige und Unmögliche schien ihn anzuziehen. Er legte eine verbissene Ausdauer an den Tag, wenn er eine Arbeit zu erledigen hatte. Als Junge radelte er einmal 199 Meilen (320 km!), ohne

vom Fahrrad abzusteigen. Er schien Freude daran zu haben, seine Ausdauer zu prüfen.

Aber nun eröffnete sich ihm eine völlig neue Dimension im Leben. Gott war ihm begegnet. Eine starke Sehnsucht nahm seinen Willen gefangen: „Gott, der mächtig in mir wirkt“. Er verlor das Interesse an Dingen, die ihn vorher ausgefüllt hatten und er begann, sein Leben neu zu ordnen, wie ein Athlet sich für die olympischen Spiele vorbereitet.

Sicherlich gab es jetzt keine halben Sachen. Es gab nur eines, was noch zählte. Es gibt keinen Bericht, daß er irgend etwas vermißte: Er hatte einfach nur frühere Leidenschaften für eine neue Liebe eingetauscht. „So jemand die Welt liebhat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters“ (1. Johannes 2,15).

Musik

Wie dem auch sei: ein Prüfstein blieb. James war ein ausgezeichnete Pianist, von wahrer Größe und mit einem breiten Spektrum in seinen Leistungen. Viele Jahre später schrieb er ein wenig von seinen musikalischen Wunschträumen.

„Wenn ich in wahre Musik eintauche, habe ich oft das Gefühl, daß ein Teil von mir bisher vernachlässigt war – damit meine ich keinen Fanatismus, aber im groben gesehen die allgemeine Musikausbildung und Kultur für die Seele. Nicht daß ich mir mein Leben anders wünschte, wenn ich die Wahl hätte. Manchmal muß man einen Baum in eine bestimmte Richtung beschneiden, damit er sich besser entwickeln kann. Aber wenn ich jemals vom ‚goldenen‘ Zeitalter und schönen Leben träume, und das mache ich mitunter, dann ist das vorherige Jahrhundert für mich das goldene Zeitalter, und die musikalische Welt an den Konservatorien Europas das schöne Leben. Ich träume davon, meine Seele in Kreationen von Beethoven, Mozart und anderen großen Meistern zu tauchen; das Schwelgen in Opernmusik und in einer Welt zu leben, die geprägt ist von Rubinstains, Sarasates, Paganinis und großen Sängern. Ich weiß sehr wohl, daß dies niemals sein wird und es auch nie völlig befriedigen

kann, so verbanne ich es bewußt an seinen Platz. Es ist und soll für mich nicht mehr als ein Wunschtraum sein. Doch meine natürlichen Sehnsüchte gehen in diese Richtung.“

In seinen technischen und mathematischen Fähigkeiten mußte er wohl den gleichen Preis zahlen. Als er später gefragt wurde, ob er sein Klavier in China vermisse, antwortete er, daß er seine Mathematikbücher auf vielerlei Weise mehr vermisse. Sein Verstand war lebhaft, scharfsinnig und gründlich, und er erfreute sich am Thema. Aber so gut und groß diese Dinge alle waren, so verblaßten sie doch neben seiner Liebe zu Jesus Christus.

Mission

Die große geistliche Erweckung des mittleren 19. Jahrhunderts brachte eine bedeutende Veränderung unter der Christenheit Britanniens. Dr. Orr schätzt, daß die zweite evangelikale Erweckung mindestens eine Million Menschen der Gemeinde zufügte. Über den Atlantik hinaus war der Einfluß dieser Bewegung deutlich erkennbar und die Christen in Britannien und Amerika begannen, global zu denken. Sie erkannten, daß der Befehl Christi, weltweit zu predigen, seit Jahrhunderten praktisch ignoriert worden war. Viele Gesellschaften wurden gegründet, um Bereitwillige in die unerreichten Länder zu senden.

Die Keswick-Bewegung zur Vertiefung des geistlichen Lebens unter Christen fand ihre Botschaft unweigerlich in dem gleichen Anliegen wieder. Die Erweckung von 1904 in Wales gab der Missionsbewegung neuen Ansporn. Die neuartigen, evangelistischen Veranstaltungen von Moody, Torrey und anderen legten gleichsam ihren Schwerpunkt auf die weltweite Not der Evangelisation. Das neue Interesse für Mission war verbunden mit einer tiefen, bleibenden und leidenschaftlichen Anteilnahme für die Verlorenen. James hörte die großen Prediger dieser Tage, erfuhr von Hudson Taylors Abenteuer im Inland Chinas und begegnete C.T. Studd in einem christlichen Trainingslager im Jahre 1906. Von Natur aus sehr nachdenklich, wurde er nicht von vorübergehendem Enthusiasmus gepackt. Aber in seinen Studententagen wurde er so von Gott überwältigt, auch

war er sehr konsequent in seiner Verpflichtung, daß er geistliche Schritte an eine Stelle machte, die weit über seine Jahre hinausgingen.

Die wertvollste aller Lektionen, die James in diesen prägenden Jahren lernte, war Disziplin.

So sehr er gut besuchte Versammlungen und die Herzlichkeit des Beisammenseins mochte, lernte er früh eine persönliche Gemeinschaft mit Gott zu pflegen. Seine Mutter bemerkte, daß er als Student einen Großteil seiner Zeit alleine im Gebet und mit dem Studium der Bibel verbrachte, „obwohl er darüber kaum redete“. Seine Studien waren systematisch und sorgfältig; stets mit einer praktischen Betonung. Akademische (hochgelehrte) Theologie war für ihn weit weniger interessant als christliche Dynamik.

Bewerbungsunterlagen für China

Nachdem er seinen Abschluß gemacht hatte, bewarb sich James bei der China Inland Mission (CIM). Alles an dieser Gesellschaft berührte eine Saite in seinem Herzen. Zum einen baten sie niemals jemanden um Geld und schienen es auch nie zu erwähnen. Keine Kollekten, keine Spendenaufrufe, und bei Nöten wurde keine Werbung gemacht, dennoch unterstützten sie innerhalb von vierzig Jahren über tausend Mitglieder. Der Generaldirektor sowie der Neuling erhielten die gleiche Unterstützung. Alle Bedürfnisse wurden gedeckt. „Gott meint genau, was Er sagt“, sagte Hudson Taylor, „und Er wird alles tun, was Er verheißen hat.“

Auf der anderen Seite war die Mission überdenominationell. Ihre Glaubensgrundsätze waren absolut biblisch, und Unterschiede in zweitrangigen Belangen waren nicht ausschlaggebend. Es gab eine gewaltige Einheit, was den Glauben, die Lehre und den großen Missionsbefehl betraf: „Gehet hin in alle Welt und verkündet das Evangelium.“

Die CIM war eine recht neue Mission und bei weitem nicht überall angesehen. „Wenn James schon anders sein muß“, sagte ein Familienmitglied recht schroff, „kann er da nicht wenigstens bei einer

angesehenen kirchlichen Organisation mit einer etablierten Missionsgesellschaft rausgehen? Muß es dieser eigenartige Haufen sein?“

Aber bei diesem eigentümlichen Haufen bewarb er sich.

Heute ist es aus einem gewissen Abstand gesehen offensichtlich, daß Gott ohne Zweifel mit ihnen war. In den Schriften der Kirchengeschichte gibt es nur wenige Berichte von größerem Glauben und Mut, als den von Hudson Taylors Vorstoß in das Innere Chinas. Aus der Sicht spannender Abenteuergeschichten war dies eine fesselnde Erzählung. Aber die eigentlich bewegende Erfahrung ist die: die Hand eines gnädigen und liebenden Gottes beim Aussenden Seiner Botschafter zu verfolgen, wie sie durch Leiden und Blutvergießen einem Viertel der Weltbevölkerung das Licht des Einen bringen.

Tatsache war: James wurde zweimal abgelehnt. Er hatte eine leichte Ohrinfektion, von der die Mission befürchtete, sie würde sich im primitiven Inland Chinas verschlimmern. Lieber kein Missionar, wie groß die Not auch sei, als einer, den Gott nicht gesandt hat, sagten sie; und Er sendet nur die von guter Gesundheit nach China. „Nun, ich werde dennoch gehen“, schrieb James ihnen bei seinem dritten Versuch, „weil ich weiß, daß ich von Gott gesandt bin.“

Die Ohrinfektion verschwand; er wurde angenommen. Mit 21 Jahren begann er seine einjährige Kandidatenzeit im CIM Hauptquartier in Nord-London.

Obwohl James im Internat und an der Universität gewesen war, mußte er nun mit Leuten verschiedenster Temperamente auf viel kleinerem Raum zusammenleben. Er gewöhnte sich ohne Probleme an den spartanischen Lebensstil, (er meinte sogar, so leben zu müssen, wenn er mal daheim zu Besuch war). Aber hier an den langen Tischen des CIM-Heimes beschäftigte er sich auf ganz neue Weise mit der Bibel. Es ist beeindruckend, welch ein klares Fassungsvermögen er in allen wichtigen, fundamentalen Lehren hatte und wie breit und genau seine Erkenntnis der Bibel war, selbst als junger Mann von 22 Jahren.

Es war stets interessant, Missionare zu treffen, die entweder zum Hauptquartier kamen oder von dort gingen. Sie schienen so alltägliche Menschen zu sein, viele erledigten ihre durchaus durchschnittliche Arbeit so unauffällig. Aber sie hatten viel zu berichten und es war begeisternd, ihnen beim Beten zuzuhören. James wuchs im Verständnis und vertiefte seine Hingabe während der täglichen Gebetsgemeinschaft. „Diese Menschen“, sagte er später, „schienen mit der Erkenntnis von Gottes Willen in all seiner Weisheit und geistlichem Verständnis erfüllt zu sein.“

Als sein Jahr zu Ende ging, wurde es ein schwerer Abschied für seine Mutter. James hatte so vieles, worauf er sich freuen konnte. Sie hatte nur die Leere seiner Abwesenheit – dieser Sohn, der ihr so viel Reichtum in ihr eher tragisches Leben gebracht hatte. Ihr wurde bewußt, als sie in der Nacht, bevor er abreiste, in den nächtlichen Garten hinaus starrte, daß es vielleicht zehn Jahre oder mehr sein würden, ehe sie wieder mit ihm sprechen könnte. Briefe würden Monate unterwegs sein. Wie konnte sie in solch einem Vakuum für ihn beten?

Die Aussendung von Missionaren am Viktoria Bahnhof in London war völlig anders, als irgend etwas Vergleichbares in unserem Zeitalter der Flugzeuge. Menschenmengen von Freunden füllten den Bahnsteig. Ihr Gesang übertönte fast den Lärm der Maschinen und das Geschrei der Bahnwärter. Die zurückhaltende und stille Mrs. Fraser und James Schwester Millicent standen am Rande der Menge. Weder James, noch seine Mutter kannten die Mehrzahl der Leute auf dem Bahnsteig. Sie wußten nicht, wer mit Singen angefangen hatte. Aber als der Zug abfuhr, wußten sie ein wenig davon, was es hieß zu sterben.

KAPITEL 2 Die Affenmenschen

Zwei Berge

Gott hatte sich gezielt einen Bergsteiger ausgesucht, um ihn in das Gebiet von Südwest-China zu senden. Die Straße von Burma war noch nicht gebaut, als James das erste Mal auf dem Pferderücken nach Yünnan ritt. In nordwestlicher Richtung erhoben sich Bergketten über Bergketten bis zu 5800 m, ausgestreckt bis zu den Füßen des Himalaja; ein wildes und unwirtliches Land, das bis an die Grenzen zu Tibet führt. Die Berge im Südwesten führten über hohe Gebirgspässe in die grünen Täler Burmas.

James war mehr als nur ein durchschnittlicher Schreiber beim Beschreiben einer Gebirgsreise.

„Hohes Gras, riesige Felsblöcke, Gestein von jeder Größe, Bäche und hohe Berge waren alles, was man ringsherum sehen konnte ... und der Nebel wälzte sich mit einem Nieselregen auf uns. Wir begegneten den ganzen Tag über nur einem Mann, denn die oberen Hänge bieten keinem Nahrung oder Schutz, außer den Leoparden, Wölfen und Bären. Dieses erhabene, struppige, felsige, feuchte und wilde Land – wie ich mich daran erfreue!

Aber der Nebel, welcher alles unter uns Liegende verbarg, verdeckte auch alles über und neben uns. Gipfel wie Ebene waren gleichsam unsichtbar. Und erst diese großartige, seelenbewegende Stille der Berge! Nach stundenlangem, mühsamen Aufstieg, (ich war in meinem Element und vollkommen glücklich), erreichten wir den Gipfel oder eher die Paßhöhe, denn eine Gebirgsstraße ging selbstverständlich nicht über eine Bergspitze. Es war ein Wald – völliges Schweigen, außer dem Geräusch unserer Schritte auf dem nassen, verwelkenden Laub und dem gelegentlichen Herabtropfen von Wasser auf den schwammigen Boden. Naß, still, einsam – nicht einmal der Ruf eines Vogels – und einige zehntausend Fuß (2900 m) hoch, den größten Teil des Jahres mit Schnee bedeckt.

Dann kam der steile Abstieg auf der anderen Seite, sowohl Hände als auch Füße gebrauchend, kletterten wir über moosige Baumstämme und durch dichtes Unterholz. Eine Zeitlang konnte man nichts sehen, außer Nebel. Plötzlich (man schaut nur zeitweise auf bei solch einem Marsch) hielt ich den Atem an, als ich all die Berge von Tien-tan und tief unter mir die Ebene ausgebreitet sah. Solch ein überwältigender Anblick, weit und ergreifend, ließ mich eine Weile anhalten, um alles aufzunehmen – ein dunkler Gebirgszug nach dem anderen, umgeben von Wolken, und in weiter Ferne, wie eine den Weg blockierende Mauer: die Salweenschlucht. Stetig abwärts ging es von da an, immer wieder hielten wir an, um dieses gewaltige Bild vor uns zu betrachten. Wir stapften abwärts bis zum Sonnenuntergang, um endlich erschöpft, naß und müde das Lisudorf Shui Chen zu erreichen.“

James war nach Südwest-China gekommen, weil der Veteran John McCarthy sich weigerte, diese Provinz aufzugeben. Die Direktoren der CIM meinten schon seit langem, daß dieses Hinterland zur Evangelisierung für einen späteren Zeitpunkt belassen werden sollte. Sie hatten zu wenig Mitarbeiter für ein solch weites Land mit einer Bevölkerung von fast 700 Millionen Menschen (zum gegenwärtigen Zeitpunkt über 1 Milliarde). Wie dem auch sei, McCarthy hatte eine so große Bürde für dieses Land, daß ihm zugesagt wurde, er solle zur Sprachschule gehen, wo die neuen Mitarbeiter waren – James war unter ihnen – und er könnte sich einen oder zwei für jene Arbeit ausersehen. McCarthy sandte dem Hauptquartier ein Telegramm nach seinem Besuch. „Schickt Fraser und irgend jemand sonst.“

Und so war es der kleine, kräftige John McCarthy und der große, schlanke James Fraser, die durch Burma und über die Berge nach Yünnan ritten. Die Esel liefen sicheren Fußes auf den Pfaden, und James und sein Freund lasen chinesische Zeitungen oder Bücher, während sie so dahin trotteten. James entwickelte die Gewohnheit, eine Partitur, eine Ouvertüre von Mozart oder Chopin, vor sich aufzubauen und sich an dieser Musik auf dem Ritt zu erfreuen. In jenen Tagen gab es keine Kassetten.

Selbst auf ihrer ersten Reise hatten sie einige Pannen. An einem

Morgen hörte James die Hufe des Maultiers seines Begleiters und er fragte McCarthy nach seiner Meinung über ein Buch, das er gerade las. Die Antwort ließ recht lange auf sich warten. Als Fraser sich umwandte, fand er McCarthys Sattel leer, sein Esel lief nichtsdestotrotz treu hinter ihm her. Etliche Meilen zurück auf dem Pfad fand er McCarthy, der noch recht betäubt von seinem Sturz war. Es schienen keine Knochen gebrochen zu sein. Der alte Veteran rappelte sich bald wieder auf und war gleich zurück im Sattel.

James erstes Heim war in einer Stadt namens Tengyueh, im fernen Westen nahe der Berge an der burmesischen Grenze. Es war ein reich bevölkertes Gebiet, aber viele Tagesreisen entfernt vom nächsten Missionar. Sein Zuhause war ein kleiner Raum, 3,5 mal 4 m, über einem chinesischen Gasthof. Er war kahl, aber dafür waren weniger Ratten hier als bei seinen Mitarbeitern, Mr. und Mrs. Embery. Hier saß James die meiste Zeit des Tages beim Studium der chinesischen Sprache. Obwohl er sechs Monate auf einer Sprachschule verbracht hatte, bevor er nach Tengyueh kam, erschien die Aufgabe, das Chinesische zu meistern, gigantisch.

„Dieser Berg heißt: die chinesische Sprache. Er ist zu Beginn sehr steil, aber während des Aufstiegs wird es leichter. Dann, wenn du meinst, du kommst gut voran, erblickst du einen neuen Gipfel, höher als der erste, aber alles Teil desselben Berges – und auch dieser muß bestiegen werden. Er heißt chinesische Denkweise und Ausdrucksarten. Dir wurde alles davon berichtet, bevor du dich den ersten Berg hinauf mühtest, aber da konntest du sie noch nicht sehen. Und der erste Blick zeigt dir, wie weit er noch entfernt ist.“

Er hatte etliche entmutigende Situationen, wenn er nach tagelangem Studium auf den geschäftigen Marktplatz ging, um einige Sätze anzuwenden und feststellen mußte, daß keiner ihn verstand.

„Ich versuche mein Bestes, um ein gutes umgangssprachliches Chinesisch zu erlernen, aber es wird viel Zeit in Anspruch nehmen – ich befinde mich erst am Anfang. Ich fühle, daß dies viel wichtiger ist, als ein professioneller Chinesischlehrer zu werden, denn die Hauptsache ist es ja, so zu reden, daß jeder einen verstehen kann. Mr.

McCarthy erzählte uns von einem Missionar vor vielen Jahren, der außerordentlich begabt war als Chinesischlehrer, aber sein eigener Diener konnte ihn in alltäglichen Belangen nicht verstehen! Es liegt eine Faszination im Studium der chinesischen Schriftsprache – dies muß Hand in Hand gehen mit dem Studium der Umgangssprache – aber ich denke, man kann sich damit auch über Gebühr beschäftigen.“

Er schrieb einige Sätze nieder, die er im Gasthof oder auf dem Marktplatz hörte und versuchte, sie alleine in seinem Zimmer zu wiederholen.

„Auf diese Weise habe ich einige hundert Sätze niedergeschrieben. Man ist leicht versucht, mit den Worten zufrieden zu sein, die die Bedeutung beinahe oder annähernd ausdrücken, aber halt nicht exakt. Zum Beispiel lernst du das Chinesische für ‚das ist schlecht gemacht‘, und du kannst es für Kleidung gebrauchen, die nicht sauber gewaschen ist, für ein Zimmer, das nicht gut aufgeräumt ist, für ein Bild, das schief an der Wand hängt, für ein Stück Fleisch, das nur halb gekocht ist, für eine Sache, die nur halb erledigt wurde, etc., etc. Aber die Chinesen machen hier Unterschiede, genau wie wir Engländer.“

Versuchungen

Alleine in seiner Dachwohnung wurde James von etlichen realen Versuchungen angegriffen. Eine war das deprimierende Gefühl des Alleinseins in seiner isolierten Position. Es gab praktisch niemanden, mit dem er reden konnte, weil Embery mehr als beschäftigt war mit all seiner Arbeit und James sich nicht in Chinesisch unterhalten konnte. Eine andere war die Monotonie seiner täglichen Studienroutine, zum Teil mit seinem Sprachlehrer und zum anderen mit seinen Büchern. Über allem war die Versuchung groß, in seiner täglichen Gemeinschaft mit Gott nachzulassen, jene „stille Zuneigung der Seele“.

Disziplin wurde erneut das Wichtigste für ihn, um seinen Wandel mit Gott aufrecht zu erhalten. Dazu mußte er früh aufstehen, bevor

es im Gasthof lebhaft und laut zuging. Sehr bald entdeckte er seine „Gebets-Schlupfwinkel“ in den Bergen, verschiedene Orte je nach Wetterlage. Eine frühe Gewohnheit war, auf und ab zu laufen und laut zu beten, so wie jemand mit seinem Freund spricht. Sehr oft benutzte er ein Gesangbuch, indem er die Worte der Lieder laut betete. Mitunter betete er für die Stadt, wenn er sie auf einem Berg sitzend betrachtete.

James war erst 22 Jahre alt, und er lernte rasch, sich selbst zu schulen gegen die unterschwelligten Angriffe von Teilnahmslosigkeit und Resignation. Er tat sein bestes, um treu zu sein in den ganz alltäglichen Dingen.

„Eine kleine Sache“, sagte Hudson Taylor, „ist eine kleine Sache. Aber Treue in einer kleinen Sache ist eine große Sache.“

James schrieb in jener Zeit: „In letzter Zeit wurde es mir dringlich bewußt, daß es wenig ausmacht, in welcher Arbeit wir stecken. Solange Gott uns die Arbeit in die Hände gelegt hat, ist die treue Verrichtung derselben im einen, wie im anderen Fall gleich wichtig. Eine Versuchung, mit der ich sehr oft zu kämpfen habe, und die in vielen Variationen recht beharrlich ist: ‚Wenn ich mich nur in dieser oder jener Position befände,‘ zum Beispiel, ‚sollte ich da nicht große Arbeit leisten können! Ja, z.Zt. studiere ich Ingenieurwesen, aber wenn ich erst einmal in der Ausbildung für Missionsarbeit stehe, wird das alles schon ganz anders aussehen.‘ Oder ‚Ich befinde mich momentan in der Vorbereitung, belege Bibelkurse und so, aber wenn ich erst mal nach China ausreise, dann geht’s erst richtig los.‘ ‚Ja, jetzt habe ich meine Heimat verlassen, aber ich bin ja noch auf der Reise, weißt du; aber wenn ich erst mal so richtig in China drin bin, dann werde ich eine ausgezeichnete Möglichkeit zum Dienst haben.‘ Oder ‚Nun, hier im Trainingszentrum geht meine gesamte Zeit fürs Sprachstudium drauf – wie soll ich da Missionsarbeit tun können? Aber wenn ich erst so richtig heimisch geworden bin in meiner Station und frei reden kann, dann werden die Gelegenheiten unbegrenzt sein!‘ etc., etc.

Es ist ein ständiges Wenn und Aber. Ich denke fast, der Teufel liebt diese Konjunktionen. Ich habe heute und dies in begrenztem

Maße, die Möglichkeiten, von denen er mich abhalten möchte, (nicht, daß ich den Versuchungen stets erlegen bin), aber er ist weit davon entfernt, mir zu helfen, in diesen Dingen treu zu sein, denn da zieht er ganz andere Saiten auf. Die blanke Wahrheit ist, daß die Schrift uns nirgends lehrt, auf Gelegenheiten zum Dienst zu warten, aber in den Dingen zu dienen, die uns gerade vor den Händen liegen. Der Herr befiehlt uns zu arbeiten, zu wachen und zu beten; aber Satan schlägt uns vor, auf eine gute Gelegenheit zum Dienst, zum Wachen und zum Gebet, die sich natürlich von selbst ergeben werden, zu warten – und es ist unnötig, zu erwähnen, daß diese Möglichkeiten immer in der Zukunft liegen. Da die Dinge, die uns unmittelbar im Weg liegen, von Gott gegeben wurden, wer sagt uns da, daß der eine Dienst wichtiger und geistlicher sei als der andere? Ich glaube, daß treu zu sein (man sagt dies so ehrfürchtig) in der Verkündigung des Evangeliums gleichsam notwendig ist, wie beim Tellerwaschen in der Spülküche. Ich tue nicht mehr das Werk des Herrn, indem ich Gottes Wort den Chinesen bringe, als Du, wenn Du z.B. ein Paket zum Schneider bringst. In keinem Fall ist es unsere Sache, uns unsere Arbeit auszusuchen. Und wenn Gott sie für uns ausgesucht hat, sollten wir uns da nicht besser gleich an die Arbeit machen, ohne erst lange auf etwas Besseres, Größeres oder Edleres zu warten?“

Somit ordnete James in jenen frühen Tagen seine Gelegenheiten. Es gibt keinen geistlichen Sieg, außer in der Gegenwart.

„Wir sagen oft, ‚Oh, da freue ich mich schon so sehr drauf, wenn es doch schon heute wäre‘. Haben wir irgendein Recht, mit unserer gegenwärtigen Situation, in die Gott uns gestellt hat, unzufrieden zu sein, so daß wir uns nach etwas sehnen, was in weiter Ferne liegt? Ich denke nicht. Es gibt eine große Ausnahme – wir sollen mit freudiger Erwartung das Kommen unseres Herrn herbeisehnen. Doch selbst hier sollen wir geduldig sein. Und das Erscheinen unseres Heilandes zu erwarten, ist etwas völlig anderes, als nach Dingen zu jagen, die wir uns wünschen, die jedoch in weiter Zukunft liegen. Warum soll ich mich in der heißen, feuchten Regenzeit in Tengyueh nach den Trockenmonaten sehnen, wo alles viel einfacher ist? Hatte Gott es nicht beabsichtigt, mich gerade in jenes Unbehagen von Hitze und Mehltau hineinzustellen? Warum soll ich mir die Zeit her-

bei wünschen, wo ich besser Chinesisch sprechen kann? Will Gott nicht, daß ich Ihm auch in der Lehrzeit des Sprachstudiums diene? Warum wünsche ich mir mehr freie Zeit für mich alleine, zum Lesen, etc.? Obwohl es das Natürlichste in der Welt ist, so zu denken, empfinde ich, daß es in keinster Weise schriftgemäß ist. An dieser Sache ist mehr Fleisch als Geist. Und es erscheint unvereinbar mit dem Frieden Gottes, der, wie verheißen, unsere Herzen und unsere Gedanken bewahren möge durch Jesus Christus. Der Apostel Paulus schreibt, daß er ‚gelernt hat‘, in welcher Situation auch immer, ‚zufrieden zu sein‘, und er deutet an, daß er diese Haltung durch Disziplin erreicht hat. Und ich nehme an, daß es bei jedem von uns so sein soll; unsere natürliche Neigung ist, nach etwas zu streben, das in der Zukunft liegt.“

James erste schwankende Versuche in der Verkündigung erhielten Ermutigung und Ansporn von Seiten Emberys. Obgleich er nun fähig war, auf den Straßen zu reden, hatte er nie zuvor zu einer Gruppe sprechen müssen, und als die erste Anfrage in der Kapelle zu predigen kam, war er sehr nervös. Er verbrachte viel Zeit, um dafür Notizen anzufertigen. Was hat ein Missionar eigentlich zu sagen?

„Bei meiner Vorbereitung ging ich zuerst durch die Apostelgeschichte und einige andere Stellen, um herauszufinden, welches Evangelium zu predigen uns befohlen wurde. Das Ergebnis war für mich sehr lehrreich. Ich hätte mir nie vorstellen können, daß das Evangelium so einfach ist. Warum? Petrus und Paulus verkündeten das Evangelium in Worten, die in einer Minute gesagt sind!

Und ich fand vier Dinge heraus, die wesentlich in der Verkündigung des Evangeliums sind:

1. Die Kreuzigung Jesu Christi – eine theologische Erklärung ist überflüssig.
2. Die Auferstehung Jesu Christi – das Wichtigste. Das Evangelium wurde niemals ohne diesen Aspekt verkündet.
3. Ermahnung an die Zuhörer, für ihre Sünden Buße zu tun.

4. Die Verheißung an alle, die an Jesus Christus glauben, daß sie Vergebung von ihren Sünden erhalten.

Über diese vier Punkte hinaus werden andere sporadisch erwähnt, aber es sind ihrer nicht viele. Christen zu lehren, ist etwas völlig anderes. Aber den Nichterretteten das Evangelium zu predigen ist so einfach, wie es nur sein kann. Ich würde mich nicht damit belasten oder die Verantwortung dafür übernehmen, ein ‚anderes Evangelium‘ zu predigen.“

Seine erste Übung schien gut anzukommen, als er den Menschen auf dem Marktplatz die Grundwahrheiten des Glaubens erklärte. Um seine Botschaft zu bestärken, teilte er Traktate aus an die, die lesen konnten.

Der erste Blick

Der Marktplatz von Tengyueh war ein einziges Gewimmel an Geschäftigkeit. Umgeben vom chinesischen Flair des Handels, hasteten Händler aus allen Teilen des Südwestens herum, um Gemüse, Haushaltswaren, eigenartige Medikamente und befremdliche Schmuckstücke zu verkaufen. Sie bauten Marktstände auf oder hockten auf der Erde und feilschten um Bruchteile eines Groschens, wobei sie darauf bedacht waren, Vorteile und Gewinn zu erzielen. Den ganzen Tag über konnte man Gruppen von Reisenden beobachten, die des Staubes müde auf grauen Straßen und entlang der Erdhäuser umher trotteten. Es waren auch etliche Tiere anwesend. Schweine und Hühner behaupteten ihre Rechte über dem vermordenden Müll, der den Bettlern gehörte. Hoffnungslos überladene Esel mit blutigen Rücken wurden von eifrigen Händlern vorwärts getrieben; und überall knurrten und kämpften Hunde, denn nur die aggressiven überlebten. Und genau an diesem Ort sah James die Menschen aus dem Volksstamm in den Bergen das erste Mal.

Sie waren schwer zu übersehen. Sie trugen Turbane, verzierte Schärpen und weiße Gamaschen. Die Frauen trugen farbenprächtige Gewänder, die mit Muscheln und Perlen geschmückt waren. Sie waren die „Affenmenschen“, sagten die Chinesen voller Verach-

tung. Sie lebten zusammengedrängt in den Bergen. Wenn jedoch die lokale Historie korrekt war, waren sie die Ureinwohner der Hauptgebiete Chinas, die durch die Eindringlinge nach Süden und Westen vertrieben worden waren. Historiker schätzen, daß es von ihnen über dreißig Millionen gab, unterteilt in 150 Stämme, von denen jeder seine eigene Sprache oder Dialekt besaß. Sie hatten sich in die Weiten der Berge von Yünnan und den Nachbarprovinzen zurückgezogen. (Später, nach der Übernahme durch die Kommunisten in 1949, wanderten viele nach Burma und Thailand aus.)

James anfängliches Interesse an diesen Menschen entsprang den Berichten von einer großen Umkehr zu Gott unter den Volksstämmen von Ostyünnan, unter anderen den Miao und den Lisu. James Aufgabe war, in den östlichen Provinzen zu helfen, sobald sein Sprachstudium beendet war.

Er sah eine Gruppe der Lisu über den Markt schlendern und war sogleich bei der Sache. Neben ihnen hergehend, versuchte er sich in Chinesisch mit ihnen zu unterhalten. Sie verstanden kein Wort. Ungeachtet dessen führte er sie zu dem kleinen Raum, den er Verkündigungssaal nannte, und sie gingen freudig mit. Als sie dort ankamen, warfen sie sich nieder und neigten ihre Stirn mehrmals zum Boden, weil sie überwältigt waren von der Freundlichkeit des weißgesichtigen Fremden. Eifrig gestikulierend versuchten sie, ihm zu erklären, daß sie sechs Tagesreisen entfernt in den Bergen lebten, wo es viele ihres Volkes gab.

Während er später zurück in seinen kleinen Gasthof ging und die enge Treppe hinaufstieg, rasten seine Gedanken. Könnte nicht auch eine große Umkehr zu Gott unter den westlichen Lisu geschehen? Er fühlte sich wie ein Geschäftsmann, der eine große Marktlücke entdeckt hatte. Er war selber überrascht von der unmittelbaren Zuneigung, die er für diese Menschen empfand.

„Gleich zu Beginn wurde mir eine große Bürde zum Gebet für diese Menschen auferlegt. Irgend etwas schien mich zu ihnen hinzuziehen“, sagte er später. Aber er schwieg darüber. Auf jeden Fall war einsame Pionierarbeit im Westen weitaus weniger attraktiv, als einem Team von Erntearbeitern im Osten beizustehen, wenn es

jemals soweit käme. Außerdem, wie so oft bei einer Berufung durch Gott, wäre es offensichtlich kein logischer Schritt. Es gab Millionen Menschen in den Städten Chinas, ohne auch nur auf die in den Bergen und darüber hinaus zu schauen.

Erster Alleingang

Eines Morgens, kurz nach diesem Ereignis, stand James vor Sonnenaufgang auf und zog sich beim Licht einer Öllampe an. In diesem Falle trug er die Kleidung eines chinesischen Kulis und bequeme Sandalen zum Wandern, denn er war dabei, eine Viertagestour über die Berge in eine chinesische Stadt namens Paoshan zu unternehmen. Er ging zu Fuß, denn kein Esel konnte die steilen Abhänge, noch die reißende Strömung des Salweenflusses bewältigen. Er reiste mit leichtem Gepäck, indem er nur ein Gewand zum Wechseln, eine Decke, einige kleine Bücher und Traktate mit sich trug.

„Ich bin James Fraser einmal begegnet“, bemerkte ein amerikanischer Missionar. „Mein Esel war mit der Hälfte meiner Sachen beladen und der Esel meines Kulis mit der anderen. Während wir langsam um den Berg gingen, beladen mit einem Campbett, Töpfen, Pfannen und was weiß ich noch, geradewegs in der Mitte von Nirgendwo, begegnete ich James, der völlig unbelastet und fröhlich mit einer schmalen Tasche auf dem Rücken daher schlenderte. Im ersten Moment dachte ich, er wäre ein chinesischer Kuli.“

James schrieb begeisterte Briefe nach Hause, wo er seine Reise von Tengyueh nach Paoshan beschrieb. Keine seiner Bergtouren in den Alpen konnte sich mit dieser überwältigenden Landschaft messen. Er schlief am steinigen Bergweg, wanderte stundenlang in stetigem Regenfall und erreichte endlich den Gebirgspaß in 2438 m Höhe (8000 Fuß) über der Ebene von Paoshan, und nach einem langen Abstieg kam er zu den Stadttoren.

Weil er auf seinen Abenteuerreisen alleine war, außer einem freundlichen Kuli, beschrieb er seine Erlebnisse in seinen Briefen an seine Familie und seine Freunde. Er berichtete von einem ermüdenden Marsch durch die Stadt auf der Suche nach einem Gasthof für die

Nacht. Als schließlich ein Wirt ihm ein Zimmer gab, fand James heraus, daß es ein Stall war, aber er fegte ihn mit einem Strohhalm aus und dachte, daß der „Raum“ völlig ausreichend für seine Bedürfnisse war. Er breitete seine feuchte Kleidung über den Dachsparren aus und ging in ein chinesisches Gewand gekleidet hinaus, um sich mit den Menschen auf der Straße anzufreunden.

Paoshan

James erster Tag in Paoshan war ein Sonntag, und er verließ die Stadt auf der Suche nach einem Ort, um einen einsamen Gottesdienst zu halten. Es war früh am Morgen und als er seine Schritte wieder in Richtung Stadt setzte, hatte sich der Morgennebel gerade verzogen.

„Als ich zu einigen Männern kam, die ihr Vieh bewachten, setzte ich mich zu ihnen an einen kleinen Bach. Auf meine Frage, ‚Habt ihr schon von der Jesus-Lehre gehört?‘ antworteten sie mir, ‚Nein, erzähle uns davon.‘ So erzählte ich ihnen das Evangelium, so deutlich es mir möglich war. Sie hörten gut zu und stellten Fragen. Einige Vorübergehende hielten an und setzten sich zu uns, so mußte ich von vorne anfangen. Mehr und mehr kamen herbei, bis ich das Gleiche vier- oder fünfmal erzählt hatte und ein Dutzend mir zuhörte. Als die Sonne höher stieg, verlagerten wir unseren Kreis unter einen Baum, und ich fuhr fort. Ob sie alles verstanden, was ich ihnen erzählte, kann ich nicht sagen, aber sie hörten aufmerksam zu, schienen sehr interessiert und waren ausgesprochen freundlich. Als ich einmal kurz aufstand, zerriß ich mein Gewand, und einer von ihnen rannte heim, um Nadel und Faden zu holen, und er reparierte den Schaden für mich. Ich predigte etwa eineinhalb Stunden zu ihnen, als zwei von ihnen mich zu anderen Plätzen brachten, wo ich wieder mit Menschen reden konnte.

Als ich am Nachmittag erneut in die Stadt ging, sah mich ein Mann in einem Teeladen, während ich Traktate verteilte und bat mich hereinzukommen. Er gab mir eine Tasse Tee und bat, die Traktate sehen zu dürfen. Bald hatte sich eine Menge versammelt und ich predigte, wie schon am Morgen. Der Mann, der mich hereingebeten hatte,

schien recht gebildet zu sein. Er las die Traktate, hörte sehr gut zu und verstand wohl auch den größten Teil.“

Der Mann, der ihm den Tee gekauft hatte, war von Beruf Gerber, und er saß eine geraume Zeit im Teeladen und stellte Fragen. Sein Name war Chao Ho und er war der erste in Paoshan, der für Jesus Christus gewonnen wurde.

Ein anderer, der unmittelbar Interesse zeigte, war Wang, der Silberschmied. Mr. Wang war durch die Lehre, die der Fremde brachte, neugierig geworden und es bereitete ihm einige Mühe, ihn in seinem Gasthof zu finden, wo er James einlud, ihm nochmals alles zu erklären. Der Tisch von Mr. Wang war mit guten Speisen reich gedeckt und über dampfenden Schüsseln von Reis und Gemüse erklärte Fraser ihm mehrmals den Weg des Heils.

Mr. Wang errichtete eine Bude vor seinem Geschäft und auf einem Schemel sitzend, rief James der vorübergehenden Menge seine Botschaft zu. Ihr Interesse, ihre Fragen und ihre Bereitschaft, die Broschüren anzunehmen, machten einen großen Eindruck auf ihn. Menschenmengen versammelten sich Stunde um Stunde, um diese neue Botschaft zu hören. In jener Zeit des politischen Umbruchs hatten viele von ihnen leidenschaftliche Redner der Revolution kommen und gehen sehen, aber sie hatten niemals auch nur im entferntesten eine Botschaft wie diese gehört.

Als die Nacht hereinbrach, war James über alle Maßen erschöpft.

Nach mehreren Tagen Non-stop-Predigens, verbrachte er einige Tage in den Bergen, um den Menschenmengen zu entfliehen. Er setzte sich in den Schatten einer Pagode, um sich vor der sengenden Mittagssonne zu schützen.

„Es war ein wunderschöner Tag und ich hatte eine klare Sicht über die Ebene in beide Richtungen, wie über die Stadt. Es ist wahr, hier hat noch nie ein Missionar gelebt; und die gesamte Ebene, mit einer Bevölkerung von vielleicht hunderttausend, ist ohne das Licht des Evangeliums. Ich glaube, daß Gott selbst durch nur einen Zeugen Seines Namens unter diesen Tausenden in Paoshan verherrlicht würde.

Es macht mich traurig, daß sich nur so wenige für das Missionsfeld anbieten. Ich kann mir nicht helfen, aber ich denke, daß da irgendwas irgendwo falsch liegt. Sicherlich will Gott, daß Seine Leute vorwärts gehen. Besteht des Herrn letzter Befehl etwa nicht mehr? Wenn wir uns nur diesen Winkel der Welt hier in Yünnan anschauen, so erscheint da ein eigentümlicher Unterschied zu sein zwischen den riesigen Gebieten, großen Städten, unerreichten Volksstämmen, die auf Arbeiter warten, die nicht kommen, und den großen Missionsveranstaltungen daheim, den Kollekten und Unterstützern, den missionarischen Schriften, die herausgebracht werden, etc., etc. Und die Not ist die gleiche, wenn nicht sogar größer, in anderen Teilen der Welt. Viele Millionen Menschen, denen das Evangelium nie klar gebracht wurde – und nur eine Handvoll Missionare, die aus ihrer Heimat in jene Länder gesandt werden.“

James Einsatz von Literatur erwies sich im Paoshan Gebiet als recht fruchtbar. Die Chinesen sind ein nachdenkliches Volk und Literatur kann man nicht so leicht erhalten. Mitunter verkaufte er die farbigen Büchlein für ein oder zwei Groschen, und manchmal gab er sie kostenlos weiter. Meistenteils war es das Markusevangelium, aber es gab auch Traktate mit Predigten von Spurgeon.

Der Dieb

James mußte in dem überfüllten Markt von Mangshih, einer Stadt südlich von Paoshan, vorsichtig sein, oder seine Bibel und sein Geld würden gestohlen, während die Menge um ihn herumstieß. Plötzlich stieß jemand an seinen provisorischen Tisch und sein Bücherstoß flog herunter. Einige waren in Pfützen durchgeweicht, andere wurden von vorüberlaufenden Eseln zertreten und etliche mit Lichtgeschwindigkeit in die weiten Ärmel der Gewänder gesteckt. Ein roter Umschlag blitzte auf, als ein Sechsjähriger sich flink ein Markusevangelium in sein Hemd stopfte und in der Menge verschwand. Es war ja kein richtiger Diebstahl, dachte sich der Junge, weil doch vieles umsonst weitergegeben wurde – jedenfalls ließ er sich nicht von einem schlechten Gewissen belasten.

Der Sechsjährige war ursprünglich aus geschäftlichen Gründen auf

den Markt gegangen. Sein Vater war ein sehr erfolgreicher Konditor und brachte seine chinesischen Kuchen oft auf den Markt von Mangshih. Sein Name war Moh, und er war intelligent und belesen. Daher wußte sein Sohn, daß er sich für das Büchlein interessieren würde. Sorgsam trug der Junge die Broschüre über den Gebirgspfad nach Hsiangta. Weitaus mächtiger als ein zweischneidiges Schwert begann das Markusevangelium in jenem vergessenen Gebirgshaus eine schweigsame Revolution.

Reise ins Lisuland

James Interesse an dem Volksstamm hatte in keinster Weise nachgelassen, aber sowohl er, als auch Embery fühlten, daß sie auf eine Einladung warten sollten.

„Die Sache ist in des Herrn Händen“, schrieb er. „Wenn Er will, daß ich gehen soll, so wird Er mich hinsenden. Es wäre sehr unklug, Dinge zu beschleunigen oder Türen gewaltsam aufzubrechen, die Er verschlossen hat. Aber wir werden sehen. Gott hat für uns große Dinge getan am anderen Ende der Provinz, und wir können nichts als hoffen, daß Er hier ebenso mächtig wirkt.“

Etliche Einladungen erwiesen sich erfolglos; versprochene Führer tauchten nicht auf. Währenddessen bemerkte der Koch, den James und Embery beschäftigten, ihre wachsende Enttäuschung. Der Koch verstand mehr und mehr vom Glauben, und er begleitete James oft auf seinen Straßenverkündigungsausflügen.

„Es ist finster“, schrieb er, als er jene Tage beschrieb, „die Menschen laufen ziellos und ohne Aufgaben müßig herum. Ich nehme einen alten Stuhl und der Koch hält die Laterne ...“

Eines Tages kam der Koch in großer Aufregung vom Markt zurück. Ihn begleitete ein Lisuführer, der sofort bereit war, James in sein Lisudorf mit Namen Pleasant Valley (Angenehmes Tal) zu führen.

Und so war es etwa ein Jahr nach seiner Ankunft in Tengyueh, daß James an einem Maimorgen mit seinem Lisuführer aufbrach. Die

Reise ging zu Fuß in Richtung Westen, entlang dem strömenden Tengyueh Wasserfall und den Hängen, wo der Tempel der Winde stand, schließlich einen Pfad hinauf hoch in die Berge, wo das Gebiet der Lisu begann.

Die Siedlung Pleasant Valley bestand aus circa zwölf Bambushütten, die am Berghang klebten. Es gab einige Aufregung im Dorf, bemerkte James, als er und sein Führer über den Zaun stiegen, der das Dorf umgab. Er entdeckte sehr bald, daß es der Vorabend einer Verlobungsfeier war und ringsumher war geschäftiges Treiben und Fröhlichkeit. Hoch erfreut über den unerwarteten Besucher breiteten die Lisu James Bett auf dem Erdboden am Hauptlagerfeuer aus und gaben ihm seine Schüssel mit Reis und Eiern.

Im rauchigen Feuerschein sah er zum ersten Mal die fröhlichen, gastfreundlichen Menschen des Volksstammes, der ihm so sehr am Herzen lag. Bis spät in die Nacht hielt das Reden und Lachen an. Der Kreis ums Feuer wurde nur zeitweise vom Aufleuchten eines Kiefernastes unterbrochen, wenn ein Nachbar seine Lampe anzündete, um heimzugehen.

Sprechendes Papier

Am nächsten Tag gab es für James viel zu beobachten. Die Feier sollte am Abend stattfinden und der ganze Tag wurde mit Vorbereitungen zugebracht. Er trug zur allgemeinen Fröhlichkeit bei, da er kein Wort Lisu sprechen konnte. Sie rissen ihre Augen auf, als er anfang, Laute auf ein Papier zu schreiben.

„Er nimmt uns unsere Sprache weg“, beschwerte sich einer, „und wir werden nichts mehr haben, was wir reden können.“

Am Ende des Tages hatte James sich vierhundert Sätze unter Gebrauch des englischen Alphabetes gesichert. Dieses Zauberkunststück mit ihrer Sprache bot endlose Unterhaltung für die Dorfleute; sie wurden vom Lachen über das sprechende Papier geschüttelt. Die Chinesen hatten stets behauptet, daß man ihr Stammesgeplapper niemals aufschreiben könnte.

„Während die Feier fortschritt, wurde ich sehr hungrig. Der Abend war hereingebrochen, und ich hatte den ganzen Tag nichts zu Essen bekommen, außer zum Frühstück Reis und Kohl. So gaben sie mir eine Mahlzeit, bevor sie selber angingen – Reis und Shanchi Fleisch, eine Art von Gebirgsziege. Das war alles, was sie selber aßen, außer selbstgemachtem Wein, dem sie fleißig zusprachen.

Es waren etwa fünfzig Leute zum Fest da, und sie saßen in einer Art Oval auf Brettern auf dem Boden, der Reis und das Fleisch in der Mitte auf Brettern.

Das Essen war kein ernstes, formelles Geschäft, vielmehr eine Familienfeier voller Fröhlichkeit. Ich habe keine Ahnung, wer das Verlobungspaar war, aber sie hoben sich wohl nicht besonders heraus. Nach dem Festessen (ich fürchte, das Trinken ging die ganze Nacht weiter), gab es eine Unterbrechung, doch konnte ich keine Ordnung in dem gesamten Vorgang entdecken. Es war wie ein Croquet Spiel bei Alice im Wunderland! Ich ging dann hinein und saß mit einem Dutzend anderer um ein großes Holzfeuer. Ein Mann erzählte eine alte Lisusage mit einer Sing-Sang Stimme, und die anderen fielen in einer Art Chorus ein. Ich konnte vom Ganzen nichts verstehen.

Kurz danach sagten sie mir, sie würden nun mit dem Tanz beginnen, welcher bis zur Morgendämmerung andauern würde. Ich hatte nicht die leiseste Idee, welche Art von Tanz es sein würde. Mein Gastgeber sagte mir, daß ich jederzeit in sein Haus gehen könne, aber er dachte offensichtlich, daß ich dableiben und alles mitansehen wollte.

Ich saß in einer Ecke fast unbemerkt. Das Trinken ging die ganze Zeit weiter. Während Männer und Frauen sofften, herumschrien, lachten, standen einige auf, andere setzten sich hin, etliche gingen hier- und dorthin, wieder andere nach draußen und einige kamen herein, nicht wenige in grell farbigen Gewändern. Der Rahmen war ein schmutziger, alter Raum in einem Lisuhaus, alles rauchig und schwarz, große rußige Getreidekästen hier und da, ein oder zwei Hunde, die über den Boden rannten und dies alles lange nach Einbruch der Dunkelheit in einem Dorf der Einheimischen in Südwest China.“

Die Folgen des reichlichen Alkoholzuspruchs waren vorhersehbar. James fand keinen mehr mit klarem Verstand, der ihm zuhörte, wozu er eigentlich gekommen war. Aber zu seiner Überraschung bahnte sich ein Mann am nächsten Morgen einen Weg über die liegenden Zecher und zwar mit einer Einladung in sein Dorf am Trinket (wertloses Schmuckstück) Berg, sechs Meilen (etwa zehn km) entfernt. Die Menschen dort würden gerne Chinesisch lesen lernen, sagte er.

Siebentausend Fuß

Erfreut über die neue Gelegenheit, startete James zu dem kleinen Dorf, das 7000 Fuß hoch in den Bergen lag. Hier blieb er eine Woche und lebte von dem, was sein Gastgeber ihm brachte – Reis und Gemüse, zweimal täglich – und er schlief auf dem Erdboden am Lagerfeuer wie sie. Sie waren an seiner Botschaft in einfachem Chinesisch sehr interessiert. Wie viele Bergbewohner waren sie von Natur aus musikalisch und liebten es, die wenigen chinesischen Lieder zu lernen, die er ihnen beibrachte.

Die Koh Familie, bei der er Gast war, waren Animisten, wie die meisten der Stammesleute. Im hinteren Winkel ihres Hauses gab es ein Dämonenregal. Eine Schüssel Reis, ein Räuchergefäß und ein Bündel Blätter, in denen scheinbar die Geister wohnten, standen auf dem Regal. Über alledem hing ein rotes Papier mit den Worten Himmel und Erde. Dieses Regal war ein mächtiges Mahnmal, daß hinter der offensichtlichen Freundlichkeit der Lisu und ihrem Willkommen für James und seine Botschaft die Garnisonen eines feindlichen Gastgebers standen. Jedoch hatte James kaum eine Ahnung, wofür dieses Dämonenregal stand.

Eines Abends konnte er die Unterhaltung zwischen dem Vater und seinen vier Söhnen nicht verstehen, da sie in Lisu redeten, aber sie machten ihm sehr bald deutlich, daß das Dämonenregal herunter sollte. Sie wollten den wahren Gott, von dem sie gehört hatten und Seinen Sohn Jesus Christus erfreuen. Und so, ohne ein Wort von James, wurde das Regal samt Inhalt ins Feuer, in der Mitte des Raumes, geworfen.

Fraser wußte, daß sie nur wenig verstanden. „Es ging alles freudig und undurchsichtig zu“, schrieb er nach Hause. Endlich hatte ein kleines Licht die Dunkelheit ihres Verstandes durchbrochen, obwohl er sie mit einem kaum nennenswerten Verständnis der Wahrheit zurücklassen mußte. Er konnte sich den unheilvollen Umschwung der Geschehnisse, die folgten, kaum vorstellen.

Einsamer Posten

James sehnte sich danach, nach Tengyueh zurückzukehren und seine Erlebnisse mit Mr. und Mrs. Embery zu teilen. Er benötigte jemanden, um sich mit ihm auszutauschen. Wie sehr schätzte er ihre Freundschaft und ihre liebevollen Ratschläge! Es war nun für ihn ein großer Kummer, zu hören, daß diese, seine erfahrenen Kollegen nach Tali gesandt wurden, und seine Briefe zeigten, wie schmerzhaft er jene Erfahrung empfand.

Er begleitete Mr. und Mrs. Embery, trug ihr Baby sieben Meilen die Stadt hinaus und ging alleine in seine leere Missionsstation zurück.

„Wäre es möglich gewesen“, schrieb er, „daß jemand anders nach Tali hätte gehen können, wären die Emberys dazu nie aufgefordert worden, aber die Knappheit an Mitarbeitern ist so groß, daß keine anderen Maßnahmen ergriffen werden konnten. Wie die Dinge hier liegen, heißt das, daß ich ganz auf mich gestellt bin und es auf unbestimmte Zeit bleiben werde. Ich erwarte, daß Mr. McCarthy eine Zeitlang zu mir kommen wird, vielleicht im nächsten Monat. Dennoch trage ich die Verantwortung, nach dem vergleichsweise großen Anwesen zu schauen, genauso wie die viel schwerer wiegende Verantwortung, das Evangelium nun alleine zu verkündigen. Somit ist keine leichte Bürde auf meine Schultern gefallen.“

James hatte nun die Verantwortung für die Station in Tengyueh. Mehr als je zuvor war er abhängig von der Fülle der Gemeinschaft mit Gott.

Große Prüfung in kleinen Dingen

Seine gegenwärtige Situation war in jeder Hinsicht „gegen die Natur“. Er hatte keine Freude an der Führung eines Haushalts und auch nicht daran, nach dem Anwesen zu schauen. Er fand den Hausjungen reizbar und empfindlich: In schöner Regelmäßigkeit entstand zwischen dem Jungen und dem Koch Streit. Endlose Kleinigkeiten, die erledigt werden mußten, füllten die Zeit aus, die er zum Sprachstudium verwenden wollte, und er mußte lernen, „fortwährende Unannehmlichkeiten“ um des Evangeliums willen in Kauf zu nehmen. Versagen an diesem Punkt in seinem Leben hätte zu einem geistlichen Stillstand für all die kommenden Jahre geführt. Zusätzlich sehnte er sich nach einem Mitarbeiter, mit dem er sich austauschen konnte. Nach einigen Wochen des Alleinseins schrieb er:

„Irgendwie fühle ich, daß meine beste Gelegenheit zum Chinesischstudium für immer verloren ist. Unterbrechungen, Besuche und die Beschäftigung mit Details verschlingen den größten Teil meiner Zeit. Nicht daß ich mich beklagen würde; ganz im Gegenteil bin ich sehr froh, so vollständig in die Missionsarbeit hineinversetzt zu werden. Aus diesem Grunde sind wir nach China gekommen. Aber ich habe herausgefunden, daß es ein Fehler ist, zu planen, in einer vorbestimmten Zeit ein gewisses Pensum an Arbeit zu erledigen. Es endet in Enttäuschung, außerdem ist es meiner Meinung nach nicht der rechte Weg, an solche Dinge heranzugehen. Es macht einen ungeduldig bei Unterbrechungen und Verzögerungen. Gerade wenn man dabei ist, eine Arbeit zu beenden – kommt jemand herbei und will mit dir plaudern! Nun denkst Du sicher, es ist unmöglich, bei solch einer guten Möglichkeit, das Evangelium weiterzugeben, ungeduldig zu sein – aber genau das ist man. Vielleicht wolltest du dich gerade in Ruhe zum Mittagessen hinsetzen oder du schreibst rasch einen Brief, der noch die Post erreichen soll oder du warst gerade im Begriff, dringend benötigte Frischluft zu schnappen. Aber der Besucher muß begrüßt werden, und ich denke, es ist gut, eine innere Haltung heranzubilden, die einen fähig macht, jemanden zu jeder Zeit herzlich willkommen zu heißen. ‚Kein Zutritt, außer bei geschäftlichen Angelegenheiten‘ zeugt wohl kaum von einem missionarischen Geist.

Und damit nicht genug – in letzter Zeit merke ich, daß diese persönliche Arbeit genauso wichtig ist, wie das Predigen. Einen Mann zu haben, der dich in deinem Haus sehen will und wo du offen und direkt mit ihm über sein Seelenheil sprechen kannst, was könnte besser sein? Ich denke, daß ein Appell unter diesen Umständen viel beeindruckender ist. Natürlich hat die Verkündigung vor der Menge seinen Platz, aber es ist nicht der einzige Weg, um Menschen zu Christus zu führen, weder in der Schrift steht es so, noch außerhalb ist dies bewiesen. Es scheint eigenartig zu sein, daß ein Missionar so etwas sagt, aber wenn Gott mir eine Geistesgabe gegeben hat, dann ist es nicht die der Verkündigung. Ich kenne meine eigene Plumpheit und all das andere ... – aber der Herr hat mir immer in der Mann-zu-Mann-Arbeit geholfen, und genau solche Arbeit gibt Er mir hier.“

Es ist interessant zu sehen, daß James meinte, seine Gabe wäre nicht die der Verkündigung, weder daheim, noch in Übersee. Jedenfalls waren seine Predigten in Yünnan mitunter recht durcheinander. Er befolgte die Gewohnheit eines regelwidrigen Predigers aus seiner Heimat, dem nachgesagt wurde, daß er öfters vom Thema abschweife. „Darauf sagte er stets“, erinnerte sich James, „ob er nun bei seinem ‚Thema‘ bliebe oder nicht, er danke Gott dafür, daß Er bei Seiner ‚Sache‘ blieb, welche es sei, Menschen zu Christus zu bringen. Ich hoffe, daß ich ‚dafür‘ nie die Sicht verliere.“

Enttäuschungen und Rückschläge entmutigten ihn von Zeit zu Zeit sehr. Fragende Menschen, die Interesse gezeigt hatten, meldeten sich nicht mehr. Die Menge gewöhnte sich an seine Botschaft und ging unbewegt vorüber. Einige riefen Proteste und warnten andere, sich mit diesen fremden Eindringlingen einzulassen.

Aber James entdeckte, daß Gott selbst sich unvorbelasteten Menschen offenbar machen wollte, und sehr oft älteren Frauen. Wie Mrs. Li. Nur eines ihrer elf Kinder hatte die Kindheit überlebt, und dieser eine Sohn war opiumsüchtig wie sein Vater. Aus ihrer Not heraus kam Mrs. Li zu einer lebendigen Beziehung mit Jesus Christus.

„Hör‘ nur, was sie sagt: ‚Für gewöhnlich war ich ängstlich und

bekümmert über alle Sachen, genauso war ich ärgerlich und voller Groll über die Art und Weise, wie ich behandelt wurde, aber heute ist das nicht mehr so. Wenn ich anfange, so zu denken, dann wende ich mich zu Gott und Er bringt den Frieden in mein Herz zurück.'

Wenn ich sie ermahne zu beten, antwortet sie: ‚Ja, ich bete. Ich denke unentwegt über Gott nach und bete zu Ihm, während ich meine Arbeit verrichte.‘

Nur eine arme, unwissende Frau, die ihren Lebensunterhalt mit Wäsche waschen verdient, verachtet und verspottet von vielen, grausam mißhandelt von ihrem Mann und dennoch vertraut sie täglich alles ihrem Heiland an und lobt ihren Gott! Manchmal weint sie fast, wenn sie mir von all ihren Sorgen berichtet, aber die meiste Zeit ist sie lebhaft und fröhlich.“

Donnergrollen der Revolution

James wurde zu einer wohlbekanntten Figur in Tengyueh, und wurde es umso mehr, als er aktiv beim Löschen eines Feuers mithalf, das den Hauptteil der Stadt bedrohte. Die Chinesen waren beeindruckt, daß ein Ausländer um ihr Volk und dessen Eigentum bemüht war, wo er selber doch gar nicht betroffen war. Viele Besucher kamen, um ihn zu sehen, und etliche erfragten seine Meinung über den drohenden Umsturz der Manchu Dynastie. Große Hoffnungen wurden auf die revolutionäre Ratsversammlung von Sun Yat Sen gesetzt. Es gab auch Besucher, die sich über Philosophie unterhalten wollten und nach seiner Sicht von Sokrates und Aristoteles fragten. An all diesen Themen interessiert und aufmerksam bei jeder Gelegenheit, schloß James in jenen Tagen vor der Revolution von 1911 viele gute Freundschaften.

Neuigkeiten von seinen Lisufreunden waren unregelmäßig und entmutigend. Einer der Koh Söhne kam wegen Augenmedizin und berichtete von Mißernte und Armut im Dorf. Gleichfalls sagte er, daß die Geister die Menschen grausam plagten. Aber James konnte nicht fort; seine Pflichten lagen in Tengyueh.

Ihm wurde überdeutlich klar, daß er die Station in Tengyueh möglicherweise jahrelang würde gut und treu führen können und dennoch sehen müßte, daß wenig für den Herrn getan wird. Vielleicht würde sogar ein langsames Wachstum in der Arbeit zu verzeichnen sein und es könnten sogar einige treue Zeugen gefestigt werden. Aber irgendwie fühlte er, daß da ein riesiger Vorrat an Kraft vorhanden war, den er bisher kaum angezapft hatte. Er schrieb nach Hause an seinen ehemaligen Klassensprecher:

„Es erscheint eine enorme Verantwortung, der einzige Prediger der Botschaft in einem Radius von über hundertfünfzig Meilen zu sein. Ich spüre meine Schwachheit sehr deutlich, aber dem Herrn scheint es Freude zu machen, wenn Seine Macht in Schwachheit mächtig ist. Darf ich Dich bitten, in besonderer Weise für mich zu beten, daß Gott mich zur Errettung vieler kostbarer Seelen gebrauchen möge?

Mehr und mehr bin ich nach alledem davon überzeugt, daß es nur die Gebete von Gottes Leuten sind, die den Segen auf die Arbeit herabrufen, ob sie nun direkt beteiligt sind oder nicht. Paulus mag pflanzen und Apollos begießen, aber Gott gibt das Wachstum; und dieses Wachstum kann durch gläubiges Gebet vom Himmel bewirkt werden, ob es nun in China oder England dargebracht wird. Wir sind, wie es sein soll, Gottes Botschafter – gebraucht von Ihm, um Seine Arbeit zu tun, nicht unsere. Wir tun unseren Teil und dann können wir nur gemeinsam mit anderen auf Ihn und Seinen Segen schauen. Wenn dem so ist, dann können Christen daheim genausoviel für die Außenmission tun, wie die Arbeiter vor Ort. Ich glaube, es wird erst am letzten Tag bekannt werden, wieviel in der Missionsarbeit durch die Gebete von ernsthaften Gläubigen aus der Heimat erreicht wurde. Und das ist sicherlich der Kernpunkt des Problems. Solch eine Arbeit besteht nicht aus außergewöhnlichen Ausstellungen, Diashows, fesselnden Berichten und so weiter. So gut diese Dinge sein mögen, sie sind nur eine Schale und nicht die Wurzel der Sache. Solide und bleibende Missionsarbeit geschieht auf unseren Knien. Was ich mehr als alles begehre ist ernsthaftes, gläubiges Gebet, und ich schreibe Dir, um Dich zu bitten, viel Gebet für mich und die Arbeit hier in Tengyueh weiterhin aufzubauen.

Ich würde mir wünschen, daß Du ständig für mich betest, nicht nur für die Errettung von Außenstehenden, sondern auch um Segen für die, die Christus angenommen haben. Hierin möchte ich selber völlig ernsthaft und erfüllt mit dem Geist Gottes sein.“

KAPITEL 3 Die unerbittlichen Höhen

Doch gab es viele Aspekte im Leben, die James viktorianischer Mutter und seinen Freunden daheim verborgen waren, mit denen sein Mitarbeiter Carl Gowman jedoch konfrontiert wurde. Schon bald gewöhnte er sich an die Frauen, die auf ihren winzigen, gebundenen Füßen daherhumpelten, aber an die Schreie der Mädchen, deren Füße aus diesem Grunde gebrochen wurden, konnte er sich nicht gewöhnen (die Vorstellung war, daß sie niemals heiraten würden, wenn ihre Füße groß wären). Von Zeit zu Zeit mußte er sich sehr zusammenreißen, um andere Grausamkeiten mitanzusehen.

Tod eines Sklaven

Als Carl und James eines Tages die Hauptstraße entlanggingen, hörten sie Rufe und ärgerliche Stimmen. Ein kleines Sklavemädchen wurde wegen eines Vergehens geschlagen. Die beiden jungen Missionare blieben stehen, um der Sache auf den Grund zu gehen und entdeckten, daß das Mädchen ernsthaft krank war. Die Menge wollte nicht zulassen, daß James sich einmischte: Es ginge ihn nichts an.

Einige Stunden später kehrte James zurück und erkundigte sich nach dem Kind. „Sie ist tot“, sagte ein Mann, der den Hof fegte. Er reckte sein Kinn, „da drüben in der Leichenhalle“. James ging zur Leichenhalle und der Hauswart erlaubte ihm, die Holzkiste zu sehen, worin ihr kleiner Körper lag. James hob den Deckel an und tastete nach dem Puls des Kindes: Er schlug sehr schwach. Er nahm die Kiste mit an die frische Luft und das Mädchen schlug die Augen auf.

Mittlerweile wurde der Hauswart ängstlich und auch sehr ärgerlich. „Sie werden dein Haus niederbrennen, wenn sie herausfinden, daß ein Fremder hier irgend etwas berührt hat“, schimpfte er.

James trug das Kind auf seinen Armen heim. Sie legten sie auf ein Bett und er und Carl flößten ihr ein wenig zu trinken ein. Die nächsten Tage bemühten sie sich mit größter Sorgfalt um das flackernde Leben. Und mit junggesellenhaftem Enthusiasmus planten sie, wie sie sie adoptieren, aufziehen und ihre Schule bezahlen würden. Aber es sollte nicht sein. Das Kind starb nach einer Woche – eines von Hunderten der kleinen, unerwünschten Mädchen in der Stadt.

Die Bestechung

Eines Morgens kurz nach diesem Vorfall stand James Tür offen, so daß die Morgensonne hereinschien. Als er aufsaß, war er überrascht, eine stumme Gestalt auf den Stufen stehen zu sehen, die sich klar vom Hintergrund der Berge abhob. Es war ein Mann von den Lisu. Als James hinausging, um ihn zu begrüßen, sah er ein Aufblitzen vieler Farben. Der Mann trug einen Silberfasan in seiner Hand, den er in den Bergen gefangen hatte. Er wollte, daß James diesen herrlichen Vogel als Geschenk annahm, aber ebenfalls wollte er zehn Dollar für eine Familienhochzeit ausleihen und lud ihn gleichzeitig als Gast ein.

James befand sich in einem Zwiespalt. Er verlieh niemals Geld. Aber er bat den Lisu hereinzukommen und während sich dieser mit Carl unterhielt, ging James auf sein Zimmer, um über die Situation zu beten. Nur wenig später kehrte er zuversichtlich zurück und übergab die zehn Dollar.

Die Familie Tsai machte großartige Vorbereitungen, um James, Carl und den Koch bei der Hochzeit zu empfangen. Eine Baugenehmigung war nicht notwendig, um ihr Bambushaus am Berghang zu vergrößern. Eine angelehnte Erweiterung sorgte für ein angemessenes Gästezimmer. Das Dach bestand aus Gras, ein Loch in der Mitte für das Feuer und ein Haufen Kiefernäste versorgte sie mit dem nötigen Licht. „Sechs-Familien-Senke“ war nur eine winzige Siedlung, bestehend aus drei Familien. Carl und James verbrachten hier einige Tage, bevor die Hochzeitsfeierlichkeiten begannen. Sie entdeckten, daß Mutter Tsai offensichtlich alles in

der Hand hatte. Ihr erster Mann war gestorben und hatte ihr Land und Kinder hinterlassen. So hatte sie erneut geheiratet und durch ihren ausgeprägten Geschäftssinn Wohlstand in ihre Familie gebracht. Sogleich war sie offenkundig an James Botschaft interessiert und trotz aller Geschäftigkeit wegen der bevorstehenden Hochzeit setzte sie sich hin und hörte aufmerksam zu. Sie zeigte einen echten Hunger nach Gott.

Hochzeit in den Bergen

Die Hochzeit selber war ein farbenprächtiges Ereignis, begleitet vom reichhaltigen Genuß des betäubenden Reisweines. Der Bräutigam, schrieb James, sah gut aus, „wie ein Hochländer (Anmerkung des Übersetzers: mit Hochländer ist ein Schotte gemeint) in seiner vollen Montur“.

Der große Augenblick war gekommen, als die Braut das Haus betrat. „Ihre Schwiegermutter und eine andere, ältere Dame gingen hinunter und geleiteten sie, jede an einer Seite, die Stufen empor ins Haus hinein. Eine Brautjungfer war auch zugegen. In dem Moment, wo sie die Tür betraten, wurden vier Schüsse abgefeuert und zwar aus Musketen vom Typ ‚William der Eroberer‘. Genau das war der Höhepunkt des gesamten Geschehens.

Nun gab es viele Verbeugungen und Zutrinken auf das Wohl des Paares, woran sich ein Kreistanz und eine Art Pantinentanz anschloß. Drei Mädchen, ein Junge und ein Mann standen in einer Reihe, wobei die Mädchen sich an den Schultern berührten. Nicht weit entfernt standen ein weiterer Junge, die Brautmutter mit so etwas wie einer Gitarre und dahinter noch ein Mann. Alle blickten sie in eine Richtung und ohne sich umzudrehen, bewegten sie sich im Takt der Musik. Ich wünschte, Du hättest dabei sein können! Die Kleidung der Mädchen spottet jeder Beschreibung. Ja, alle Frauen ziehen bei solchen Anlässen prachtvolle Gewänder an. Einige von ihnen sehen sehr schön aus. Sie lieben karierte Muster, aus großen Quadraten unterschiedlichster Farbe. Ebenso tragen sie enormen Kopfputz und eine breite Auswahl an Borten, Schleifen, Ketten, Armbändern und was weiß ich noch alles!“

Carl und James lehnten den Reiswein höflich ab, doch erhielt jeder von ihnen einen großen Klumpen kalten Schweinefettes zum Verzehr.

„Ich glaube, Gowman hat seine Portion gegessen, aber ich ließ mir lieber ein Platanenblatt geben, um meine darin einzuwickeln.“

Das Gelage dauerte zwei Tage und zwei Nächte, die mehr als hundert Gäste wurden zunehmend betrunken und der Festverlauf immer verworrener. In einer Art von Stumpfsinn hörten sie zu, wenn James und Carl ab und an auf ihrer kleinen, tragbaren Orgel spielten, dazu sangen und versuchten, ihnen die Botschaft des Kreuzes zu erklären. Aber erst als die Hochzeit vorüber war und die Gäste heimgegangen, konnten sie mit der eigentlichen Arbeit beginnen.

Die Familie Tsai

Schnee fiel auf die oberen Bergketten, als die Familie Tsai sich um ihr Lagerfeuer versammelte, um James und Carl zuzuhören. Hunde, Hühner und Schweine spazierten ein und aus, genau wie die Babys und Kinder, während die Orgel spielte und das Gespräch seinen Verlauf nahm. Besonders Mutter Tsai wollte die Wahrheit erfassen und glauben. Sie war voller Fragen und dachte gründlich nach. James fand seinen Freund, den Koch, unermüdlich, indem er ihr alles erklärte.

Sie blieben eine Woche und besuchten in der Zwischenzeit die Kohs am „Trinket Mountain“. Nur der alte Vater war anwesend. Er hatte große Schmerzen wegen eines Augenleidens, doch war er froh, James zu sehen und bat ihn zu bleiben. Doch die Söhne waren fort und so versprach James, zu einem späteren Zeitpunkt zurückzukehren.

Mittlerweile zehrte das Reisen von einem Stamm zum anderen an Carls Kräften und James wußte, sie mußten ihn bald nach Tengyueh zurückbringen, damit er ausruhen konnte. Der raue Lebensstil und die unzureichende Ernährung waren doch sehr gewöhnungsbedürftig.

Ihre letzte Nacht verbrachten sie bei der Familie Tsai in der „Sechsfamilien-Senke“. Sie hatten den Glauben angenommen und sagten, daß Jesus der Sohn Gottes und für ihre Sünden gestorben ist. Sie wollten wahrhaftig Mitglieder Seiner Familie sein, Kinder Gottes. Sie wußten nicht, wie man in Lisu betet, aber würde es Gott stören, wenn sie in gebrochenem Chinesisch zu Ihm beteten? Sie könnten ja die Lieder singen, die sie gelernt hatten, oder? Sie würden James in Tengyueh besuchen, um mehr zu lernen.

Ermutigt kehrten James und Carl über die Berge nach Tengyueh zurück.

Wie palastartig ihnen das Missionshaus auf einmal erschien! Wie weich die Betten, wie fürstlich das Essen und wie sauber alles aussah!

Gemeinde zu viert

In Tengyueh selber wuchs die kleine Gemeinde heran und zum ersten Mal wollten sich vier Menschen taufen lassen. Mrs. Li würde sich bei der Rückkehr von Mrs. Embery taufen lassen, aber James nahm die drei Männer – den Koch, einen Wasserträger und einen Lehrer – mit an einen stillen Nebenfluß nahe der Tengyueh Wasserfälle, wo Zuschauer von einer Brücke aus alles beobachten konnten.

„Nach der Taufe blieb ich stehen, wo ich war, in der Mitte des Flusses und predigte den Zuschauern auf der Brücke. Erneut bewegte es mich, welch eine wunderschöne und einfache Handlung dies ist – Gottes frische Luft und Gottes fließendes Wasser schienen mir passender und natürlicher als jedes Taufbecken innerhalb einer Gemeinde.“

Die kleine Gruppe ging zurück und teilte Brot und Wein, Symbole des Leibes und des Blutes des Herrn Jesus! Es war eine erinnerungswürdige Freude. Nun gab es eine kleine Herde, für die man sorgen mußte, die ersten Gläubigen in dieser Ecke Südwestchinas.

Viele Dinge nahmen von jetzt an James Zeit in Anspruch. Obwohl

er sich anerzogen hatte, niemals einen Tag vorübergehen zu lassen, ohne auf den Straßen oder Märkten zu predigen, hielt ihn nun alles davon ab. Es wurde zu einem Kampf, das zu tun, wozu er nach China gekommen war.

„Als ich sehr abgeneigt war, hinauszugehen, auf einen Stuhl zu steigen und einer unbewegten Menge zu predigen, fühlte ich doch einen inneren Drang, dem ich nicht widerstehen konnte. In mir war so viel geballtes Evangelium, das einfach hinaus mußte. Letzten Freitag wurde ich von jenem Predigt dienst abgehalten und ich versuchte, mich damit zu verträsten, es am folgenden Tage nachzuholen. Aber am Samstag passierte das Gleiche und als die Zeit des Abendgebetes nahte, hatte ich wieder einen Tag ohne diese Zeugnismöglichkeit vorüberziehen lassen. Doch dabei fühlte ich mich äußerst unwohl. Mein ganzer Seelenfriede war verschwunden, und mit größter Ungeduld erwartete ich das Ende der Versammlung.

Als diese beendet war, hielt ich den Konflikt nicht länger aus und ging, obwohl es spät war, auf die Hauptstraße! Dort stieg ich auf die Plattform und brachte den Menschen meine Botschaft. Als ich dies getan hatte, war ich sehr glücklich! Es ist schon eine gute Sache, wenn Gott dich auffordert, mit Ihm zu arbeiten, oder? Aber ich denke, es ist noch besser, wenn Er dich drängt, es selbst zu tun!“

Trotz aller Verpflichtungen in jenen Tagen lagen die Lisu ihm verstärkt auf dem Herzen. Jeden Tag wünschte er sich, Zeit zu haben, um sie nochmals besuchen zu können. Wie dem auch sei, sie kamen an den Markttagen herunter und machten es sich zur Gewohnheit, ihn zu besuchen. Nach einem solchen Besuch, bei dem Mitglieder der Familie Tsai anwesend waren, schrieb er:

„Ihren Besuch genoß ich außerordentlich. Ihre einfache Unbefangenheit zieht mich immens an. Sie ziehen dich in ihr Vertrauen, als wenn du ein alter Freund der Familie wärest. Der Mann, der geheiratet hatte, als wir zuletzt oben waren, lernte eines von Pastor Hsis Liedern und sie lieben es. Das bringt ihr Gesamtrepertoire auf ganze drei Lieder.

Andächtig singen sie all ihre Lieder zum täglichen (!) Abendgebet

und stehen dann als Familie auf zum Gebet. Sie erzählten mir, sie könnten jetzt in Lisu beten. Am Sonntagabend, (diese lieben, einfachen Seelen!), versuchen sie, eine besondere Versammlung zu halten.

Es gibt eigentlich nicht viel mehr, was sie bewältigen könnten, dennoch singen sie ein wenig mehr als sonst und probieren herauszufinden, wovon diese Lieder handeln. Ganz schön ungeschliffen, oder?

Doch frage ich mich ernsthaft, ob der Herr nicht mindestens genauso erfreut ist über ihre einfachen, tastenden Versuche Ihn anzubeten, als über unsere gut durchorganisierten Gottesdienste daheim? ‚Aus dem Munde der Unmündigen und der Kinder hast du dir Lob bereitet.‘

‚Old Six‘ wie der Bräutigam genannt wird, hielt uns an, als wir dabei waren das Lied zu lernen. ‚Ich sage dir, Lehrer‘, unterbrach er, ‚es ist so gut seit wir Christen sind! Die bösen Geister verfolgen uns nicht mehr, wie sie es vormals taten. Die Leute sagen, daß die meisten Lisu im ‚Tal des Behagens‘ darauf warten, ob unserer Tsai Familie irgend etwas geschehen wird. Wenn nicht, wollen viele von ihnen auch Christen werden.‘“

Das Angesicht des Feindes

James geriet plötzlich auf einen Schauplatz der Kampfführung, auf die er völlig unvorbereitet war. Der Fürst dieser Welt überläßt sein Gebiet den Kindern Gottes nicht einfach kampflos. Die Berge waren unzählige Jahrhunderte die Festung Satans gewesen: Es wäre nicht leicht, sie einzunehmen. Die Überredung, eine Zeitlang ein halberziges Lippenbekenntnis abzulegen, wäre eine relativ harmlose Übung; dies konnte durchaus neben einem Dämonenregal existieren. Aber wenn der Geist des lebendigen Gottes die Herzen dieser Menschen erneuern und Sein Reich dort aufbauen würde, wäre dies eine völlig andere Sache; es würde den Sieg am Kreuz demonstrieren! Der Feind würde gegen solch eine Möglichkeit eine Offensive starten. Er würde den Botschafter, dessen Botschaft und alle, die dem zuhörten, angreifen.

An einem Abend sang Familie Tsai wie üblich ihre Lieder, als der alte Vater die Frage wegen dem Dämonenregal aufwarf. Sofort entschied die Familie, es zu verbrennen, und sie verbrannten es restlos. In dieser Nacht wurde der alte Mann von Rückenschmerzen geplagt, die sich rasch auf den gesamten Körper ausbreiteten. Seine Schmerzen waren so groß, daß die ganze Familie aufblieb, um ihm helfen zu können. Schließlich baten sie Gott um Hilfe. Nach dem Gebet ließen die Schmerzen merklich nach und gingen endlich ganz weg. Dies bedeutete einen gewaltigen Meilenstein in ihrem Glauben. Dennoch blieb eine schemenhafte Furcht vor den Dämonen und ihrer Macht, Rache zu üben, zurück. Als James von dem Geschehen erfuhr, versicherte er ihnen, daß der Name Jesus über alle Namen ist. „Sein Sieg ist vollbracht, nehmt ihn in Anspruch“, sagte er. Doch von dem Vorfall selber war er sehr erschüttert.

„Kleiner Fluß“

Wenig später war er genügend befreit, um eine weitere Reise zu den Lisu zu unternehmen. Er wollte sehen, wie die Dinge dort vorangingen, wo er vormals war und er wollte die Lisusprache erlernen. Überall begegneten ihm warmherzige und freundliche Menschen, um nicht zu sagen neugierige.

Während jener Reise, die er in Gemeinschaft von Old Five aus der Tsai Familie verbrachte, schrieb er:

„Ich hatte eine gute Zeit in ‚Kleiner Fluß‘. Es ist nur ein kleines Dorf bestehend aus sechs Familien, die einfachsten Menschen, die mir je begegneten. Wir waren vier Tage bei ihnen. Ich genoß den Luxus eines Einzelzimmers – oh nein, nicht privat! Privatsphäre ist hier oben ein Fremdwort. Die ‚Mauern‘ dieses Hauses, hergestellt aus Bambusstäben, ließen weit mehr hinein als nur die freie, frische Luft! Die gesamte Zeit über kommen Leute zu dir, stellen dir endlose Fragen, möchten deine Sachen sehen und spucken den roten Saft ihrer Betelnüsse über den ganzen Boden. Wenn du es das erste Mal siehst, so denkst du, es sei Blut. Doch selbst das macht mir nichts. Ich denke, ich mag fast alles an ihnen, bis auf ihr Spucken! Sie sind wie Kinder und genauso liebst du sie.“

Sie betasteten seine Kleider, durchwühlten seine Taschen, saßen auf seiner Schlafmatte und sahen ihm beim Schreiben zu. Sie waren sehr überrascht, daß er 26 Jahre alt und unverheiratet war. Sie sehnten sich danach, eine englische Frau zu sehen: Der Mann, der Mrs. Embery gesehen hatte, erzählte ihnen etliche sagenhafte Geschichten. Vielleicht könnten sie ihm eine Lisufrau besorgen – selbstverständlich nur die allerbeste Lisufrau, die sie in den Bergen finden konnten, versicherten sie ihm.

Diese Menschen aus „Kleiner Fluß“ spürten, daß sein Leben menschlich gesehen sehr einsam war.

Aus diesem Grunde schätzte er seine liebevolle Aufnahme bei ihnen besonders. Etliche Tage blieben James und Old Five in „Kleiner Fluß“ und lehrten die Einwohner die Grundwahrheiten des Evangeliums. Old Five half ihnen, in Lisu zu beten, und James lehrte sie einfache geistliche Lieder. Die Menschen erwärmten sich für die Botschaft. Sie nahmen die Wahrheiten der Lehren Jesu für sich in Anspruch und sagten, sie wollten Christen werden. Könnten sie nicht für Jesus eine Kapelle bauen, wie sie den Dämonenaltar gebaut hatten, dort oben am Berghang?

„Es war ein armseliger kleiner Ort mit einem Strohdach und zu allen vier Seiten hin offen. Hier gab es keine Götzen, denn die Lisu sind keine Götzenanbeter. In dieser Hütte gab es nichts außer einem rohgezimmerten Regal, auf dem die Speiseopfer dargebracht wurden, wenn die Geister kamen und sie quälten. Old Five und ich fragten nach, ob sie bereit wären, dieses zu entfernen. Nach eifrigem Beratschlagen erklärten sie uns, daß sie bereit wären, alles aufzugeben, was mit dem Christentum unvereinbar wäre – somit dürften wir mit dem Regal machen, was wir wollten. Old Five und ich gingen hoch, und es tat gut zu sehen, wie er es herunterriß und beim Hinauswerfen rief: ‚Was haben wir Christen mit der Furcht vor Dämonen zu tun?‘ In Chinesisch schrieb ich eine Inschrift auf einen schmalen Querbalken, genau an dem Platz, den zuvor das Regal besetzte, um ihre Umkehr deutlich sichtbar zu machen.“

An jedem Abend und jedem Morgen versammelten sie sich, um den

Gott des Himmels und der Erde anzubeten. Ein Leiter wurde gewählt, um ihren Gottesdienst zu leiten. Zuerst dachten sie, dieser Gott müsse örtlich festzulegen sein. Was würde mit ihnen geschehen, wenn sie hoch oben in den Bergen wären, um ihr Vieh für einige Tage zu hüten und könnten so nicht bei der Versammlung anwesend sein? James erklärte ihnen, daß es Gott gefallen würde, die Hirten in den Bergen zu Ihm beten zu hören.

Schließlich waren es ja Seine Berge. Er hatte sie geschaffen.

Angriff auf Familie Koh

Mit leichten Schritten verließen James und Old Five „Kleiner Fluß“ und versprachen, täglich für diese jungen Gläubigen zu beten und bald zurückzukehren. Sie setzten ihren Fuß in Richtung „Trinket Mountain“, um dort die Familie Koh zu besuchen. Es war ein steiler Aufstieg und jede Anstrengung wurde mit einem atemberaubenden Ausblick belohnt. Die Mühsal und der Schweiß, aus diesem kargen Erdreich ihren Lebensunterhalt zu kratzen, ließ wenig Zeit und Interesse für landschaftliche Schönheit bei den Lisu übrig – oder in gleicher Sache bei den chinesischen Kulis. Aber Old Five begann zu verstehen, wieviel James die Schönheit der Berge bedeutete, während sie zum Dorf kletterten und hier und da anhielten, um alles aufzunehmen.

Das verrunzelte Gesicht von Old Koh sieht müde aus, dachte James, als sie ihn im Türrahmen sitzen sahen. Als sich der alte Mann erhob, ihn zu begrüßen und ihn hereinbat, erschien der Raum nackt und leer. Vielleicht ist die Ernte mißlungen, dachte James.

Schon bald versammelten sich Familie und Freunde im Haus, und James und Old Five begannen mit einigen Liedern. Doch der Gesang erschien mechanisch und in einer Ecke des Raumes hatte eine Diskussion begonnen. James bemerkte gleich, daß die Spannung zunahm. Koh Three schien Einwände zu haben. Rasch wurde offensichtlich, daß James nicht fortfahren konnte und ein großes Palaver in schnellem Lisu, welchem er nicht folgen konnte, fand statt.

Die Versammlung brach ab und obwohl er die ganze Nacht da blieb, war es ihm nicht möglich, die Situation zu erfassen. Erst am folgenden Tag, als sie sich wieder an den Abstieg machten, da setzte sich Old Five nieder und machte seinem traurigen Herzen Luft.

„Er sagte, daß, als ich das erste mal oben war, die Kohs alles glaubten, was ich ihnen erzählt hatte und sich entschieden hatten zu Gott und dem Herrn Jesus zu beten. Zu dieser Zeit lebten vier Söhne daheim. Nicht lange danach erkrankte der jüngste Sohn. In Einklang mit meiner Lehre beteten sie für seine Heilung – zumindest einige unter ihnen scheinen dies getan zu haben. Aber das Krankheitsbild verschlechterte sich nur.

Dennoch beteten sie wohl weiter, doch weiß ich nicht, ob sie nicht in ihre alten Wege zurückfielen. Dem Jungen ging es zusehends schlechter, bis sie voll Verzweiflung entschieden, es müsse etwas anderes getan werden. So hörten sie auf zu beten und ließen einen Wahrsager kommen, der ihnen berichtete, der Grund der Krankheit sei ‚Besessenheit‘ durch einen Geist. Er erklärte ihnen, was sie zu opfern hätten, um den Geist zu besänftigen – ein Schwein, Geflügel oder sonst etwas. Sie opferten es und von dem Zeitpunkt an genas der Junge.

Danach geschah eine Zeitlang nichts. Doch dann brach der Sturm los. Koh Three ist ein ruhiger und sanftmütiger Jugendlicher. Von ihm würdest du niemals etwas Ungewöhnliches oder gar Gewalttames erwarten.

Aber eines Abends drehten er und sein jüngerer Bruder völlig durch.

Er packte einen großen Getreidekorb und schlug wild auf ihn ein, als wäre es ein Gong und die ganze Zeit tobte er dabei und erschreckte jeden. Schließlich krochen die beiden auf den ‚chiat’ang‘ (ein schmaler Tisch, der den Ehrenplatz unterhalb der Ahnentafeln behauptete) und rasten dort wie verrückt. Koh Three schrie seinen alternden Vater an:

„Komm hierher und bete (kotow) mich an oder ich werde sterben.“

Der jüngere Bruder begann, seinen Mund mit Reis zu stopfen – dies wird nur getan, wenn Leute im Sterben liegen, um ihnen etwas zu essen in die andere Welt mitzugeben. Von großer Angst ergriffen, stand der alte Mann auf und brachte seinen Söhnen demütige Huldigungen dar. Doch sie tobten weiter. Daraufhin ergriff Koh Three eine Räucherschale aus Ton und schrie in dämonischer Wut: ‚Ich werde euch Erdenmenschen zeigen, ob ich Macht habe oder nicht!‘ Voller Gewalt schleuderte er die Tonschale zu Boden und sie zerbrach nicht. Nach diesem Wutanfall erkrankte der jüngere Bruder erneut. Trotz größter Bemühungen ging es ihm immer schlechter und er starb.

Kurz darauf ging Koh Two, ein weiterer Bruder, auf die Felder und schimpfte mit seiner Frau wegen irgendeiner Kleinigkeit. Diese ging umgehend heim und verübte mit Opium Selbstmord. Sogleich rannnte Koh Two fort und seitdem hatte man von ihm nichts mehr gehört. All dies ist geschehen, denken sie, weil sie die Anbetung der Geister verlassen und sich Gott und Jesus zugewandt haben.

‚Erinnerst du dich,‘ fragte mich Old Five, ‚was wir einmal für eine große Familie waren? Es scheint kaum etwas von ihr übriggeblieben zu sein.‘

Und wenn mir bewußt wird, welchen Standpunkt sie in diesen Dingen vertreten, dann wundert es mich nicht, daß sie mich nur selten besucht haben, aber, daß sie überhaupt gekommen sind.“

James erkannte darin das Angesicht Satans.

Schließlich war es das Markusevangelium gewesen, das Old Koh zuerst gelesen hatte mit nicht weniger als zehn Stellen über das Austreiben von Dämonen in den ersten sechs Kapiteln. Doch war dies eine neue Konfrontation für James, und er war zutiefst beunruhigt darüber.

„Wenn ich über die ganze Sache nachdenke, so erscheint mir die Erklärung dazu in Lukas 11,24-26 zu liegen. Nach einer lebenslangen Sklaverei im Dienst des Bösen versuchten diese Menschen, auf stümperhafte Weise auszubrechen und durch Jesus Christus Gott

anzubeten. Dann kam die Prüfung ihres Glaubens. Satan wütete. Er stach sein Messer in die, die es wagten, seine Autorität in seinem Lisukönigreich anzuzweifeln.

Satan war erfolgreich. Alte Gewohnheiten und Aberglaube fielen mehr ins Gewicht als der noch schwache Glaube. Seine Rebellen gaben ihm seinen Untertaneneid zurück. Zuerst, als eine Art süße Belohnung, um zu zeigen, welch guter Herr er ist – genas der Junge; doch dann mit siebenfacher Macht schlug er mit der Peitsche zu.“

Trotz der in ihm heranreifenden Überzeugungen brauchte James lange, um zu glauben, daß Besessenheit durch Dämonen heute noch genauso real sein kann wie zu der Zeit, als Jesus auf dieser Erde lebte. Doch warum nicht?

„Du magst es vielleicht Einbildung nennen, aber von der Schrift wissen wir klar, daß Satan der ‚Gott dieser Welt‘ ist und zwar genauso, wie er es vormals war. ‚Die ganze Welt liegt in dem Bösen.‘ Was es für mich so schmerzhaft machte, war, daß die Lisu in ihrer Unwissenheit alle Schwierigkeiten ignorierten in ihrem Versuch, Christen zu werden, anstatt bewußt eine Umkehr von ihrer Dämonenanbetung zu vollziehen. Und der letzte bittere Tropfen für mich war, mitanzusehen, wie dies alles den Glauben von Old Five erschütterte.“

Tag der Not

James evangelistische Einsätze in dem Gebiet der Lisu waren so fruchttragend erschienen und die Menschen dort so aufnahmebereit, daß diese neuerliche Entwicklung ihm ein schockierend neues Verständnis brachte.

Zurückgekehrt in Tengyueh gab er sich dem Gebet hin. Für etliche Wochen wurde er von der Arbeit in der chinesischen Stadt verschlungen, aber täglich schaute er aus seinem nach Westen zeigenden Fenster zu den Bergen und hoffte auf Besucher aus den Lisudörfern.

Dann, eines Morgens, kam Old Five und es wurde sehr klar, warum kein Lisu ihn besucht hatte.

„Ich kann Dir nicht alles berichten“, schrieb James voller Kummer, „doch der Böse war übereifrig. Das Ergebnis ist, daß die Tsai Familie, mit Ausnahme von Old Five, zu ihren alten Wegen und zum Aberglauben zurückgekehrt sind.“

Während ich nicht da war, erkrankte der älteste Enkel an Fieber. Ein wenig Chinin hätte möglicherweise geholfen, aber anstatt zu uns zu kommen und um Medizin zu bitten, wie ich es ihnen im Notfall angeboten hatte, hörten sie auf ihre Nachbarn und riefen einen Zauberer. Es sei der Geist, erzählte er ihnen, der zornig sei, weil sie den Strauß Blätter weggeworfen hatten, und er war gekommen, um Rache zu nehmen.

Daraufhin hingen sie wieder einen großen Strauß Blätter auf und versprachen den Geistern, ein Schwein zu opfern. Dies würden sie tun, sobald sie es sich erlauben könnten. Herunter kamen die Lieder, die farbigen Traktate, etc., und die christlichen Bücher wurden weggepackt.

Sie haben aufgehört zu singen und zu beten.

Von der gesamten Familie scheint alleine Old Five standhaft zu bleiben.

Die anderen haben einen kompletten Rückzug vollzogen, zumindest vorläufig. Sie haben nichts dagegen, daß er Christ bleibt, wenn er es so will, doch sie wollen ihre Zeit anderweitig nutzen; vielleicht später, wenn es wieder sicherer ist, etc. Selbstverständlich ist dies ein Argument Satans, ich kann Dir gar nicht sagen, wie ich über alledem empfinde – Du mußt Deine Vorstellungskraft benutzen. Aber ich werde nichtsdestotrotz weiter für sie beten wie bisher. Du auch?“

Diese Nachrichten hatten fast physische Auswirkungen auf James. Seine gesamten Anstrengungen hatten sich wohl in Luft aufgelöst. All seine Hoffnungen und Ermutigungen erwiesen sich als Fehl-

schläge. Jetzt wünschte er sich, er hätte Mr. Hoste in Shanghai niemals in so glühenden Worten über eine beginnende Arbeit unter den Lisu geschrieben. Es war praktisch nichts übriggeblieben: Die Tsais schienen mit Ausnahme von Old Five zurückgefallen, und selbst er schwankte; die Kohs hatten ihren neuen Glauben verleugnet; und nun erhielt er Nachricht aus „Kleiner Fluß“.

„Sie berichten mir“, fuhr er fort, „daß die Leute aus ‚Kleiner Fluß‘, die so aufnahmebereit waren, als ich bei ihnen weilte, nun auch zurückgekehrt sind. Sie sagten, daß, nachdem ich wegging, etliche von ihnen krank wurden, und sie sich so wieder ihrer Dämonenanbetung zuwandten.“

Ob das alles so stimmt, weiß ich nicht. Wenn es so ist, möge Gott ihnen vergeben, denn sie wissen nicht oder können es kaum wissen, was sie tun.“

James war zutiefst niedergeschlagen. Er war immer noch für die Arbeit im Osten der Provinz vorgesehen und seine Zeit ging dem Ende zu.

„Sehnsüchtig wünsche ich mir, die Grundlagen für eine echte Arbeit hier zu sehen, bevor ich fort muß“, schrieb er in jenen Tagen. Doch die Ernte im Osten schrie nach Arbeitern und die Saat im Westen schien fehlgeschlagen.

James war froh, Carl bei sich zu haben, um sich mit ihm austauschen zu können.

Carl würde bald heiraten und diese Aussicht erhellte die Stimmung im Missionshaus erheblich. Und just zu dem Zeitpunkt, als er so bitter über der Arbeit unter den Lisu versucht wurde, sandte Gott ihm großen Trost in der Ankunft von Ba Thaw.

Ba Thaw war ein 23 Jahre alter Karen aus Burma, der sowohl fließend Englisch, als auch Lisu sprach. Er war gut geschult und, was noch weitaus wichtiger war, ein sehr gelehrter und tief geistiger Mann. Seine Gegenwart war wie Wasser auf durstiges Land. Er verbrachte einige Tage damit, die Geschwister in Tengyueh zu ermutigen, und sprach ebenso zu einigen Lisu, die zu Besuch

kamen. Und dann begleitete er Old Five zurück in sein Dorf und blieb einige Tage bei der Familie Tsai. Unter anderem lehrte er sie aus der Bibel, daß der Teufel von Anbeginn ein Lügner war. Sein liebevoller Rat wurde wohl aufgenommen und James schöpfte neuen Mut.

Große Inspektion

Mittlerweile hatte ihn ein Brief von Mr. Hoste aus Shanghai erreicht, der ihm vorschlug eine Inspektionsreise in das Gebiet, das ihn interessierte, zu unternehmen. Wieviele Volksstämme gab es dort? Wo lagen diese? Mit welcher Art von Problemen bezüglich der Sprache und des Gebietes müßte man rechnen?

Und so startete James eine sechswöchige Untersuchungsreise in das gesamte nördliche, westliche und südliche Berggebiet. Old Five sollte ihn begleiten, ein wertvoller Übersetzer und Kamerad. James trug seine Baumwolljacke, eine Hose, Baumwollunterhosen, um sich vor Blutegeln und Dornen zu schützen und Sandalen an den Füßen. Außer einigen Verteilschriften und einem Paar Decken für die Nacht gab es wenig zu tragen. Es war eine Reise in unberührtes Gebiet, über Bergketten, die kein Europäer zuvor überquert hatte. Tagelang trotteten James und Old Five voran; sie versuchten, die Entfernungen zwischen den einzelnen Dörfern auf einer selbst angefertigten Karte festzuhalten. Viele der Dörfer bestanden aus einzelnen Bambushütten, die an Berghängen achttausend Fuß, (ca. 2700 m), über der Schlucht des reißenden Salweenflusses klebten. Da es mitten in der Regenzeit war, mußten sie Ströme und Flüsse an Seilen oder auf schwimmenden Planken überqueren, sehr häufig pflügten sie sich Wege durch mehr als fußhohen Matsch. „Aber wenigstens ist es sauberer Matsch“, schrieb James, „der sich völlig von dem schleimigen, dreckigen, dunkelgrünen Zeug um die Vieh- und Schweineställe unterscheidet.“

Ratten zum Dinner

Kälte und Hunger waren stete Begleiter. Mitunter fingen und aßen sie Gebirgsratten oder Wiesel, an anderen Tagen war es ihnen möglich, Reis und Eier in einem Dorf zu kaufen. Ein unerbittlicher Wind blies über die Pässe und sie hießen die rauchigen Feuer bei Nacht in den Dörfern herzlich willkommen. James befand sich in seinem natürlichen Element, „an einem armseligen Ort unter völlig fremden Menschen zu sitzen, tausende Meilen von daheim entfernt und etliche Tagesreisen vom nächsten Europäer, meine nassen Kleider zu wärmen und in eine stille Welt des Nebels, des Regens und der Berge hinaus zu sehen, fühle ich mich mehr als glücklich – allein der Gedanke daran versetzt mich in Freude.“

In jedem Dorf erzählte James die Geschichte von Jesus Christus. An einem Ort namens Tantsah empfing man ihn besonders herzlich. Hier gab es über hundert Familien und er wurde eingeladen zu bleiben und mit den Dorfbewohnern zu reden.

„Den ganzen Tag über gingen Leute ein und aus“, schrieb er über ihre Gastfreundschaft. „Am Abend hatten wir prächtige Versammlungen. Der Raum war zum Bersten gefüllt – Männer und Jungen, Frauen mit ihrem Schmuck, den Schleifen und ihren Babys, alle drängten sich hinein, um zuzuhören. Ihre Aufmerksamkeit war gespannt und ihre Reaktion herzlich.“

„Ja, ja“, stimmten sie eifrig zu, „wir möchten alle Christen sein!“

Dann gab es nach der Versammlung ein nicht zu überhörendes Plaulaver. Eine Menge um den Tisch versuchte, unsere chinesischen Evangelien zu lesen, eine andere Gruppe ums Feuer plauderte und lachte. Um zur allgemeinen Unruhe beizutragen, holte jemand eine Gitarre heraus und spielte zum Tanz auf! Und mir fielen schließlich die Augen zu, todmüde, mit zahlreichen Menschen um mich herum, die mein Moskitonetz begutachteten.“

Bei dieser Inspektion wurde James die Macht des Dämonismus über diese Menschen deutlich vor Augen geführt. Dies war kein kindischer Glaube an etwas, das nicht existierte. Die Dämonen waren

real: ihre Macht nachweislich. Die Furcht, in der die Dorfbewohner lebten, gipfelte in totaler Hörigkeit. In einem Dorf des Tantsah Gebietes waren die Dämonenpriester gezwungen, den „großen Geist“ von Zeit zu Zeit zu besänftigen, indem sie Freiwillige suchen mußten, die eine Leiter aus geschliffenen Schwertklingen empor stiegen. Nachdem sie gereinigt waren, stiegen die Opfer nackt und in Trance die Leiter empor.

„Sie alle erzählen mir, daß kein Mensch, der so vorbereitet war, jemals verletzt wurde, obwohl sie zuvor unter großen Angstvorstellungen leiden.

Ebenso sagen sie, daß keiner je unvorbereitet auch nur den Versuch wagen würde, denn die Klingen würden seine Füße in Stücke schneiden.

Oben auf einer Art Plattform angelangt, schauten sie dann mit starren Augen auf die Menge hinunter und gaben mit einer überirdischen Stimme die Botschaften des Geistes weiter. Manchmal entfachten sie auch ein großes Feuer, indem sie eiserne Ketten zum Glühen brachten – dann ergriffen sie diese in einer Art Wutanfall und schlangen sie sich um ihre Schultern. Auch in diesem Fall verletzten sie sich nicht. Vielleicht nimmst Du nun an, daß die Zuschauer dies alles als Unterhaltung ansehen, doch dem ist bei weitem nicht so. Alle sagen sie, daß sie sich wünschten, sie wüßten, wie sie sich von dieser Last befreien könnten; aber sie werden gezwungen, es zu tun, ob sie nun wollen oder nicht.

Letztes Jahr wurde nur ein Mann als ‚rein‘ genug erfunden, dieses Ritual durchzuführen. Ich sah den Vater dieses Mannes und ihr kleines Heim in den Bergen, wo sie es zulassen, in den teuflischen Strudel hineingezogen zu werden.“

James beobachtete dies alles mit Schweigen. Hatte er den Feind unterschätzt? Aber „hierzu ist der Sohn Gottes geoffenbart worden, damit Er die Werke des Teufels vernichte“ (1.Johannes 3,8).

Es gab auch einige bewegende Beispiele für ihren Hunger nach dem

wahren Gott. Eine arme, gebeugte, alte Frau suchte James in einem kleinen Geschäft auf, wo er mit einer Gruppe von Männern sprach. Ihr Gesicht flehte ihn an. Sie hatte ihn in seinen Predigten sagen gehört, daß Dämonen- und Götzendienst voller Lügen sei. „Bitte, bitte, erzähle mir, was wahr ist“, flüsterte sie. James nahm sich Zeit, ihr den Weg des Heils in Christus zu erklären. „Nun spüre ich Frieden“, sagte sie leise. „Einen hundertfältigen Frieden.“

Die Inhaberin eines gut besuchten Gasthauses bat James, sie zu lehren, wie sie zu dem lebendigen Gott beten sollte. Sie schien die Bedeutung des Kreuzes erfaßt zu haben. Immer wieder sagte sie das kurze Gebet, das er sie gelehrt hatte, auf. Am nächsten Morgen als es noch dunkel war, suchte sie ihn erneut auf. „Sag es mir noch einmal“, bettelte sie. „Ich will beten und keiner wird da sein, mir zu helfen, wenn du gegangen bist.“

Sie machten viele Erfahrungen auf dieser Inspektionsreise. Ein oder zweimal kamen James und Old Five an kleinen Dörfern vorbei, wo Inzucht zu geistigen Behinderungen geführt hatte, die die gesamte Gruppe betrafen. Die meisten Dörfer hatten ihr Rudel wilder Hunde, um Fremde abzuschrecken: wütend knurrende, ausgemergelte Kreaturen, wirkungsvoller als eine Stadtmauer. Eines Tages mußte James einen Angriff von einer Horde dieser Hunde abwehren und wurde schwer verwundet, bis Old Five sie endgültig mit einem Stock vertreiben konnte. Sie verbanden seine blutenden Beine und Füße, so humpelte er mit starken Schmerzen in jenes Dorf, zur Belustigung der Bewohner. Nun, dachte er, seine Füße waren momentan nicht gerade lieblich zu nennen, wenn sie auch die Botschaft des Friedens brachten.

Die Kachin Stämme

Sich wieder südwärts wendend, durchstreifte James die rauhe Gegend der Kachin.

„Dies sind bei weitem die rauhesten Menschen in der ganzen Gegend“, berichtete er. „Eingefleischte Räuber, ihre Hand erhebt sich gegen jedermann und jedermanns Hand gegen sie. Schmutzig,

verwahrlost, unwissend und von allen verachtet. Sie sind nur Wilde und keine Kannibalen.“

An einem der Hügel, dem sie sich in der Gegend näherten, schossen drei Kachinmänner mit Pfeilen auf sie. Nach guter Cowboymanier suchten sie hinter den Felsen Schutz und warteten bis die Angreifer verschwunden waren.

Es gab viele Diebe in den Bergen und mehr als einmal in seiner Laufbahn als Missionar wurde James bis auf seine Unterwäsche ausgeraubt.

Gelegentlich war Old Five auf dieser Reise sehr besorgt, wie er und James die Angreifer abwehren könnten. Doch James versicherte ihm, sie würden den Räubern alles ohne Widerstand überlassen: Gott würde für alles Nötige sorgen, falls ihnen nichts bliebe.

Tatsache war, daß die wilden Kachin sich wegen seiner sanften Annäherungsversuche langsam öffneten. Sie erlaubten ihm, in ihren kleinen Unterkünften zu übernachten, und eine Freundschaft entstand während dieser Reise, die später viel geistliche Frucht trug.

Bericht erhalten

Bei seiner Rückkehr sandte James einen vierzehseitigen Bericht an Mr. Hoste nach Shanghai. Alleine im nördlichen Gebiet gab es 300 Städte und Dörfer mit einer Bevölkerung von 10.000 Lisu und einer noch weit größeren Anzahl an Kachin. Vom Shan Gebiet hatte er noch keine Karte angefertigt. James war von dem Ausmaß der Not zutiefst bewegt.

Etliche Tage lag er in seinem Bett in Tengyueh, vollkommen erschöpft, und Malariafieber schwächte ihn zusätzlich. Seine Beine hatten Geschwüre und bereiteten ihm arge Schmerzen. Seelische und geistliche Depressionen waren die natürlichen Folgen. Und seine Furcht war, einen Brief vom Hauptbüro zu erhalten mit der Order, in den Osten zu gehen.

Doch warum er sich davor fürchtete, wußte er selbst nicht. Denn ein harmonisches und einheitliches Team arbeitete in der östlichen Provinz unter aufgeschlossenen Stammesleuten. Sein eigenes westliches Gebiet besaß niemanden außer ihm, und das Echo auf seine Predigten war sehr schwach.

Der unerbittliche Schlag ließ nicht lange auf sich warten. Ein Brief von Mr. Hoste berichtete ihm, daß die Arbeit im Osten Vorrang habe: Er wurde nach Sapushan beordert, in den Osten der Provinz.

Annehmen können

In Annahme liegt Frieden.

„Ich wurde nicht von Unglauben überwältigt“, konnte er sagen, als er sich die schmerzhafteste Erfahrung in Erinnerung rief. „Ich wußte einfach nicht, was ich von alledem halten sollte, denn Gott hatte mir doch solch eine Last für die Lisu gegeben und eine wachsende Überzeugung, daß Er mich leitete. So betete ich weiter – genau so viel und genau so froh wie zuvor – wenn auch äußerst bestürzt.“

Er sprach mit niemandem darüber. Aber es war ein Test, der seine innere Stärke prüfte. Er war bereit, zu gehen.

In der Zwischenzeit, während der trüben Tage seiner Genesung betete James unablässig für seine kleine Lisuherde. Sehnsüchtig erwartete er die Markttag, wenn sie ihn besuchen kamen, und er war verzweifelt bemüht, daß die jungen Gläubigen fest in ihrem Glauben blieben.

„An diesem Abend kam Old Five wieder. Er bringt gute Nachrichten von seiner Familie. Sie scheinen nun alle fest bleiben zu wollen, mit der Ausnahme von seinem älteren Bruder. Sie haben den Strauß Blätter, den sie vor einigen Monaten wieder angebracht hatten, weggeworfen und sie versammeln sich jeden Morgen zum Gebet. Und er berichtete mir, daß die Kranken aus ‚Kleiner Fluß‘,

für die ich gebetet habe und es auch stetig tue, in der Hoffnung, daß sie verschont bleiben, beide genesen sind. Wir sprachen über unsere letzte Reise und wie die Lisu überall aufmerksam zugehört hatten.

Und auch Old Five scheint selbst festzustehen und in der Gnade zu wachsen, so daß er die Rolle eines Engels für mich spielte und die Schwermut von meinem Geist verbannte. Wie Paulus, ermutigt durch das Kommen des Timotheus mit guten Nachrichten von den Thessalonichern, kann ich ebenfalls nach einer Zeit der Mutlosigkeit ausrufen: „Nun werden wir leben, wenn ihr feststeht im Herrn.“

Währenddessen war Carl Gowmans Braut angekommen und die Hochzeit fand mit großer Freude unter den chinesischen Freunden statt. Die Gowmans reisten dann ab auf ihre Hochzeitsreise und James blieb zurück, um auf die Rückkehr der Emberys zu warten. Er hatte viel Zeit zum Gebet.

Entscheidung für ein ganzes Leben

Nur wenige Tage später erreichte ihn ein Telegramm von Mr. Hoste aus Shanghai. James mußte es mehrmals lesen, um es zu begreifen.

„Wenn Sie sich deutlich geführt wissen, in der Arbeit unter den Lisu zu bleiben, so werde ich Sie nicht drängen, nach Sapushan zu gehen.“

Obwohl das Team im Osten der Provinz in höchster Not nach mehr Arbeitern war, anerkannten sie großzügig die Not im Westen und hatten zugestimmt, daß James sein Gebiet weiter erkunden sollte.

Es war eine Winternacht, als er den Hügel zum verlassenen Tempel aufstieg, seinem Lieblingsgebetswinkel. Er brauchte Zeit, mit einem klaren Verstand zu beten. War sein Gefühl richtig, daß er in Tengyueh bleiben sollte? War es der rechte Zeitpunkt für eine Arbeit unter den westlichen Lisu? Der alte Tempelpriester hörte zu, als James laut betete.

„Im Mondlicht wandelte ich auf und ab, betete laut in die Stille hinein, bis die Bitten zum Lobpreis wurden. Es gab keine Fragen mehr. Ich befahl mich Gott an, was auch immer Seine Absicht sein würde, ich entschied mich, auf meinem Feld in Tengyueh zu bleiben.“

KAPITEL 4 --- Nur eine Waffe

Ein Brief nach Hause

James begann nun, das Ausmaß seiner Aufgabe einzuschätzen. Vor mühsamen Kletterpartien oder einem spartanischen Lebensstil war ihm nicht bange, denn er liebte das Bergsteigen. Doch die Aussicht, alleine eine lebendige Gemeinde aufzubauen, die gegen eine so mächtige Form der Geisteranbetung zu bestehen hätte, war entmutigend. Er wußte, daß die Heerscharen Gottes hinter ihm standen. Aber ebenso war ihm bewußt, daß in Gottes Arbeitsplan so etwas wie ein Soloarbeiter nicht existierte. Natürlich hatte er die Unterstützung der Mission hinter sich stehen, doch konnten sie momentan auf niemanden verzichten, der James zu Hilfe geeilt wäre; jeder war an der Arbeit unter den Chinesen beteiligt und wurde bis an seine Grenzen gefordert. Aber jetzt schrieb er nach Hause wegen einer neuen Form der Zusammenarbeit.

„Ich weiß, Du wirst mich niemals in der Fürbitte im Stich lassen“, schrieb er an seine Mutter, „aber denke nach und bete darüber, eine Gruppe gleichgesinnter Freunde, ob wenige oder viele, ob am gleichen Ort oder verstreut, zusammen zu bekommen, die für dieselben Anliegen beten. Wenn Du einen kleinen Gebetskreis zusammenstellen könntest, würde ich regelmäßig an die Mitglieder schreiben.“

Dies war der erste Vorschlag für solche Gebetspartner in seiner Arbeit, und in Letchworth wurde unvermittelt gehandelt. Alleine oder zu zweit stimmten Menschen aus seinem Heimatgebiet überein, die Last mit ihm zu teilen. Sie übernahmen diese Aufgabe als eine geschäftliche Partnerschaft: Es war eine deutliche und verbindliche Hingabe an diese Arbeit.

„Welch große Anzahl ernsthafter und geistlich gesinnter Christen daheim doch sind und wie ermutigend die Gebetskraft der Gemeinde ist!

Wie ich mich nach einem Stück dieses Reichtums für mich und die Lisu hier sehne. Natürlich habe ich es schon in gewissen Mengen erhalten, aber ich sehne mich nach einem weitaus größeren Kreis von Fürsprechern.

Unsere Arbeit unter den Lisu wird geistlich gesehen keinesfalls ein Rosenbeet sein. Ich weiß genug über Satan, um zu erkennen, daß er sein gesamtes Waffenarsenal für eine geplante Opposition bereit haben wird.

Der Missionar wäre ein Einfaltspinsel, der ein ruhiges Segelmanöver in jedweder Arbeit Gottes erwarten würde. Durch Gottes Gnade werde ich mich durch nichts abhalten lassen, den Weg schnurgeradeaus zu gehen, den Er mich führt. Aber ich wäre äußerst gestärkt zu wissen, daß eine verbindliche Gebetsunterstützung mich aufrecht hält. Ich bin mir sicher, daß der Herr früher oder später ein Werk unter den Lisu tun wird.“

James ahnte wenig davon, wie heftig der Kampf sein würde, als er diese Worte schrieb. „Durch Gottes Gnade werde ich mich durch nichts abhalten lassen.“ In diesem Geist begann er seine Erkundung der oberen Salweenggend in seinem Gebiet, und dann ließ er sich unter den Lisu nieder, um mit seiner Arbeit zu beginnen.

Schwarzer Lisu

Auf seiner Reise, das Land der schwarzen Lisu der Salweenschluchten zu untersuchen, wurde James von Ba Thaw und Mr. Geis, einem Mann in den Fünfzigern voller Humor und Vitalität, von der amerikanischen Baptistenvereinigung, begleitet. Zwei Wochen lang reisten sie durch eine „wilde, ungastliche Region“ in Richtung Norden. Sie machten die Reise im Winter, um diesmal die Regenzeit zu vermeiden, aber die Stürme in den Berghöhen gefährdeten das Unternehmen ebenfalls ernsthaft. Die folgenden Notizen geben einen kurzen Einblick:

„Wir verbrachten die Nacht auf der Spitze einer Bergkette in zehntausend Fuß (ca. 3050 m) Höhe, nachdem wir zwei Tage lang keine

menschliche Behausung gesichtet hatten. Die Dunkelheit brach herein, und es begann zu schneien. Unsere Lisu fertigten uns eine Art Bretterhütte an. Am folgenden Morgen lag der Schnee dick auf der Erde und verwischte den Pfad beinahe vollständig. Die Lisu, durch und durch naß, vor Kälte zitternd, mußten uns einen Weg über den Paß suchen.

„K'uh Teh liao-puh-teh“ (das Maximum an Leiden). Ba Thaw stieß seinen Fuß und hinterließ eine blutige Spur. Noch nie zuvor war er durch Schnee gewandert. Erst als wir uns unterhalb der Schneegrenze befanden, konnten wir am späten Nachmittag ein Feuer machen und die erste Mahlzeit zu uns nehmen. Wir sahen bewaffnete Banditen, doch sie griffen uns nicht an. Das Landschaftsbild war einmalig schön. Ich habe es auf eine besondere Art genossen.“

Dieses Mal trugen sie eine neue Karte von Yünnan, erstellt von einem Major Davies, bei sich und gleichfalls einen Bericht dieser Gegend von der königlichen geographischen Gesellschaft. An einigen Stellen wurde die Straße zu einem winzigen Pfad von nur wenigen Zentimetern, mitunter nur ein Felssims über einem steilen Abgrund von mehreren tausend Fuß.

Doch überall, wo eine Wasserversorgung gesichert war, klebten die Blockhütten der Lisu an den Felshängen. Es war deutlich sichtbar, daß auch in dieser Gegend zehntausende Lisu lebten.

Einsames Heim

Als der Frühling nahte, schlug James sein Heim in „Kleiner Fluß“ auf, mit Old Five als seinem treuen Begleiter. „Ein schäumender Fluß wütet zweitausend Fuß unter uns und die Berge ringsherum erstrecken sich über elftausend Fuß in die Höhe.“ Sein Zimmer in diesem Lisu Hilton Hotel war seiner Meinung nach sehr angebracht.

„Es ist eigentlich kaum mehr als eine Hütte aus Bambus und Stroh, die langsam zerfällt. Immerhin ist es noch nicht über uns zusammengebrochen.“

Das Dach ist sehr undicht, doch Old Five hat es zusammengeflickt, indem er Platanenblätter über den schadhaften Stellen befestigte. Der Boden besteht wie gewöhnlich aus harter festgestampfter Erde und wird von alten Kübeln, Körben und anderen Dingen belagert. Doch ich finde es so gemütlich, wie es ist und verlange nicht nach etwas besserem.“

Er besaß hier sein griechisches Testament, einige Bücher, einen Teller, eine Tasse und einiges Bettzeug. Mit Reis und Gemüse wurde er durch seinen Gastgeber versorgt, und sein Badezimmer befand sich nur zweitausend Fuß unterhalb in dem reißenden Wildbach.

Doch als die Tage so verstrichen, erkannte James, daß sein Aufruf für Gebetspartner keinesfalls zu früh gekommen war. Sein Bedarf an dieser Unterstützung würde sehr bald akut werden. Er spürte, daß die Lisu sich bald in großen Scharen zu Christus bekehren würden. Er hatte gebetet, verkündigt und gelehrt, und Gott würde nun die Ernte bereiten.

Aber die Lisu waren noch nicht einmal interessiert.

Sie waren gastfreundlich und herzlich, aber an Jesus Christus waren sie nicht interessiert.

Dunkle Schatten

Ein merkwürdiger und düsterer Schatten legte sich über James gesamtes geistliches Leben. Er war bestürzt und fand sich in tiefer Schwermut wieder. Zuerst dachte er, es wäre auf Grund seiner Isolation: Eine Art Einsamkeit umfing ihn von Zeit zu Zeit, aber er wußte, daß hier nicht der Ursprung lag. Dann fragte er sich, ob es die unzureichende Nahrung sei: Reis und Gemüse ergeben eine ernsthaft mangelhafte Diät (in Tengyueh lachten sie ihn einmal aus, als er, kaum zur Tür herein, gleich zwei Dosen Kondensmilch konsumierte). Doch auch die unzureichende Ernährung war nicht der Grund; daran war er gewöhnt. Er schaute hinaus in die Vorhänge aus Nebel und Regen und fragte sich, ob seine Depression hier seinen

Ursprung hätte. Doch allmählich wurde er sich des Einflusses bewußt, der tiefgreifender und vernichtender für die Seele ist, als jegliche physische Unannehmlichkeit.

Er wurde von tiefen und verräterischen Zweifeln angegriffen. Ja, hatte Gott wirklich gesagt? Diese Frage kam ihm immer wieder, so klar wie die Dämmerung jeden Morgen neu ist. Deine Gebete werden nicht beantwortet, oder? Keiner will etwas von deiner Botschaft wissen. Die paar, die am Anfang glaubten, sind wieder umgekehrt, oder? Du siehst, es funktioniert einfach nicht. Du hättest niemals in dieser Gegend wegen so viel vergeblicher Mühe bleiben sollen. Du bist nun schon seit fünf Jahren in China und viel vorzuzeigen hast du ja nicht gerade, oder? Du hast gedacht, du wärest zu einem Missionar berufen. Es war nur reine Phantasie. Am besten läßt du alles liegen, gehst zurück und gibst zu, daß du dich getäuscht hast.

Tag für Tag und Nacht für Nacht kämpfte er mit Zweifeln und Selbstmordgedanken. Selbstmord? Nicht nur einmal, etliche Male starrte er über die finstere Schlucht in den Abgrund. Warum nicht Schluß machen?

Die Mächte der Finsternis hatten ihn abgesondert; wenn sie ihn jetzt ergreifen könnten, würden sie der Arbeit ein Ende setzen.

Der Regen fiel unaufhaltsam. Die Hütte wurde langsam zu einem Sumpfloch, obwohl Old Five wiederholt Blätter in das Dach stopfte. Doch an einem Tag, als die Wolken am dunkelsten erschienen, kamen einige Briefe aus Tengyueh, über die Berge transportiert von einem erschöpften, durchnäßen Läufer.

Eine Zeitschrift

Behutsam öffnete James die Briefe, da er sie ansonsten in ihrem feuchten Zustand zerrissen hätte. Einer der Umschläge aus England enthielt eine Ausgabe des „Überwinders“, einer Zeitschrift, von der er noch nie zuvor gehört hatte. Er machte es sich bequem, um sie zu lesen und der Regen tropfte von allen Seiten an ihm nieder.

„Ich las sie immer wieder – diese Ausgabe des ‚Überwinders‘. Sie zeigte mir, daß die Befreiung von der Macht des Bösen durch unwiderruflichen Widerstand auf dem Boden des Kreuzes geschieht. Ich bin Ingenieur und glaube an die Funktionsfähigkeit der Dinge. Ich will, daß sie funktionieren. Ich hatte entdeckt, daß etliche geistliche Lehren, die man hört, scheinbar nicht funktionierten. Auf jeden Fall war meine Ansicht über einige Seiten der Wahrheit zusammengebrochen. Dem Herrn Jesus alles passiv zu überlassen, unser ganzes Leben, war nicht die einzige Seite der Erkenntnis. Unwiderruflicher Widerstand auf dem Grund des Kreuzes war die andere Seite, die ich brauchte. Und ich fand heraus, daß es funktionierte. Ich fühlte mich wie ein Mensch, der am verdursten war und dem auf einmal schönes, klares, kaltes Wasser zufließ.

Menschen werden dir vielleicht nach einer guten Zusammenkunft sagen, daß genau diese Wahrheit das Geheimnis des Sieges ist. Nein: Wir benötigen verschiedene Wahrheiten zu verschiedenen Zeiten. ‚Schau auf den Herrn‘, werden einige sagen. ‚Widersteht dem Teufel‘, steht ebenfalls in der Schrift, (Jakobus 4,7). Und ich fand heraus, daß es funktionierte! Die Wolke der Depression verschwand. Ich entdeckte, daß ich in jedem geistigen Gebiet Sieg haben konnte, wenn ich es nur wollte. Der Herr selbst widerstand dem Teufel hörbar: ‚Weiche von mir Satan!‘ Ich, in demütiger Abhängigkeit vor Ihm stehend, tat das Gleiche. Zu der Zeit sprach ich zu Satan und benutzte die Verheißungen der Schrift als Waffen. Und sie funktionierten. Genau in dem Moment entschwand die furchtbare Beklemmung. Man muß schrittweise lernen, wie diese neu entdeckte Waffe des Widerstandes zu gebrauchen ist. Ich mußte noch so vieles lernen! Es schien, als ob Gott zu mir sagen würde: ‚Du flehst mich an, ein großes Werk unter den Lisu zu tun; Ich will ein großes Werk in dir selber tun.‘“

James war es nie möglich, in Worte zu fassen, wie viel ihm diese kleine Zeitschrift in jener Zeit bedeutete. Jene lange, dunkle Nacht in dem armseligen Schuppen in den Bergen endete in der Morgendämmerung des Sieges. Er wurde in den „Zug Seines Triumphes“ geführt: ein vollbrachter und vollständiger Triumph.

Natürlich war der Sieg ein geistlicher. Die äußeren Umstände hatten

sich nicht verändert. Die Menschen von „Kleiner Fluß“ blieben weiterhin unbeteiligt.

James fuhr fort mit seinem Studium der Lissusprache. Er notierte sich Sätze und versuchte, selber eine Schrift zu erfinden, indem er das englische Alphabet manipulierte, um die unterschiedlichen Tonklänge darzustellen. Die Kinder waren hierbei seine besten Lehrer: Sie liebten seine Gesellschaft und wurden schier nie müde, Sätze und Tonklänge für ihn zu wiederholen.

Die merkwürdige Krankheit von Old Five

Der Feind griff nun zu einer anderen Waffe. Old Five wurde ernsthaft krank. Mehrere Tage lag er in einer Art Fieberwahn, während James ihn versorgte und für ihn betete. Fraser verschloß seine Angst, was der Verlust dieses Mitarbeiters für ihn bedeuten würde. Allmählich ließ das Fieber bei ihm nach, aber er wurde nicht völlig wiederhergestellt.

„Für mich ist es schmerzhaft, ihn in diesem Zustand zu sehen“, schrieb James an seine Mutter. „Zeitweise hat er einen eigenartigen Ausdruck auf seinem Gesicht, so habe ich ihn nie in seinem gesunden Zustand erlebt – manchmal ein müder, gequälter Blick wie bei einem leidenden, alten Mann und dann wieder ein stumpfsinniger Blick voller Trotz.“

Diese unheimlichen Stimmungen bei ihm sind erschütternd. Du kannst Dir sicher sein, daß er Gebet benötigt – und ich habe Dir noch längst nicht alles berichtet, was mich in meinen Gedanken in dieser Sache beschäftigt.“

James erschien es nun recht unwahrscheinlich, daß Old Five der Mitarbeiter würde, den er sich erhofft hatte. Es war offensichtlich, daß nicht alles im Leben von Old Five in Ordnung war, und zwei Jahre nach diesem Ereignis wurde er von der kleinen Gemeinschaft, die in seinem Heimatdorf herangewachsen war, wegen Unmoral ausgeschlossen. Später wurde er zwar wieder zurechtgebracht, doch obwohl er erneut an der Arbeit teilnahm, entwickelte er sich nicht zu James speziellem Partner.

Als die Nachricht der Entstehung eines verbindlichen Gebetskreises in Letchworth kam, bereitete dies eine unbeschreibliche Freude. Auf seinem Weg nach Tali schrieb er in der Dunkelheit und Kälte eines feuchten Gasthofes:

„Wenn Dinge scheinbar völlig daneben laufen, versuche ich, meine Gedanken in der Einstellung von Römer 8,28 und mein Herz in der Einstellung von Philipper 4,6 zu halten – ‚gute Flügel um aufzufahren‘, ‚daß denen, die Gott lieben alle Dinge zum Guten mitwirken‘ und ‚sondern laßt in allem durch Gebet und Flehen mit Danksagung eure Anliegen vor Gott kund werden.“

Stille Wasser

Es war Balsam für James Herz, einige Tage in Tali bei Mr. Metcalf verbringen zu können, der die Arbeit unter den Volksstämmen im Osten der Provinz leitete. Talis blauer See zieht sich dreißig Meilen in die Länge und sechs in die Breite, parallel zu einer Kette schneebedeckter Berge, die zu 14000 Fuß (ca. 4300 m) anstiegen. Während der kurzen Zeit hier fand James zwei weibliche Bergführer aus Minchia und erklimmte den höchsten Gipfel, den Taliberg. Es war eine recht beachtliche Leistung; der Tali besiegte etliche Expeditionen von europäischen Bergsteigern, sowohl vor als auch nach seiner Besteigung. An einem klaren Tag konnte man von der Stadtmauer Talis den Gipfel des Likiang sehen, die Bergkuppe war 7000 m hoch. Diese nahm er nicht in Angriff!

Aber später, 1937, erwähnte er, daß er oft Gruppen sah, die es versuchten, doch keine von ihnen war erfolgreich.

Mr. und Mrs. Metcalf versorgten ihn mit großer Gastfreundschaft, und James erschien es als purer Luxus nach seinem Aufenthalt unter den Eingeborenen. Am besten war der Unterricht von Mr. Metcalf. James lernte viel über missionarische Methoden, Sprachstudium und Gemeindegemeinschaft unter den Eingeborenen von den Erfahrungen dieses weisen Seelsorgers.

Auf seinem Rückweg nach Tengyueh wurde er durch das Wachstum

der Arbeit in Paoshan ermutigt, das war die Stadt, die er das erste Mal vor fünf Jahren besucht hatte. Einen Monat blieb er hier, die Menschen drängten sich in dem kleinen Laden, den er gemietet hatte, so daß sie bis auf die Straße hinausfluteten. Kurz danach bauten die Gläubigen das erste kleine Gemeindehaus in dieser Stadt, z.T. durch eine Gabe aus Letchworth bezahlt. Es war die liebevolle Güte Gottes, die James so viel Frucht in der Arbeit zu jener Zeit sehen ließ. Es war eine Oase für einen durstigen Reisenden.

Eine laute Stimme

Zurück in Tengyueh bereitete er sich für die nächste Reise in die Berge vor. Er war an Körper und Geist gestärkt. Doch kurzzeitig befand er sich unter einem neuen Angriff, dessen Ergebnis es wert ist, hier festgehalten zu werden. Sein Verstand wurde von bösen Gedanken angegriffen.

„Diese Gedanken waren ständig gegenwärtig“, sagte er, „selbst wenn ich predigte. Ich ging aus der Stadt hinaus (Tengyueh) zu einer verborgenen Höhle am Hügel, einem meiner Gebetswinkel, und da machte ich meinem entschlossenen Widerstand gegen Satan lauthals Luft. Ich beanspruchte Befreiung auf dem Fundament des Sieges meines Heilandes am Kreuz. Der Druck fiel da und dort zusammen wie ein Kartenhaus, um nicht mehr wiederzukehren.“

Jakobus 4,7 befindet sich immer noch in der Bibel. Unser Herr schrie mit einer lauten Stimme am Grab des Lazarus, so wird uns berichtet.

ER schrie mit einer lauten Stimme am Kreuz. In Zeiten des Widerstandes finde ich Befreiung durch das laute Wiederholen von Schriftstellen, passenden Schriftstellen, die der Heilige Geist mir ins Gedächtnis führt. Es ist ein Durchbrechen von Opposition. „Widersteht dem Teufel und er wird von euch fliehen.““

Der Kuli-Samariter

Genau zu dieser Zeit besuchte ein Burmese, Mr. Chang aus Mahnyin, Tengyueh und sah etwas sehr Ungewöhnliches auf der Straße. Ein großer Mann als Kuli gekleidet schwankte unter seiner schweren Last, als er die Straße zur Stadt entlang ging. Es stellte sich heraus, daß James einen sterbenden Mann am Straßenrand gefunden hatte und ihn sechs Meilen auf seinem Rücken in die Stadt trug. Dies war ein ungewöhnliches Verhalten in einem Land, wo sich eigentlich jeder Mensch selber irgendwie durchschlagen mußte, und es war genau diese Szene am Straßenrande, die zu einer Kette von Ereignissen führte und schließlich Chang zu Christus.

Dennoch wurde James von den meisten Zuschauern nicht gerade als Held betrachtet. Einige Europäer, sowohl Missionare als auch andere sahen in ihm eher einen Exzentriker. Frank Dymond, dessen eigene niedergeschriebene Erkundungen als Missionar der Methodisten bewegendes Literatur abgibt, machte eines Tages eine Bemerkung zu seiner Tochter, daß dort in den Bergen ein komischer Kauz einsame Missionsarbeit betrieb. Keiner wisse eigentlich recht über ihn Bescheid.

Es muß schon ein komischer Kauz gewesen sein, der sich im Herbst 1914 auf den Weg nach Tantsah machte. Nicht, daß er alleine gehen wollte, denn von Natur aus liebte er Gesellschaft, aber er mußte die Tatsache akzeptieren, daß die Last, die er für die Stämme dieser Gegend empfand, eine ganz persönliche war. Außerdem konnte niemand entbehrt werden, um ihm zu helfen.

Kampfplatz in Tantsah

James hatte fünf Reisewochen durch die Dörfer der Lisu und Kachin verbracht, bevor er sich entschied, sich in Tantsah niederzulassen.

Überall erzählten ihm die Menschen in den abgelegenen Gegenden, daß sie zuerst sehen wollten, wie die Menschen in den großen Städten auf seine Botschaft reagierten, bevor sie selber eine Entscheidung treffen würden. So war nach sorgsamem Gebet und

Durchdenken Tantsah der strategisch günstigste Ort mit vierzig Dörfern in der unmittelbaren Umgebung.

Der Winter brach herein, als er in Tantsah anlangte, und dort war es schon bitterkalt, sechstausend Fuß über dem Meeresspiegel. James fand eine Zweizimmer-Hütte, die er als sein Zuhause haben konnte und die Wälder versorgten ihn mit all dem Holz, das er als Brennstoff benötigte. Er trug die Kleidung der Lisu, aß Lisunahrung und konnte sich mittlerweile recht gut in der Lisusprache unterhalten. Sein Haus hielt er für jedermann jederzeit offen, so daß die Menschen ganz nach Belieben ein- und ausgehen konnten.

Doch je mehr er Besucher lehrte, um so bewußter wurde ihm die Notwendigkeit einer geschriebenen Sprache. Wenn sie Jünger Jesu wurden, dachte er, wie könnten sie Ihm nachfolgen, wenn sie nicht fähig waren, Seine Gebote zu lesen? Außerdem saßen die Leute oft lange Zeit dort, um ihm beim Schreiben zuzusehen und mitunter versuchten sie, ihn nachzuahmen. Sie sehnten sich selber danach, lesen zu können.

Nach einigen Monaten empfand James, daß das Interesse der Menschen von Tantsah wuchs. Etliche von ihnen kamen regelmäßig in seine kleine Hütte, um die Dinge von Gott zu lernen. Er sah, daß es an der Zeit war, nach Burma zu gehen und die Sache der Lisuschrift mit Mr. Geis zu besprechen.

Bevor er ging, versammelte er seine Freunde und fragte sie, wie sie denn über seine Lehre dachten. Hatten sie verstanden und angenommen, daß Jesus der Sohn Gottes ist? Er überließ es ihnen, sich darüber untereinander auszutauschen. Nach einer mehrstündigen Unterredung kamen sie zurück und sagten, daß sie seine Lehre annahmen und daß sie gerne Christen werden möchten, wenn er bei ihnen bliebe und sie lehre.

Dann nahmen sie gemeinsam ein Essen ein, um ihre Freundschaft zu ihm und seiner Botschaft auszudrücken.

Lisuschrift aus Burma

James fühlte, daß die Zeichen ermutigend und ein Besuch in Burma vertretbar sei. Mit großen Hoffnungen machte er sich auf den Weg, begleitet von einem Mr. Tsai, der die Märkte in Burma besuchen wollte.

Es war eine seiner glücklichsten Reisen. Als sie sich der Grenze von Yünnan näherten, war der Anblick von Burma unsagbar schön. Und James schrieb lebendige Briefe über die ausgedehnten Wälder und das reflektierende Leuchten des Irrawady in Myitkyina nach Hause. Die Hilfe von Mr. Geis und Ba Thaw bei der Gestaltung einer Lisuschriftsprache und eines Katechismus versorgte sie mit arbeitsfrohen Stunden. Aber dem zugrunde liegend war die Gewißheit einer großen Umkehr zu Christus in Tantsah.

Hier in Burma gelangte James an einen Wendepunkt seines Glaubenslebens. Zurück in Tantsah wäre es einfach, die Tage vorüberstreichen zu lassen, indem er nach dem Feuerholz sah, mit Besuchern umging und mit all den kleinen Dingen des Alltags beschäftigt war. Aber er hatte einen großen Teil seiner Zeit darauf verwendet, auf Gott zu warten. Und im Warten, mehr als im Bitten, hatte er einen großen Anteil im Gebet erhalten.

Unablässig seit seinem ersten Zusammentreffen mit Stammesleuten der Lisu auf dem Marktplatz von Tengyueh hatte er für diese Volksgruppe gebetet. Seit sechs Jahren betete er für eine gewaltige Umkehr zu Gott unter den Lisu. Er hatte weder Mühsal noch Entbehrung gescheut, ihnen die Botschaft zu bringen; er war bereit gewesen, sich durch das Feuer reinigen und stärken zu lassen. Doch jetzt während seines Aufenthaltes bei Mr. und Mrs. Geis wußte er, daß der Geist Gottes ihm zeigte, einen neuen Schritt zu wagen. Bitte im Glauben. Er schrieb an seine Gebetspartner:

„In letzter Zeit hat der Herr mich viele Dinge betreffs des geistlichen Lebens gelehrt. Tatsächlich ist mein eigenes geistliches Erleben in den letzten zwölf Monaten durch etliche Veränderungen gegangen. Nicht das Unwichtigste dabei war, etwas Neues über das Gebet des Glaubens zu erfahren. Mir ist klar geworden, daß ich in

den letzten Jahren viel Zeit mit Gebet verschwendet habe, das überhaupt kein effektives Gebet war. Ohne Glauben zu beten, gleicht dem Versuch, mit einem stumpfen Messer zu schneiden – viel Mühe wird für geringe Zwecke aufgebracht. Denn den ‚Erfolg‘, den wir durch die Mühe im Gebet erreichen, hängt von unserem Glauben ab: ‚Gemäß eures Glaubens,‘ nicht Mühe, ‚geschehe euch.‘

In letzter Zeit hat mich dieser Gedanke beeindruckt, daß Menschen versagen, das Gebet des Glaubens zu beten, weil sie nicht glauben, daß Gott ihr Gebet beantwortet hat, sondern nur, daß Er ihr Anliegen beantworten wird. Sie erheben sich von ihren Knien mit dem Gefühl, daß Gott bald oder später schon antworten wird, aber nicht, daß Er bereits geantwortet hat. Dies ist nicht der Glaube, der das Gebet wirksam macht. Wahrer Glaube verherrlicht in der Gegenwartsform und macht sich keine Sorgen um die Zukunft. Gottes Verheißungen stehen in der Gegenwartsform und sind doch eigentlich zuverlässig genug, um unsere Herzen zur Ruhe zu bringen. Ihre vollständige Auswirkung befindet sich häufig in der Zukunft, aber Gottes Wort ist so wahrhaftig wie Seine Zusagen, und wir brauchen nicht besorgt zu sein. Manchmal gibt Er uns sogleich, was wir erbiten, aber viel öfter gibt Er uns Sein Versprechen (Markus 11,24). Vielleicht wird Er im letzteren Fall mehr verherrlicht, denn es bedeutet, daß unser Glaube erprobt und gestärkt wird. Wahrhaftig, ich begehre einen sehr großen Anteil an Gebet für meine Arbeit unter den Lisu – aber ach! – einen ebenso großen Anteil an Glauben. Seid Ihr dazu bereit?“

Sein eigener Glaube wuchs kräftig und er merkte, daß für ihn selbst die Zeit eines Gebetes im Glauben gekommen war.

Es war im Haus von Mr. Geis, 1915 in Burma, als er seinen Vertrag mit Gott schloß. Er betete ein klares und entschiedenes Gebet, festgehalten in seinem Tagebuch und in den Annalen des Himmels, daß Gott etliche hundert Lisu zum heilbringenden Glauben an Ihn bringen möge. Es war ein Gebet, das er nie zuvor gebetet hatte und auch nie mehr betete. Er tat dies nicht leichtfertig. Viele Jahre der Vorbereitung gingen diesem Gebet voraus und James wußte, daß es ein unwiderruflicher Schritt im Glauben war.

„Ich wußte, daß die Zeit für ein Gebet im Glauben gekommen war“, schrieb er kurz darauf. „Ich war mir völlig bewußt, was ich da tat und auch, was es mich kosten könnte; ich band mich selber entschlossen an dieses Gebet des Glaubens (hunderte Lisufamilien für Christus).

Der Vertrag war geschlossen. Ich erhob mich von meinen Knien mit der tiefen, friedevollen Überzeugung, daß ich die Antwort schon erhalten hatte.“

Warum Familien?

„Vielleicht fragst Du Dich, warum ich sage: Familien. Der Grund ist der, daß nur, wenn die verantwortlichen Mitglieder einer jeden Familie sich Gott zuwenden, auch die sich im Haushalt befindlichen Gerätschaften des Götzendienstes entfernt werden und bis das nicht geschehen ist, hat keine völlige Hingabe stattgefunden. Eine entschlossene Hingabe ist von äußerster Wichtigkeit unter diesen Menschen. Wenn ein Mensch sich Gott zuwendet, aber davor zurückschreckt, die Brücken hinter sich abzubrechen, indem er die Götzengeräte aufgibt, wird er sehr wahrscheinlich wieder in sein altes Leben zurückfallen. Aber wenn er einmal alle Götzenbilder aus seinem Haus entfernt hat, kannst du dir danach über ihn recht sicher sein. Es ist äußerst selten, daß ein Mann, der diesen Schritt getan hat, zur Dämonenanbetung zurückkehrt; so stark der Griff des Götzendienstes über diesen Menschen auch ist, ein solcher Schlag scheint dessen Macht für immer zu brechen. Wenn diese Volksstämme sich als gesamte Familie dem Herrn zuwenden, so heißt das nicht notwendigerweise, daß jedes Mitglied der Familie mit ganzem Herzen bei der Sache ist – das ist in der Tat selten der Fall – aber es heißt, daß die verantwortlichen Glieder der Familie sich mit einer Entschlossenheit von Satan zu Gott wenden, die andernfalls fehlt. Wenn ich also demgemäß von so vielen christlichen Familien spreche, dann meine ich Familien, wo die Verantwortlichen jede Spur der Dämonenanbetung aus dem Hause entfernt haben. Natürlich bleibt danach noch viel zu tun, aber du merkst in gewisser Weise, daß du deinen Fisch schon an Land gezogen hast, wenn dieser Schritt vollzogen wurde und dankst Gott für den Fischzug. In einigen Fällen wird ein

jüngeres Mitglied der Familie Christ, während die anderen sich abweisend verhalten: Er darf sich nicht an den Hausgötzen zu schaffen machen. Ihm kann es dabei sehr ernst sein und du nimmst ihn selbstverständlich an, aber, wie ich schon sagte, solche Bekehrten neigen dazu, unbeständig zu sein.“

Opposition

Mit Frieden im Herzen verließ James Burma. Aber er war noch nicht weit auf seiner Sechs-Tage Reise zurück nach Tantsah gekommen, als ihm Boten begegneten, die ihm von dortigen Schwierigkeiten berichteten. Beim Weitergehen erreichten ihn mehr und mehr beunruhigende Berichte bis schließlich Boten herankamen, die ihn davor warnten, überhaupt zurückzugehen.

Er beschreibt, was er vorfand, als er Tantsah erreichte:

„Genau an dem Tag als ich mich nach Burma aufmachte, begannen die Chinesen in Tantsah, die den Lisu zahlenmäßig überlegen sind, wüste Geschichten über mich in Umlauf zu bringen. Sie erzählten, daß ich in den Bezirk gekommen sei, um ihn für Geld der britischen Regierung zuzuführen und daß Mr. Tsai mein Komplize sei. Auch sei das Mitgehen von Mr. Tsai nach Myitkyina, um Salz zu kaufen, nur eine Finte; seine eigentliche Absicht war es, das Geld abzuholen, das die britische Regierung ihm zahlte! Einige stimmten dafür, sogleich sein Haus und sein Eigentum zu konfiszieren. Mildere Stimmen aber rieten davon ab und schließlich stimmten sie überein, auf seine Rückkehr zu warten.

Als er zurückkam, hielten sie eine ausgesprochen einschüchternde Zusammenkunft ab. Sie versammelten Tsai und alle Lisu, die an dem Tag mit mir gespeist hatten, und nach heftiger Diskussion zwangen sie sie, eine Erklärung zu unterschreiben, daß sie unter keinen Umständen Christen würden oder mir erlaubten, zu ihnen zu kommen oder unter ihnen zu leben; andererseits würde ihnen Haus und Eigentum konfisziert. Tsai als Leiter wurde gezwungen, die Kosten für eine Mahlzeit für alle Anwesenden zu tragen. Die Lisu, nun völlig eingeschüchtert und verängstigt, gaben gänzlich nach und schickten nach mir, wie vor

sehr, sehr langer Zeit die Gadarener nach dem Herrn schickten und ihn baten, „daß er aus ihrer Gegend zöge“ (Markus 5,17).“

James packte seine Habseligkeiten aus seiner kleinen Hütte zusammen.

Zumindest waren die Lisu freundlich wie zuvor, bemerkte James, aber ihre Angst war zu groß, um der chinesischen Mehrheit ungehorsam zu sein. Wenn er die Erlaubnis der Regierung erhalten könnte, um bei ihnen zu wohnen, so wäre er, sagten sie, herzlich willkommen. Es schien das Ende der Arbeit in Tantsah zu sein.

Die wahre Natur seines Glaubensgebetes kam nun klar zu Tage:

„Wenn so etwas vor einem Jahr passiert wäre“, schrieb er an seinen Gebetskreis, „so hätte es mich in die tiefsten Tiefen der Depression gestürzt. In der Vergangenheit habe ich der Entmutigung viel zuviel Einlaß gewährt. Mittlerweile bin ich klüger und stimme vollends mit der Behauptung überein, daß ‚alle Entmutigung vom Teufel stammt‘. Der Entmutigung muß ebenso widerstanden werden wie der Sünde. Dem einen Raum zu geben ist genauso schlecht und schwächt uns gleichermaßen, als wenn wir dem anderen nachgeben. Gott hat mich wunderbar durch diese Prüfung hindurch aufrechterhalten, und Ihm sei alle Ehre, wenn ich sage, daß dies meinen Frieden oder den leuchtenden Glauben an den auferstandenen und aufgefahrenen Herrn auch nicht einen Augenblick gestört hat. Gott hat mich befähigt, Ihm mehr als je zuvor zu vertrauen, mich mehr in Ihm zu erfreuen und mehr denn je zu glauben, daß Er ein Werk der Gnade unter den Lisu bewirkt.“

Ein weiser Plan wäre nun, so entschied er, sich südwestlich von Tengyueh zu den Bergen zu wenden, die er zuerst vor fünf Jahren besucht hatte. Er sprach mit Mr. und Mrs. Embery und sie stimmten mit ihm überein, daß sein Dienst in diesem Gebiet sinnvoll sein könnte.

Sechs-Wochen-Tour

Sechs Wochen reiste er von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf und

schrieb die Abenteuer, die Pannen und die Ermutigungen Tag für Tag in sein Tagebuch. Ein Geist des Suchens drängte ihn vorwärts. Irgendwo, irgendwann würde Gottes Wort Seine Ernte einbringen. So fuhr er fort, am Straßenrand, auf den Marktplätzen, in der Mittagssonne oder bei den Lagerfeuern bei Nacht den Lisu zu predigen. Sein Tagebuch und seine Briefe in die Heimat sind farbenfroh und lebendig. „Bei Mondschein gepredigt“, berichtet er, „stand auf einem großen, hohen Tisch auf der Straße, in der Hand eine rauchige Laterne. Ungewöhnliche Aufmerksamkeit.“

Auf dem Weg zu einer neuen Niederlassung lag die kleine Stadt Hsiangta.

James erreichte sie bei Einbruch der Dämmerung, körperlich total erschöpft, und bemerkte, daß die Neujahrsfeierlichkeiten in vollem Gange waren. Er fand einen Ort, um sich für die Nacht niederzulegen – höchstwahrscheinlich im Freien, wie er es oft zu tun pflegte – und am nächsten Morgen empfand er einen besonderen Hunger nach geistlicher Nahrung. Er ging hinaus aus dem Dorf:

„Verbrachte den Tag mit Bibellesen und Gebet allein in den Bergen. Fühlte, daß ich dies brauchte. Bat Gott, den Abend zu segnen – mein erster Besuch an diesem Ort. Ein Fremder in einem fremden Land, ich kannte hier niemanden.“

Der Konditor

Zurück in der Stadt sah James eine Theatergruppe, die gerade ihre Bühne auf dem Marktplatz errichtete. Sie hatten mit ihrer Vorstellung noch nicht angefangen und so ergriff er sein kleines Akkordeon und begann zu singen. Schon bald versammelte sich eine Menge um ihn, und er erklärte die Botschaft, um derentwillen er gekommen war. Es gab einige Spottrufe und Protestschreie aus den hinteren Reihen der Menge, aber etwa hundert Menschen blieben stehen, um zuzuhören bis der Mond hoch am Himmel stand. Bevor James zum Schluß kam, fragte er, ob jemand mehr über Jesus Christus, den Retter der Welt, wissen wollte.

Sogleich trat ein junger Mann nach vorne. Er wolle Jesus Christus

nachfolgen, behauptete er. Er glaubte bereits, daß Er der Sohn Gottes ist.

Der Name des Mannes war Moh Ting-Chang, ein Konditor. Er nahm Fraser mit in sein kleines Geschäft, und zu dessen Verwunderung holte Moh eine kleine, häufig benutzte Kopie des Markusevangeliums hervor. Moh erklärte, daß sein Sohn es vor fünf Jahren von einem Besuch auf dem Mangshih Markt mitgebracht hatte, wo ein Ausländer Broschüren ausgeteilt hatte. Moh hatte dieses kleine Buch immer wieder gelesen. Er wurde von dieser Geschichte eigenartig berührt. Über all die Jahre hatte er sich danach gesehnt, mehr zu erfahren. War nicht Jesus wahrhaftig Gott, der in die Welt gekommen war?

James und Moh sprachen immer noch, während der Morgen langsam über den Bergen hervorbrach. Moh hatte so viele Fragen, daß sie für eine Woche ausreichten, aber James wurde später am Tag im Tal erwartet und so konnte er nicht länger bleiben. Er versprach, innerhalb weniger Tage zurück zu sein.

Nachdem er die versprochene Verabredung im Tal eingehalten hatte, eilte Fraser zurück zu Moh. Ihm wurde ein königlicher Empfang bereitet. Ein Bett wartete auf ihn in einem Zimmer oberhalb des Ladens; das beste Essen war für ihn zubereitet; Moh schief auf dem Boden neben seinem Bett, um ihm Ehre und Achtung zu erweisen. Selbst das Geschäft ruhte, damit Moh jede freie Minute mit seinem neuen Freund verbringen konnte.

Nach zwei Tagen des Gespräches und sorgfältigen Durchgehens des Glaubensbekenntnisses war James von der Realität der Bekehrung Mohs überzeugt. Das Einzige, was ihn verwunderte, als er im Zimmer hinter dem Laden saß, war der große goldene Götze mit dem davor brennenden Räucherwerk. Nach einigen Tagen nahm er seinen Mut zusammen und sprach ihn darauf an. Oh, erwiderte Moh, er hatte Angst um seine Familie, wenn er es berühren würde. Sanft schlug James vor, daß sie Gott darüber um Rat fragen sollten. Er war tief bewegt, Mohs Hilfeschrei zu Gott zu hören, als er Ihn um Kraft bat, mit jenen Dingen zu brechen.

„Als wir uns von den Knien erhoben, ging er schnurstracks zu dem

Ständer, wo sich Wasser und eine Schüssel befanden, nahm ein Handtuch und näherte sich dem Familienaltar, dann zögerte er erneut.

„Komm hierher und laß uns nochmals gemeinsam beten“, sagte ich, als ich seinen Konflikt sah.

Das taten wir auch und die Sache war beschlossen. Ohne ein Wort entfernte er die roten Papierstreifen mit den Schriftzeichen für Himmel, Erde, etc., ebenso das Räucherwerk, das Papiergeld und den Götzen.

Ohne ein Wort verbrannte er alles. Ich hatte es niemals zuvor in so knapper Form beobachtet. Später sagte Moh mehr als einmal:

„Wenn ich das Rechte getan habe, werde ich heute nacht gute Träume haben!“

Es ist wohl unnötig zu sagen, daß meine erste Frage am nächsten Morgen war, wie er denn geschlafen habe.

„Gute Träume! Gute Träume!“ antwortete er mit fröhlichem Herzen.

Und ich konnte sehen, daß er frei war.“

Die Neuigkeit, daß Moh seinen Götzen und die Symbole der Ahnenanbetung zerstört hatte, verbreitete sich rasch. Menschen kamen neugierig herbei, um ihn zu sehen, als er neben James stand, während dieser predigte.

„Ich habe keinen mutigeren Mann in seinem Zeugnis für Christus kennengelernt“, sagte James später. „Verfolgung attackierte ihn von allen Seiten. Er hatte seine Hochs und Tiefs, aber er verleugnete nie seinen Herrn.“

Die Täler des Salween und Mekong

Aber es gab noch andere Dörfer in dem südwestlichen Gebiet, wo Menschen auf seine Predigt reagierten. In einigen Lisudörfern wur-

de ihm ein herzlicher Empfang bereitet und Ohren waren bereit zu hören. Die Dorfleute liebten es, sich um das abendliche Feuer zu versammeln und die Lieder, die er sie lehrte, immer wieder zu singen und einfache Gebete zu lernen. Sie berichteten ihm von mehreren tausend Lisu, die in den Dörfern weiter im Süden lebten.

So bewegte er sich für einige Wochen in den Gebieten, die sich bis hinunter nach Burma, Thailand und Vietnam erstreckten, mitgerechnet die von den Flüssen Salween und Mekong ausgewaschenen Täler.

Da waren eine große Anzahl verschiedener Stämme über den fruchtbaren Hängen verstreut, die kein Missionar je besucht hatte, und er hatte nur eine leise Ahnung von der Ernte, die seine frühe Saat hervorbringen würde. Verbissen strebte er vorwärts, hinauf auf steinige Bergwege und entlang sich windender Talpfade von Dorf zu Dorf, und die ganze Zeit hielt er Ausschau nach dem Geist der Nachfrage, welches bedeutete, daß Gottes Zeit reif wäre.

Dachzimmer in Tantsah

Als er von seiner langen Reise zurückkehrte, hörte James, daß die Opposition in Tantsah erloschen war, und er erneut willkommen sei.

Der Frühling brach herein und James war zurück, dieses Mal eingerichtet in dem rattenverseuchten Dachboden im Haus des Vorarbeiters.

Die Dielen waren lose und uneben, ließen Rauch und Gerüche von unten herauf dringen; aber sie hatten den unverkennbaren Vorteil, daß er jedes Gespräch mithören konnte. Es war ein recht nützliches Sprachstudium. Während der Mahlzeiten leistete er der Familie Gesellschaft, eine gemeinschaftsfördernde Angelegenheit auf dem Boden, umgeben von Schweinen, Hühnern und Eseln und mit einem Ausblick auf den Wald und die klaren Konturen des Gipfels von „Clear Tooth“, der sich deutlich vom Himmel abhob.

„Schenk mir Bekehrte unter den Lisu“, sprach er, als der Sommer

ins Land zog, „und ich meine es ehrlich, wenn ich sage, daß ich selbst in einem Schweinestall glücklich sein werde.“

Doch mehr und mehr wurde ihm die drohende Natur der finsternen Mächte in dieser Gegend bewußt. Jeder Zentimeter der geistlichen Waffenrüstung war notwendig, um dem zu widerstehen, und eine gehörige Portion Kraft, „damit ihr, wenn ihr alles ausgerichtet habt, stehen könnt“ (Epheser 6,13).

Seine Reisen in die südlichen Gebirge hatten ihn ermutigt und er war mehr und mehr dankbar für seine Gebetspartner in Letchworth, neun im ganzen, die ihn hindurchbeten würden. Er schrieb jedem einzeln und obwohl es Monate dauerte, bis ein Brief ankam, schrieb auch jeder zurück. Es war eine sehr enge Beziehung.

Mitunter unternahm er die lange Reise nach Tengyueh zu Fuß, um sich nach Monaten eine Pause in den Bergen zu gönnen. Die Emberys und ihre Kinder hießen ihn als Glied in der Familie willkommen und nahmen an allem teil, was er ihnen mitzuteilen hatte.

Später erinnerten sie sich daran, wie James stets bei ihnen ankam. Staubig von seinen Reisen ging er, nachdem er sie begrüßt hatte, geradewegs auf die Orgel zu und ließ seine Seele in die Musik fließen, Bach, Beethoven, Schumann und Chopin, ohne auch nur eine Note vor sich zu haben, und das für einige Stunden. Selbst mit einer Tasse Tee oder einer Mahlzeit konnte man ihn nicht weglocken; dieser andere Hunger mußte zuerst gestillt werden. Auch erinnerten sie sich zurück, wie ihr Haus voller Lachen war, wenn er bei ihnen weilte. Er hatte einen ansteckenden Sinn für Humor und einen reichen Schatz an Anekdoten über seine eigenen Abenteuer. Für James war Tengyueh eine bitter nötige Rast von seinem Leben in den Bergen und am Familienleben der Emberys teilhaben zu dürfen, war für ihn, wie ein nach Hause kommen.

Die Waffe allen Gebets

Wieder zurück in Tantsah lernte er verstärkt, daß allein Gebet die Waffe ist, die die Streitkräfte der Finsternis zurückdrängen kann.

Er hatte gepredigt, er hatte gelehrt, er hatte diskutiert, doch die Frucht war mager. Er schrieb an seine Gebetspartner:

„Etwa zwölf Menschen haben sich zu ihrer Absicht, Christ zu sein, bekannt. Von denen kommen nur wenige oder gar keiner regelmäßig zum Gottesdienst, auch weiß ich von keinem, der sich endgültig von der Dämonenanbetung losgesagt hat – d.h. von denen, die verantwortliche Mitglieder in ihrer Familie sind. Wenn ich es mal so sagen darf: Der ‚strong man‘ (Mächtige) ist noch nicht gebunden worden. Die Mehrheit der Menschen hat noch zu viel Angst vor ihren Dämonen, um sich Gott zuzuwenden. Dennoch, Gott geht mit mir voran und ich bin voller Hoffnung. Ich beabsichtige nicht, Dinge schnell voranzutreiben und trotzdem schreie ich zu Gott um ein gesegnetes Werk der Gnade unter den Lisu, solange Er mich atmen läßt.“

Die Fortschritte in seinem Verständnis, was das Gebet betraf, waren in diesen Tagen gewaltig. Seine eigenen Gebetsübungen gaben ihm Erfahrung in dem, was Gott betraf, die Erkenntnis Gottes, die Freundschaft mit Gott. Sein Studium über das Gebet in der Bibel schenkte ihm Verständnis des gesamten, lebenswichtigen Themas in bezug zu Gottes Werk. Der Heilige Geist zeigte ihm, wie er in Gemeinschaft mit Gott Sieg in seinem Leben haben könnte.

„Wenn zwei unter euch übereinstimmen ...“, schrieb er. „Selbst wenn ich alleine bete, habe ich das Gefühl, es sind zwei an diesem Gebet beteiligt, Gott und ich. Ich denke nicht, daß ein Anliegen, welches am Willen Gottes vorbeizieht, jemals erhört wird (1. Johannes 5,14).“

Persönlich habe ich den Wunsch, daß Er mich in den Gebeten ebenso leitet wie in anderen Bereichen. Ich denke, es ist gut, das Gebet nicht allein mit Meditation einzuleiten, sondern mit der eindeutigen Bitte, daß ich in die Pfade des Gebetes geleitet werde, die der Heilige Geist mir zeigt. Auch finde ich es hilfreich, für jede Gebetszeit eine kurze Liste aufzustellen, wie bei den Notizen für eine Predigt. Der Verstand muß genauso geleitet, wie der Geist in Einklang gebracht werden. Somit kann ich in meinen Gedanken Ordnung schaffen und wenn ich mein Gebet vorbereitet habe, lege ich die

Notizen vor mir auf den Tisch oder Stuhl, knie mich hin und beginne mit der Arbeit.“

Aus Tantsah schrieb James am 9. Oktober 1915 den folgenden Brief an seine Gebetsfreunde. Er besaß nun sein eigenes Zimmer, nackt und dunkel mit einem Lehm Boden und einem rauhen Tisch, an dem er schreiben konnte. Der Brief wurde von einem Lisuläufer nach Tengyueh gebracht, eine mehrtägige Reise über die Berge, und von da aus über Burma und über das Meer nach England, wo er von seiner Gebetsgruppe aufbewahrt und gehütet wurde.

Das Gebet des Glaubens

Meine lieben Freunde,

9. Oktober 1915

die Schrift berichtet uns von etlichen Arten des Gebetes. Da gibt es die Fürbitte und das Flehen, da ist das mühsame Gebet und das Gebet des Glaubens; grundsätzlich handelt es sich vielleicht um ein und dasselbe, aber sie stellen verschiedene Gesichtspunkte dieses großen und wunderbaren Themas dar. Es wäre sicher nicht unergiebig, die Unterschiede zwischen diesen vielfältigen Ausdrücken der Schrift zu studieren.

Jedoch allgemein gesprochen ist da der Unterschied, den wir alle kennen; es ist der Unterschied zwischen allgemeinem und eindeutigen Gebet. Mit eindeutigem Gebet meine ich das Gebet nach dem Muster von Matthäus 21,21-22, Johannes 15,7, etc., wo ein eindeutiges, klares Anliegen genannt wird und wo eindeutiger Glaube zu dessen Erfüllung ausgeübt werden muß. Nun, der Glaube muß auch in der anderen Art des Gebetes ausgelebt werden, wenn wir für viele verschiedene Dinge beten, ohne in jedem einzelnen Fall den Willen Gottes zu kennen. Ich mag viel in dieser allgemeinen Weise beten, z.B. für den Krieg in Europa, aber ich kann hier keine eindeutigen Gebete sprechen, weil ich die Absicht Gottes dazu einfach nicht gut genug kenne.

Im allgemeinen Gebet werde ich durch meine Unkenntnis eingeschränkt.

Aber diese Art des Gebetes ist eine Pflicht für jeden von uns (1. Timotheus 2,1-2), wie ungenau es auch immer sein mag. Im Detail mag ich sehr wenig über den Gegenstand meines Gebetes wissen, aber dennoch kann ich ihn in jedem Fall Gott anbefehlen und in Seinen Händen lassen.

Es ist gut und richtig zu beten, auch ungenau, für alle Menschen, alle Länder, alle Dinge, zu jeder Zeit. Doch das eindeutige Gebet ist eine gänzlich andere Sache. In einem besonderen Sinne ist es „das Gebet des Glaubens“. Eine eindeutige Anfrage wird gemacht in klarem Glauben um eine klare Antwort. Laßt mich Euch einige Gedanken weitergeben, die mich in den letzten Tagen zu dem Thema bewegt haben: das Gebet des Glaubens.

Nehmen wir doch einfach den Fall eines kanadischen Emigranten als Illustration. Angelockt von der Aussicht auf „goldenes Korn“ verläßt er England, um in den Westen Kanadas zu ziehen. Er hat ein klares Ziel vor Augen. Er weiß sehr wohl, was er will, und das ist Weizen.

Er denkt an den guten Ertrag, den er ernten wird, und an das Geld, das dabei herausspringt – genau wie das Kind Gottes, das sich aufmacht, das Gebet des Glaubens zu beten. Es hat ebenso ein klares Ziel. Es kann die Bekehrung eines Sohnes oder einer Tochter sein; oder Kraft im christlichen Dienst; oder Führung in einer verwirrenden Situation oder hundertundeins der vielen anderen Dinge – aber das Ziel ist eindeutig. Wir vergleichen die Ähnlichkeiten zwischen diesen beiden Fällen, dem zukünftigen kanadischen Farmer und dem glaubenden Christen:

Die Weite des Gebietes

Stell Dir das unbegrenzte Ausmaß für den Farmer in Kanada vor. Da sind buchstäblich Millionen Morgen Land, die darauf warten, bearbeitet zu werden. Da besteht nicht die Notwendigkeit, auf die Füße anderer Leute zu treten! Genug Platz für alle – große Flächen unbenutzten Landes, das ansonsten verschwendet ist und dann auch noch gutes Land. Und genauso ist es auch bei uns. Da ist ein weites, breites Feld für uns, um hinaufzugehen und es einzunehmen. Da ist

genug Sünde, genug Leid, genug vom schädlichen Einfluß Satans in der Welt, um all unsere Gebete des Glaubens aufzusaugen, und noch hundertfältig mehr. „Da bleibt noch sehr viel Land einzunehmen.“

Die Regierung ermutigt zur Auswanderung

Denk nur an all die Bemühungen der kanadischen Regierung, die zur Auswanderung ermutigen. All das ungenutzte Land gehört ihnen, aber Siedler werden so dringend benötigt, daß ihnen jeder Anreiz geboten wird – neu errichtete Auswanderungsbüros, Schiffspassagen und Bahnkarten zu verbilligten Preisen und die Bewilligung für das Land gibt es umsonst! Und Gott läßt Seine Leute nicht weniger drängend ein, das Gebet des Glaubens zu beten; „Bittet! Bittet! Bittet!“ sagt er uns unentwegt. Auch Er gibt uns Seinen Anreiz: „Bittet und euch wird gegeben, daß eure Freude vollkommen sei.“ All das ungenutzte Gebiet des Glaubens gehört Ihm. Und Er bittet uns zu kommen und umsonst einzunehmen.

„Wie lange wirst du noch zögern zu gehen und das Land einzunehmen?“

Festgesteckte Grenzen

Dennoch darf dieser Gesichtspunkt der Wahrheit nicht überbetont werden. Eine gesegnete Tatsache ist es ja, daß das Land so weit ist, aber es kann leicht aus den angemessenen Größenverhältnissen herausgehoben werden. Das Wichtigste ist nicht die Weite des Gebietes, sondern wieviel davon ist uns tatsächlich zugesprochen? Die kanadische Regierung wird dem Farmerauswanderer eine Bewilligung für 160 Morgen geben und nicht mehr. Warum nicht mehr? Weil sie sehr wohl weiß, daß er nicht mehr bearbeiten kann. Wenn sie ihm 160 Quadratmeilen statt 160 Morgen gäbe, so wüßte er nicht, was er damit anfangen sollte. Also wird klugerweise die Größe seines Landes gemäß seiner Möglichkeiten begrenzt.

Und uns ergeht es ähnlich, wenn wir das Gebet des klaren Glaubens beten. Genau das Wort „eindeutig“ bedeutet „mit festgesteckten Grenzen“.

Wir sind oft ermutigt, und das mit gutem Grund, Gott um große Dinge zu bitten. Aber überall muß ein gewisses Gleichgewicht vorhanden sein, und es besteht die Gefahr, daß wir in dieser Richtung zu weit gehen.

Selbst im Gebet ist es möglich, „mehr abzubeißen, als wir kauen können“. In 2. Korinther 10,13 liegt ein Grundsatz, der auf diesem Gebiet angewendet werden kann. Der Glaube ist wie ein Muskel, der bei beständiger Bewegung immer stärker wird, ganz anders als bei indischem Gummi, das man auf jede gewünschte Breite ausdehnen kann. Übertriebener Glaube ist kein wahrer Glaube, darin enthalten ist nämlich das Gemisch von fleischlichen Merkmalen. Es besteht keine Überanstrengung in der „Ruhe des Glaubens“. Dieser fragt nach klarem Segen wie Gott auch führen mag; er läßt sich nicht durch fleischliche Ängstlichkeit abhalten, noch drängt er zu weit voran durch fleischlichen Eifer.

In meinem eigenen Fall, hier in Tantsah, habe ich den Herrn konkret um etliche hundert gläubige Familien unter den Lisu gebeten. Zusammengenommen sind in diesem Gebiet weit mehr als zweitausend Lisufamilien ansässig.

Nun könnte man fragen: „Warum hast du nicht um tausend gebetet?“ Hier antworte ich ganz offen: „Weil ich keinen Glauben für tausend habe.“

Ich habe Glauben – oder besser gesagt, glaube ich, der Herr hat mir Glauben gegeben – für mehr als einhundert Familien, aber nicht für tausend. Also akzeptiere ich die Grenzen, die der Herr mir, so glaube ich, gegeben hat. Vielleicht wird der Herr mir tausend geben; vielleicht wird Er mich auch dahin führen, dieses konkrete Gebet des Glaubens später zu beten. Jemand hat gesagt, daß der Herr uns Brot versprochen hat, aber Er schenkt uns Brot und Butter. Dies ist im Einklang mit Epheser 3,20: „...über die Maßen mehr, als wir erbitten oder erdenken.“

Aber wir dürfen den Glauben nicht überstrapazieren. Wir müssen vernünftig und praktisch sein. Laßt uns nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig im Glauben beanspruchen. Erinnerst Du Dich an die 160

Morgen des Kanadiers? Beachte, wie die herrschaftliche Regierung ihre Autorität in bezug auf den Standort ausübt. Die Regierung hat das Sagen sowohl über das „wo“, als auch über das „wieviel“ vom Anspruch des Auswanderers. Er kann nicht einfach nach seinem eigenen Gutdünken über die gesamte Prärie wandern und sich da niederlassen, wo es ihm gerade paßt. Selbst was den Platz seiner Farm betrifft, muß er die Regierung um Rat fragen.

Tun wir das auch immer in unseren Gebeten und Forderungen? Fragen wir die himmlische Regierung am Anfang um Rat, oder beten wir das Erste, was uns in den Sinn kommt? Verbringen wir viel Zeit, auf Gott zu warten, um Seinen Willen zu erkennen, bevor wir zur Tat schreiten, um Seine Verheißungen in Anspruch zu nehmen? Das ist ein Prinzip, nach dem Gott arbeitet. Er hat uns dies sehr deutlich in 1. Johannes 5,14-15 mitgeteilt. Ich kann nicht umhin zu sehen, daß dies ein Grund, (wenn auch nicht der einzige Grund), für viele unbeantwortete Gebete ist.

Jakobus 4,3 hat eine weitgreifende Anwendung und wir müssen unsere Herzen in diesem Licht erforschen. Ich las vor nicht allzu langer Zeit ein Zeugnis von Dr. Stuart Holden, in welchem er sagte, daß eine der größten Segnungen seines Lebens die des nicht erhörten Gebetes war. Und in meinem Ermessen kann ich das Gleiche sagen. Nicht erhörte Gebete haben mich gelehrt, den Willen des Herrn und nicht meinen eigenen zu suchen. Ich nehme an, die meisten von uns haben solche Erfahrungen gemacht. Wir haben gebetet und gebetet und gebetet, doch die Antwort blieb aus. Der Himmel über uns schien leer zu sein. Ja, gesegnete Leere, wenn sie uns nur ein wenig mehr lehren würde, unser allgegenwärtiges Ego in das Kreuz Christi zu versenken. Manchmal war unser Anliegen allem Anschein nach so gut, aber das bedeutet nicht automatisch, daß es Gottes Willen entsprach. Manche „guten Wünsche“ kommen aus unserem ungekreuzigten Ich. Die Schrift und die Erfahrung stimmen überein, daß die wohl am ehesten den Willen Gottes erkennen, die am nächsten bei Gott leben. Wir sind berufen, „mit der Erkenntnis Seines Willens erfüllt“ zu sein (Kolosser 1,9). „Das Geheimnis des Herrn ist bei denen, die Ihn fürchten; und Er wird ihnen Seinen Bund zeigen.“

Wir müssen viel mehr die Gemeinschaft mit dem Tod Christi ken-

nenlernen. Wir müssen uns mehr von dem Wort Gottes ernähren als wir es tun. Wir benötigen mehr Heiligung, mehr Gebet. Dann werden wir nicht mehr in so großer Gefahr stehen; Seinen Willen mißzuverstehen.

Die wunderbare Verheißung in Johannes 15,7 wird mit einem vorweg gestellten weitreichenden „wenn“ begrenzt. Ich frage mich; ob man diesen Vers nicht frei übersetzen könnte: „Wenn ihr NICHT in mir bleibt und meine Worte NICHT in euch, so werdet ihr NICHT bitten, was ihr wollt, und es wird euch NICHT geschehen.“ Vielleicht, wenn wir uns selber vor Gott gründlicher prüften, würden wir in einigen Fällen erkennen, daß der gesamte Kurs unseres Lebens nicht im Einklang mit Seinem Willen war. Welches Recht hätte ein Mann in solch einem Fall zu erwarten, daß seine Gebete beantwortet würden? Aber ist nicht dies die Tatsache in Anbetracht von so vielen „guten christlichen Werken“? „Hol’ dir deine Arbeit von Gott“ ist ein ausdrücklicher Befehl. Wie oft schmiedeten christliche Leiter ihre eigenen Pläne, arbeiten hart daran und bitten danach Gott ernsthaft um Seinen Segen dazu. Wieviel besser, wie Hudson Taylor sagte, ist es doch, auf Gott zu warten, um Seine Pläne zu erkennen, bevor wir beginnen!

Etlliche christliche Arbeit scheint den Stempel des Fleisches mit sich zu tragen. Es mag „gut“, ja es mag nach außen hin erfolgreich sein, aber die Herrlichkeit der Shechinah fehlt.

Nun, all das ist auf das Gebet des Glaubens anzuwenden. Wir müssen die Zusicherung haben, daß wir am rechten Platz sind und die rechte Arbeit tun. Wir müssen die Gewißheit haben, daß Gott uns führt, wenn wir uns auf konkretes Gebet einlassen. Dies folgt nicht automatisch, weil die Sache Gottes Willen entspricht. Er wird dich nämlich führen, dafür zu beten. Es kann sein, daß Er andere Lasten für dich hat. Wir müssen „unsere Gebete bei Gott holen“ und darum beten, Seinen Willen zu erkennen. Das kann Seine Zeit dauern. Gott arbeitete fünfzehn Jahre an Hudson Taylor, bevor Er ihm die Last für ein konkretes Gebet zur Gründung der China Inland Mission auferlegte. Gott ist nicht in Eile. Er kann mit uns nichts bewirken bis wir dazu nicht ausgebildet und bereit sind. Laßt uns also vorangehen (Philipper 3,12). Wir können sicher sein, daß Er weitere Dienste,

weitere Lasten des Glaubens und Gebetes für uns bereithält, wenn wir dazu bereit sind. Und ER wird führen. Abraham wäre nie ein Vorbild des Glaubens geworden, wäre er in Ur in Chaldäa geblieben. Genauso wenig werden wir jemals einen Glauben haben, der es wert ist, Glaube genannt zu werden, bis wir voranstreben in den Fußstapfen dessen, der sprach: „Folge mir nach.“

Den Anspruch bestätigt

Wenden wir uns wieder dem Auswanderer zu. Er hat mit der kanadischen Regierung eine Vereinbarung getroffen. Er geht auf ihre Vorschläge ein; er akzeptiert ihre Bedingungen; er erklärt sich bereit, das Land zu übernehmen, das ihm zugesprochen wird. So erhebt er seinen Anspruch auf das ordnungsgemäße Landstück und sofort wird es bestätigt. Könnte irgend etwas einfacher sein? Es besteht keine Notwendigkeit, daß unser Anspruch in der Gegenwart Gottes weniger einfach ist. Wenn wir einmal die tiefe, ruhige Zusicherung Seines Willens in der Sache haben, dann legen wir Ihm unseren Anspruch vor wie ein Kind seinem Vater. Eine einfache Bitte und mehr nicht. Kein Schmeicheln, kein Flehen, keine Tränen, kein Ringen. Auch keine wiederholte Bitte. Das Gleichnis des ungerechten Richters sollte uns niemals lehren, daß wir die Erhöhung durch schiere Gewalt von einem unwilligen Gott erringen. Eine wahrhaftige Bitte ist ausreichend für das ganze Leben.

In meinem Fall betete ich über vier Jahre unablässig für die Lisu in Tengyueh, und bat, daß viele hundert Familien sich Gott zuwenden sollten. Wie dem auch sei, war dies nur allgemeines Gebet. Gott arbeitete in der Zwischenzeit an mir. (Natürlich deute ich jetzt nicht daraufhin, daß irgend jemand anders nun auf genau die gleiche Weise geführt wird. Handelt Gott jemals bei zwei verschiedenen Menschen auf genau die gleiche Art und Weise?) Und dann, so gegen Ende November letzten Jahres (1914), als ich bei Mr. und Mrs. Geis drunten in Myitkyina in Burma weilte, kam genau die gleiche Bitte als eine deutliche Last zu mir. Du weißt, wie ein Kind mitunter von seinen Eltern zurechtgewiesen wird, weil es in der falschen Art und Weise um etwas gebeten hat – vielleicht klang seine Bitte unverschämte. Die Eltern werden sagen: „Frag bitte anständig.“ Genau das schien Gott mir da zu sagen: „Frag mich anständig.“ Als ob er sagen

würde: „Du hast Mich in den letzten vier Jahren ständig darum gebeten, ohne jemals wirklich zu glauben, daß ich es tun würde; jetzt bitte im Glauben.“

Ich erkannte die Last sehr deutlich. Und es war wirklich eine Last: Es belastete mich. Eines Nachmittags ging ich allein in mein Zimmer und kniete nieder zum Gebet. Ich wußte, daß die Zeit für das Gebet des Glaubens gekommen war. Und dann, in dem vollen Bewußtsein was ich tat und was es mich kosten könnte, verpflichtete ich mich selber definitiv an diese Bitte im Glauben. Ich „warf meine Last auf den Herrn“. Ich erhob mich mit der tiefen, friedvollen Überzeugung von den Knien, daß ich meine Antwort schon erhalten hatte. Das Abkommen war gemacht. Und seitdem (mittlerweile verging fast ein Jahr) habe ich nichts als Frieden und Freude (wenn ich Gemeinschaft mit Gott habe), indem ich an dem Land festhalte, welches ich schon beansprucht und eingenommen habe. Ich habe das Anliegen nie wiederholt und werde es auch nicht tun: Es besteht keine Notwendigkeit. Die Bitte, das Einnehmen und das Erhalten beanspruchen nur wenige Augenblicke (Markus 11,24). Die Vergangenheit kann nie ungeschehen und braucht auch nie neu gemacht werden. Es ist eine ernste Angelegenheit, mit Gott einen Glaubensbund einzugehen. Für beide Seiten ist es verbindlich. Du erhebst deine Hand zu Gott, vielleicht sogar wörtlich; du fragst konkret und erhältst konkret Sein angebotenes Geschenk; dann gehst du in deinem Glauben nicht rückwärts, selbst wenn du hundert wirst.

Geh an die Arbeit

Wir kehren noch einmal zum kanadischen Farmer zurück. Er hat seinen Anspruch geltend gemacht; das Land wurde ihm bewilligt; der Handel abgeschlossen und mit offiziellem Siegel versehen. Ist das nun das Ende? Nein! Nur der Anfang!

Er hat sein Ziel noch nicht erreicht. Sein Ziel ist eine Weizenernte, nicht ein Flecken brachliegenden Landes; und zwischen den beiden besteht ein himmelweiter Unterschied. Die Regierung versprach ihm nie Säcke voller Mehl fertig für den Export – nur das Land zum Bearbeiten, um dieses Ziel zu erreichen. Jetzt ist für ihn der Zeitpunkt gekommen, die Ärmel hochzukrempeln und an die Arbeit zu

gehen. Er muß sein Heim bauen, sein Vieh zusammenkaufen, Arbeiter anheuern, den Boden ebnen, ihn pflügen und die Saat streuen. Die Regierung sagt ihm demzufolge:

„Wir haben Ihren Anspruch bewilligt: Nun gehen Sie hin und fangen an zu arbeiten.“

Und dieser Unterschied ist nicht weniger deutlich in der geistlichen Welt. Gott gibt uns den Boden als Antwort auf unser Gebet des Glaubens, aber nicht die Ernte. Die muß in der Zusammenarbeit mit Ihm erwirtschaftet werden. Glaube muß von Werken gefolgt sein, Werken des Gebets.

Errettung ist aus Gnade, aber sie muß ausgelebt werden (Philipp 2,12), wenn sie uns gehören soll. Mit dem Gebet des Glaubens ist es genauso. Es wird uns aus freier Gnade gewährt, aber es wird nie unser sein, bis wir ihm nicht nachgehen und es ausleben. Erneut „Glaube und Werke“. Sie dürfen nie voneinander getrennt werden; denn Trägheit wird keine Ernte in der geistlichen Welt einbringen. Ich denke, dieser Grundsatz ist in jedem Fall enthalten, wo das Gebet des Glaubens dargebracht wird. Doch es besteht auch kein Zweifel, daß überall, wo die Festungen Satans angegriffen werden, Gutes enthalten ist, wo die Beute dem Mächtigen entrissen werden muß.

Denk nur an die Kinder Israels unter Josua: Gott gab ihnen das Land Kanaan – geschenkt aus (bemerke) reiner Gnade – aber sieh nur, wie sie kämpfen mußten als sie dann tatsächlich anfangen, es in Besitz zu nehmen! Dann nochmals, denke an Daniel (Daniel 10,12-13): Sein Gebet wurde gleich am ersten Tag, als er es darbrachte, erhört; doch war dies nur das Zeichen für einen einundzwanzig Tage dauernden Krieg in den himmlischen Gefilden!

Die Taktiken Satans scheinen wie folgt zu sein. Mit der ganzen Fülle seiner Macht wird er zuerst dagegen arbeiten, daß wir zu dem Ort des realen und lebendigen Glaubens durchbrechen. Er verabscheut das Gebet des Glaubens, denn es ist ein bevollmächtigter „Hinweis, aufzugeben“.

Er kümmert sich wenig um heruntergeraterte, fleischliche Gebete,

weil diese ihm kaum weh tun. Darum ist es auch so schwierig, einen konkreten Glauben in Gott für ein klares Ziel zu erreichen. Im Gebet müssen wir oft kämpfen und ringen (Epheser 6,10f.), bevor wir diesen tiefen, ruhigen Glauben erzielen. Und bis wir nicht geradewegs durchgebrochen sind und unsere Hände mit Gott vereint haben, haben wir keinen echten Glauben erreicht. Der Glaube ist eine Gabe Gottes (Römer 12,3); wenn wir hier vorzeitig aufhören, benutzen wir rein fleischliche Energie oder Willenskraft, Waffen, die in dieser Kampfführung keinen Wert haben. Wie dem auch sei, wenn wir einmal zum wahren Glauben durchgedrungen sind, ist die gesamte Streitmacht der Hölle unfähig, dies nichtig zu machen. Was dann? Sie ziehen sich zurück und formieren ihre Streitkräfte auf dem Stück Land, das Gott sich verpflichtet hat, uns zu geben, und sie werden jeden Zentimeter davon bestreiten. Der eigentliche Kampf beginnt, wenn das Gebet des Glaubens dargebracht ist.

Aber, gelobt sei der Herr! Wir befinden uns auf der Seite des Siegers.

Laßt uns immer wieder das zehnte Kapitel im Buch Josua lesen und nie mehr über Niederlage sprechen. Niederlage, wahrhaftig nein! Sieg! Sieg! Sieg!

2. Samuel 23,8-23 ist eine Stelle auf dieser Linie, welche mir in den letzten Tagen Speise und Trank war. Die Verse 11 und 12 beinhalten all das wie in einer Nußschale, was ich bisher gesagt habe.

Bitte lies sie. Möge Shammah den christlichen Kämpfer repräsentieren. Möge David ein Bild für den gekreuzigten und auferstandenen Christus sein – und bemerke, daß Shammah einer der „mächtigen Männer Davids“ war. Soll das „Stück Land“ das Gebet des Glaubens darstellen. Mögen die Linsen, wenn du magst, die armen, verlorenen Seelen der Menschen repräsentieren, und die Philister die bösen Mächte der Luft. Sollen „die Menschen“ die Christen darstellen (vielleicht gute Menschen), die mit geistlicher Armut behaftet sind. Ich kann mir vorstellen, was diese Menschen sagten, als sie sahen, wie sich die Philister näherten und als sie davonliefen.

„Vielleicht war es doch nicht der Wille des Herrn, uns dieses Stück Land zu geben. Wir müssen uns dem Willen Gottes unterordnen.“

Ja tatsächlich, wir müssen uns dem Willen Gottes unterordnen, aber genauso müssen wir dem Teufel widerstehen (Jakobus 4,7). Die Tatsache, daß der Feind sich uns mit seiner Streitmacht nähert, ist noch lange kein Grund, daß wir uns außerhalb des Willens Gottes befinden. Das ständige Voranstellen von „wenn es Dein Wille ist“ vor unseren Gebeten ist oft nur eine Ausrede für Unglauben. Wahre Unterordnung unter Gott ist nicht unvereinbar mit Kraft und Freimut. Schau nur, was Shammah tat – er stellte sich ganz einfach auf seinen Acker. In diesem Augenblick strebte er nicht danach, weitere Welten zu erobern! Er blieb einfach stehen, wo er war und schlug rechts und links um sich. Bemerke auch das Ergebnis seines Handelns und wem die Ehre dafür angerechnet wird!

Durchbeten zum Sieg

Ich möchte noch einmal betonen, daß dies nicht notwendigerweise für jede Art des Gebetes anzuwenden ist. Ein junger Lisuchrist hier ist stolz darauf, ein Erlebnis zu erzählen, das er vor einigen Monaten hatte. An einem Abend spazierte er durch seine Felder, als ihm plötzlich ganz unerklärlich übel wurde. Er fiel auf seine Knie und als er seinen Kopf beugte, bat er Jesus, ihn zu heilen. Sogleich verließen ihn die starken Magenkrämpfe. Preis den Herrn! Und es gibt keinen Zweifel, daß eine Vielzahl solcher Vorfälle geschehen – einfacher Glaube und einfache Antworten. Aber mit solchen Gebeten allein dürfen wir uns nicht zufrieden geben. Wir müssen über Magenkrämpfe und andere Schmerzen hinaus kommen und in die tiefere Gemeinschaft mit Gottes Zielen treten. „Daß ihr nicht länger Kinder seid“ (Epheser 4, 14). Wir müssen uns nach Reife ausstrecken. Wir müssen zu dem „Maß von der Größe der Fülle des Christus“ gelangen und nicht unbegrenzt in Gottes Kindergarten verweilen. Wenn wir in das Erwachsenwerden des geistlichen Lebens kommen, werden wir Konflikten nicht ausweichen können. Solange Epheser 6,10-18 in der Bibel stehenbleibt, müssen wir uns auf ernsthafte Kriegsführung gefaßt machen – „Und, wenn ihr alles ausgerichtet habt, stehen könnt.“ Wir müssen uns durchkämpfen und dann siegreich auf dem Kampfplatz stehen bleiben.

Liegt nicht genau da das Geheimnis der unbeantworteten Gebete – nämlich, daß sie nicht bis zum Ende durchgefoughten werden? Wenn

das Ergebnis nicht zum erwarteten Zeitpunkt sichtbar wird, sind Christen dazu geneigt, den Mut zu verlieren, und wenn sich die Antwort noch weiter hinauszögert, geben sie es ganz auf. Du kennst den Namen, den man den Orten in England gibt, wenn das Gebäude (oder was auch immer es ist) halfertig verlassen daliegt – jenes und dessen „Dummheit“. Ich frage mich, ob nicht einige unserer Gebete das gleiche Schandmal verdienen. Denk nur an den Turm von Wembley: Ich habe ihn nie näher untersucht, aber aus einiger Entfernung sieht es so aus, als wenn ein guter Anfang gemacht wurde. Lukas 14,28-30 bezieht sich genauso auf Gebete, wie auf Türme.

Wir müssen die Kosten überschlagen, bevor wir das Gebet des Glaubens beten. Wir müssen bereit sein, den Preis zu zahlen. Wir müssen es ernst meinen. Wir müssen dahin kommen „Dinge durchzuhalten“ (Epheser 6,18, „in allem Ausharren“). Unsere eigene Kraft wird versagen und hierin liegt die Notwendigkeit für einen gottgegebenen Glauben. Dann können wir uns in den ewigen Armen ausruhen und unsere Kraft ständig erneuern lassen. Dann können wir sowohl ruhen als auch ringen. In diesem Kampfgebet, nach der eigentlichen Ausübung des Glaubens, besteht nicht die Notwendigkeit, das Gleiche wieder und wieder zu tun. So zu handeln scheint mir unvereinbar zu sein. Unter diesen Umständen, würde ich sagen, sollte Gebet die folgenden Formen annehmen:

Ein festes Stehenbleiben auf gottgegebenem Boden und eine unablässige Erklärung des Glaubens und Inanspruchnehmen des Sieges. Ich finde es hilfreich, Schriftstellen zu wiederholen, die der Sache gemäß sind. Laß dir den Glauben beständig stärken und aus der passenden Quelle nähren – dem Wort Gottes.

Ein eindeutiger Kampf und Widerstand gegen Satans Mächte im Namen Christi. Ich lese gerne Schriftstellen wie 1. Johannes 3,8 oder Offenbarung 12,11 im Gebet als offensive Waffen gegen Satan. Oft empfinde ich dies als große zusätzliche Kraft und Freiheit, im Gebet auf solche Art und Weise zu kämpfen. Nichts schneidet besser als das Wort des lebendigen Gottes (Epheser 6,17; Hebräer 4,12).

Durchbete jede Seite des Anliegens im Detail. Im Falle meiner Arbeit unter den Lisu hier bete ich ständig zu Gott um lebendige

Erkenntnis Seines Willens, mehr Weisheit, um mit den Menschen zurechtzukommen, um Weisung, wie ich beten soll, wie ich den Sieg behalte, wie ich Menschen in das Evangelium einweisen soll, oder beim Singen oder im Gebet. Um Hilfe beim Sprachstudium, Hilfe im alltäglichen Gespräch, Hilfe in der Verkündigung, um Führung, wo ein Zentrum aufgerichtet werden sollte, Führung wegen eines Hausbaus (wenn notwendig), Führung, was meine ganz persönlichen Dinge betrifft (Diener, Geld, Nahrung, Kleidung, etc.), Hilfe und Segen in meiner Korrespondenz, um das Öffnen des Wortes und um Segen in anderen Dörfern, für Leiter und Helfer, die mir zur Seite stehen, für jeden Christen mit Namen, wie für jeden einzelnen meiner Gebetspartner mit Namen. Solch ein detailliertes Gebet ist erschöpfend, aber ich denke auch sehr wirksam in bezug darauf, den Willen Gottes festzustellen und Seinen höchsten Segen zu erlangen.

Ich würde niemanden dazu auffordern, gemeinsam mit mir das klare Gebet für die Umkehr zu Gott von etlichen hundert Lisufamilien zu beten, es sei denn, Gott gibt die persönliche Führung dazu. Besser das Gebet in allgemeiner Art und Weise darzubringen, als ein eindeutiges Anliegen außerhalb Seiner Führung vorzutragen. Dennoch würde ich die Gebetszusammenarbeit mit jedem hoch schätzen, der sich so geführt weiß. Was ich mir auch wünsche, ist nicht nur ein gelegentliches Erwähnen meiner Arbeit und Nöte vor dem Herrn während der Morgen- oder Abendandacht, sondern eine festgesetzte Zeit (sagen wir eine halbe Stunde oder so?), die speziell für diesen Zweck beiseite gestellt wird, entweder während des Tages oder am Abend. Kannst Du mir diese Zeit schenken – oder vielmehr dem Herrn?

Etwa vor vierzehn Tagen taufte ich zwei Lisufrauen in dem kleinen Dorf „Six Family Hollow“ – die Ehefrauen der beiden jungen Lisumänner, die ich im letzten Januar taufte. Insgesamt habe ich nun sechs Lisuchristen getauft, alle aus einer Familie. Dennoch war es nur einen Tag später meine schmerzliche Pflicht einen von ihnen, einen Mann namens Ahdo, aus der Gemeinschaft der Gemeinde für unbestimmte Zeit auszuschließen. Er ist der Mann, der mich das erste Mal mit den Lisu in seinem Haus bekannt gemacht hat und ebenso in den umliegenden Dörfern. Bis Ende letzten Jahres waltete

er als mein Prediger und „Helfer“, wenn er bei mir war. Es wurde offensichtlich, daß er beständig während der letzten Jahre bis jetzt, nicht allein in seinem eigenen Dorf, sondern auch an den anderen Orten, wo er mit mir war, das siebte Gebot gebrochen hat. In jedem Fall sind die Lisu ein sehr unmoralisches Volk, aber trotz seines Christseins war er noch weitaus sündiger als die meisten von ihnen. Letzten Januar hatte ich ihn mit seinem jüngeren Bruder und seinen Eltern getauft, doch war er seitdem nicht mit mir zusammen gewesen. Dennoch bin ich froh, sagen zu können, daß es ihm scheinbar wirklich leid tut und er nie versuchte, seine Taten zu leugnen. Wir müssen für seine Wiederherstellung beten. Momentan habe ich sonst keine anderen besonderen Neuigkeiten in der Arbeit. Ich denke daran, dieses Dorf (Six Family Hollow) in den nächsten Tagen zu besuchen, genau wie die anderen Dörfer.

Ich hoffe, Euch nächsten Monat wieder zu schreiben und verbleibe im ernstesten Gebet für jeden von Euch,

im Dienste des Herrn Euer

J. O. Fraser

KAPITEL 5 --- Gebirgsregen

Eine Lücke in den Wolken

Der alte Mann war zornig auf die Geister. Während er in dem dunklen Zimmer herumtastete, verfluchte er den Dämonenpriester und den Pfad zu seinem Haus. Der Schmerz in seinen Augen war kaum zu ertragen, und seine Frau und seine Kinder hielten sich in sicherer Entfernung auf und spalteten Kiefernäste unterhalb des Eichenstammes. Schmerzen machten Old Fish gefährlich kühn, dachten sie, ohne jeden Zweifel unterstützt von ihrer Nachbarin, der alten Mrs. Tsai, die schon vor Jahren mit den Dämonen gebrochen hatte.

Schlußendlich stolperte er zu ihnen hinab und schützte seine Augen vor der Sonne. Sie hatten sich lange über Mrs. Tsais Gott unterhalten. Die Geister waren eine kostspielige Zeitverschwendung. Hatte Mrs. Tsai vielleicht die Wahrheit gefunden?

„Er nahm tatsächlich ein Schwert“, schrieb James, „zerstückelte den Familienaltar und weigerte sich, irgendein Räucherwerk oder Papiergeld zu verbrennen, obwohl es gerade chinesisches Neujahr war. Das ist das erste Mal, daß ich davon hörte, wie ein Mann aus eigener Initiative den Götzendienst definitiv ablegte, obwohl er das Evangelium erst vor kurzem gehört hatte. Nach diesem Vorfall dauerte es fast noch drei Monate, bis ich ihn besuchte. In der Zwischenzeit ging er zu meinem Mitarbeiter, Mr. Embery, und erhielt von ihm eine Augensalbe, die seine Schmerzen rasch linderte. Ich blieb drei Tage in ihrem Heim, und fand sowohl ihn und seine Frau und die Kinder, als auch seinen alten Vater und seine Mutter außergewöhnlich einmütig und ernsthaft in ihrem Entschluß, Gott anzubeten.

Dieser Fall machte in der gesamten Region rasch seine Runde und hinterließ einen guten Eindruck. Das Einzige, worauf die Menschen warten, ist klar zu erkennen, ob es wirklich sicher ist, die bösen Geister über Bord zu werfen und sich Christus zuzuwenden. Es ist sehr wichtig, für die zu beten, die Christen geworden sind, daß ihr Glau-

be und die Beständigkeit den Anfechtungen gewachsen und die Kraft des Geistes zur Heilung von Krankheiten mit ihnen ist. Denn ein Mann, der, wenn er Christ wird, dann von einer Krankheit niedergeworfen wird, läßt das Evangelium in den Augen der Lisu zweifelhaft erscheinen.“

Mutter Tsai war der geistliche Felsen der Familie, unerschütterlich bei Widerstand und Familienproblemen. Ihr Glaube war unkompliziert wie der eines Kindes und stark. Dreimal, versicherte sie James, war ihr Schwein fortgelaufen, und jedesmal hatte sie es nach einem Gebet wiedergefunden.

Kindlicher Glaube für kindliches Gebet, doch damit verbunden das erwachende Verstehen von einem Gott, der zu Seinem Wort steht.

Auf einmal leuchteten hier und dort winzige Lichter in der geistlichen Finsternis dieser Gegend. Aber im großen und ganzen waren die Wolken schwarz wie immer. James brauchte Wachsamkeit, um zu verhindern, daß sich die Schwermut erneut auf seiner Seele niederließ. Die härteste Prüfung waren die ganz banalen Rückschläge. Familien schienen voller Bereitschaft die Botschaft anzunehmen, sie bekannten sogar Jesus als den Herrn, und dann fielen sie wieder zurück. Es war Satans Kriegstaktik der Zermürbung.

Nachdem er Woche für Woche auf die Umkehr zu Gott wartete, für die er gebetet hatte, und nichts sah, entdeckte James, daß der Kampf nicht allein gegen den Fürsten der Welt war. Das Problem lag in ihm selber.

„Was war Ihre größte Überraschung, als Sie nach China kamen?“ fragte ihn ein Student, der voller Eifer zu diesem Veteranenmissionar aufschaute.

Er antwortete: „Ich selbst.“

Die Schwertleiter

Es gab Zeiten, wo selbst James Glaube an die Kraft des Kreuzes geprüft wurde, wenn er sah, wie tief die Menschen in den Dämonen-

kult verstrickt waren. Zuerst steckte er große Hoffnungen in einige Fragenstellende in Tantsah. Sie hatten ihr lebhaftes Interesse bekundet.

Sie lebten in der Nähe von „Cold Horse Village“ (Dorf Kaltes Pferd) und der Götzenpriester dort hatte nichts dagegen, wenn James die Menschen lehrte. Der Priester, der von sich selber sagte, daß „er von den Geistern besessen sei und ihnen gehörte“, lud ihn zum nächsten Schwertleiterfest ein, wo Hunderte von Menschen anwesend sein würden. James sagte zu und dachte, dort ein großes Publikum zu haben.

Es geschah, daß James gerade zu der Zeit von einem Missionar namens Goby besucht wurde, und so gingen sie gemeinsam und spazierten durch die Menschenmengen. Er berichtete darüber in einem Brief nach Hause:

„Die Schwertleiter bestand aus etwa drei Dutzend Sprossen und war senkrecht befestigt. Sie stach heraus an einem offenen Platz und war circa vierzig Fuß hoch. Am Abend zuvor sollte der ‚Teufelstänzer‘, ein Mann, der über sechzig Jahre alt war, seine Hände und Füße in einem Feuer von glühend heißer Schlacke ‚waschen‘. Goby und ich gingen zum Tempel und waren Augenzeugen. Es war eine ganze Menge los. Einigen scheußlich aussehenden Götzen wurden Opfer dargebracht, darin inklusive waren zwei Hühner, denen der Teufelstänzer mit seinen bloßen Zähnen das Genick durchbiß. Mit den stampfenden Trommeln und Gongs wurde versucht, eine Art Ekstase zu schaffen, aber nur mit einem Teilerfolg. Nach einiger Zeit tauchte der Teufelstänzer aus dem Tempel auf und warf die glühend heißen Kohlen mit seinen bloßen Händen und Füßen fort. Am nächsten Tag bemerkten wir beide, daß seine Hände Zeichen der Verbrennung aufwiesen.

Der alte Teufelstänzer tauchte am nächsten Tag nicht vor zwei Uhr nachmittags aus dem Tempel auf, und nach noch mehr Zaubersprüchen bestieg er langsam die Leiter. Nachdem er mehr Beschwörungen auch am oberen Ende der Leiter losgelassen hatte, kam er langsam wieder herunter.

Dann stiegen zwei junge Männer hoch und wieder runter. Auch eine

Frau versuchte es. Man sagte uns, daß sie Anwendungen der Dämonenbesessenheit in ihrem Haus hatte und sie geheilt würde, wenn sie die Schwertleiter durch die Kraft ihres ‚Gottes‘ bestieg. Aber anscheinend konnte sie die nötige Eingebung nicht bekommen, und so gab sie nach einigen wild anmutenden Versuchen auf.“

Die Angst stand den Menschen im Gesicht geschrieben. Sie empfanden dabei keine Freude. Es bewies James erneut, daß diese Menschen Kinder der Finsternis waren. Sie mußten diese Rituale durchführen und den Geistern gehorchen. In allem zeigten sie, daß sie keinen eigenen Willen besaßen.

Selbst die zuvor interessiert schienen, fielen nun weg. Absolute Finsternis schwemmte zurück.

„Ich war schwer enttäuscht“, schrieb er, „über die Einstellung der Lisu in dieser Region gegenüber dem Evangelium. Zu Beginn nahmen sie das Wort mit Freuden auf, wie sie es so oft tun. Etliche kündigten an, sie wollten Christen werden; einem alten Mann und seinem Sohn schien es besonders ernst zu sein. Dann schien der Geist der Furcht sie in Besitz zu nehmen und einer nach dem anderen machte einen Rückzieher, bis es keiner mehr wagte, bei der Sache zu bleiben. Wir mußten sie als Heiden zurücklassen, so wie ich sie zuerst vorgefunden hatte.

Dies war eine sehr schmerzliche Erfahrung und es schien mich für eine ganze Weile ziemlich niederschmettern.“

Betäubt und verletzt ergriff James noch einmal die Waffen. „Freue dich nicht über mich, o meine Feindin! Wenn ich auch daniederliege, so werde ich wieder aufstehen“ (Micha 7,8).

„Für eine Weile war ich recht von Sorgen überwältigt, wo mir aber eine Bemühung heraushalf, außerhalb vom Dorf – ein freies, frisch von Herzen kommendes Gebet gegen Satan stellte Glaube und Friede wieder her. Der Geist der Schwermut mußte vollständig vertrieben werden, um des Sieges willen.“

Leidend im Gebet

Nach diesen Ereignissen beschäftigte sich James für einige Tage mit dem Verhältnis zwischen Wunsch und Gebet. Goby war weitergereist, somit war er alleine. Er wurde von dem Wunsch verzehrt, ein Werk Gottes unter den Lisu zu sehen; eine leidenschaftliche, ja beinahe verzweifelte Sehnsucht erfüllte ihn, wenn er sich dem Gebet zuwandte. Es war, als ob Gott ihm ein wenig von der unergründlichen Sehnsucht Seines eigenen Geistes zeigen würde. Und genauso wie er in der Gemeinschaft mit dem Geist diesen Sehnsuchtschmerz teilte, wünschte er sich, seine Gebetspartner in gleicher Weise leiden zu sehen.

Er schrieb ihnen über Hanna in 1. Samuel 1:

„Wieviele von unseren Gebeten besitzen die gleiche Qualität wie die, die wir in der ‚Betäubnis des Herzens‘ dieser Frau finden, als sie ‚zu dem Herrn betete‘? Wie oft haben wir uns je ‚wund geweint‘ vor dem Herrn? ... Vielleicht haben wir sehr viel gebetet, aber unsere Sehnsucht war nicht sehr tief verglichen mit ihrer. Es mag sein, daß wir viel Zeit auf unseren Knien verbracht haben, ohne daß sich unsere Herzen nach der Qual der Sehnsucht ausgestreckt haben. Aber wahres Flehen ist das Kind des Herzenswunsches und kann ohne ihn nicht bestehen; ein Wunsch nicht von dieser Welt oder von unseren eigenen sündigen Herzen ausgehend, aber von Gott selber in uns gewirkt. O, solche Sehnsüchte! O, für Hannas Eifer, nicht alleine in mir, aber in all denen, die mir im Gebet für diese armen heidnischen Ureinwohner verbunden sind!

Und gibt es nicht etwa einen ausreichenden Grund für solchen Eifer?

Wir haben genauso sicher unsere Peninnahs, wie Hanna sie stets hatte, und wie sie die Heiligen Gottes durch die Jahrhunderte hindurch besaßen. Davids Augen flossen über ob der Wasserströme, weil die Gottlosen das Gesetz Gottes nicht beachteten (Psalm 119,136). Jeremia weinte mit lauter Klage wegen der Zerstörung der Heiligen Stadt. Nehemia fastete, klagte und weinte, als er von dem neuen Elend hörte, das Jerusalem ereilte. Unser Herr weinte über sie

wegen ihrer Herzenshärte. Der Apostel Paulus hatte ‚große Traurigkeit und unaufhörlichen Schmerz‘ in seinem Herzen um seiner Brüder willen nach dem Fleisch (Römer 9,2).

Ja, und auch wir haben unsere ‚wunden Herausforderungen‘ oder sollten sie zumindest haben. Wie sollten wir uns auch sonst fühlen angesichts der Gottlosigkeit und dem Unglauben überall um uns her.

Würde eine leichtherzige Gleichgültigkeit uns unter solchen Umständen guttun? Mit Sicherheit nicht! Und ich bitte Euch, arbeitet mit mir zusammen – oder vielmehr, teilt mit mir – in der Herausforderung, die täglich bei mir in der Arbeit mit den Lisu ist. Laßt die schreckliche Macht der bösen Geister unter ihnen eine Herausforderung für Euch sein. Laßt ihre Sündhaftigkeit, ihre Ängste, ihre bedauernswerte Schwachheit und Unbeständigkeit eine Herausforderung für Euch sein.

Bittet Gott, Euch die Last aufzuerlegen und dies mit Kraft, daß es Euch in die Knie zwingt. Mein Gebet für Euch ist, daß Gott in Euch eine solche Traurigkeit bewirkt, damit Ihr gar keinen anderen Ausweg habt als zu beten. Ich wünsche mir, daß Ihr ‚wund herausgefordert‘ seid, wie ich es bin.

Wie dem auch sei, ein solcher Zustand des Verstandes und des Herzens ist nur dann von Nutzen, wenn er in Gebet umgewandelt wird. Die Sehnsucht, wie groß sie auch sein mag, tut genauso wenig aus sich selber wie Dampfdruck in einem Dampfkessel von Nutzen ist, wenn er nicht die Möglichkeit bekommt, eine Maschine anzutreiben. Hierin liegt ein geistliches Gesetz. Eine große geistliche Sehnsucht schadet eher als daß sie Gutes auszurichtet, wenn sie verleugnet wird ... Eine ernsthafte Sehnsucht in geistlichen Belangen ist eine Glocke, die zum Gebet läutet. Nicht, daß wir auf solche Sehnsüchte warten sollten ...

Wir sollen zu jeder Zeit beten, ob wir nun gebetshungrig sind oder nicht. Wenn wir einen gesunden Gebetsappetit besitzen, um so besser; doch wenn dieser Appetit nicht beachtet und zufriedengestellt wird, holt uns die Gleichgültigkeit ein und wir werden im Geist geschwächt, gleichwie das Fehlen von ausreichender Nahrung den

Körper schwächt. Schau nur, wie Hanna in 1. Samuel 1,15 mit ihrer von Gott gegebenen Sehnsucht fertig wird. Ihre Seele war betrübt und sie ‚goß es aus‘ vor dem Herrn. Gesegnete Traurigkeit! aber sie muß ausgegossen werden.“

Es ist kaum in Worte zu fassen, wieviel der Gebetskreis James in den nächsten fünf Monaten in Tantsah bedeutete. Da war buchstäblich nichts, was er für seine Arbeit aufweisen konnte; keine Bekehrung, wenig Interesse. Sein endloses Wandern in den Bergen erschien mehr oder weniger fruchtlos. Er besaß acht oder zehn Menschen in seinem geschätzten Gebetsbund.

Da bedurfte es Ausdauer, um für einen einsamen, weit entfernten Missionar mit so geringem Erfolg zu beten. Nebenbei waren die Briefe wohl kaum noch aktuell, wenn sie mit ihren Neuigkeiten an ihrem Ziel ankamen. Sie benötigten mindestens sechs Wochen. Doch nun schrieb James und bat um Verstärkung.

„Ich bin davon überzeugt, daß England voll von frommen, ruhigen, betenden Menschen ist, in jeder Denomination. Sie mögen keine überwältigende Vielzahl was Zahlen betrifft sein, aber sie sind ‚reich im Glauben‘, selbst wenn ihr Stand arm und demütig ist. Die Gebete jener begehre ich mehr als das Gold von Ophir – jene guten alten Männer und guten alten Frauen (ja, und auch nicht notwendigerweise alt), die wissen, was es ist, Macht bei Gott zu haben und auszuharren ...

Werdet Ihr mir helfen, im Gebet und wohlüberlegt, einige dieser dazu zu bewegen, dem Kreis beizutreten? ... Die Arbeit, für die ich Gebet erbitte, ist das Verkündigen und Lehren des Wortes Gottes, klar und einfach ... Ich vertraue auf nichts anderes als auf die Botschaft von Golgatha, um diese Menschen in Not aufzurichten.“

Er selbst benötigte Gebet. Er war sich der Fehlschläge in sich selber bewußt: Entmutigung, Teilnahmslosigkeit und Ungeduld. In seinem Tagebuch (Journal) zeichnete er viele Gesichtspunkte des langen Kampfes dieser Tage auf. Es ist die Geschichte von geistlichen Geburtswehen und ohne die wird kein Werk Gottes geboren. Zur gleichen Zeit ist es auch eine sehr menschliche Geschichte von Mißerfolg und Demütigung, aber auch von gereiftem Glauben.

Tägliche Prüfung

Die Anfechtungen des täglichen Lebens waren eine Prüfung in sich. Die kalten Winde des Winters machten dem ständigen, grauen Regen des Frühlings Platz. Sein nacktes Quartier schien ununterbrochen feucht zu sein. Hin und wieder war er des Schmutzes einfach müde. Es war nicht nur der Matsch und das Ergebnis der Lisu, die überall herumspuckten, auch daß seine Schlafstätte von Läusen und Wanzen überlaufen war, machte ihn ärgerlich. Und nach etlichen Monaten einer fast ausschließlichen Reisernahrung sehnte sich sein Körper nach Abwechslung: etwas Süßes oder etwas Butter und Käse.

Seine Beine waren immer noch von früheren Reisen geschwollen und normalerweise umwickelte er sie am Morgen, bevor er von seiner Matratze aufstand, um die krampfaderigen Geschwüre zu entlasten.

Nach einigen seiner Reisen zu Fuß durch die Bergdörfer schien ihn jeder Knochen zu schmerzen und jeder Muskel steif zu sein. Wer würde es denn je erfahren, wenn er den halben Tag im Bett verbrächte?

„1. Januar 1916. Muß aufpassen, daß ich nicht zu spät aufstehe an diesem bitter kalten Morgen. Der innewohnende Christus ist meine erfolgreichste Waffe gegen jede Sünde in diesen Tagen – Er sei gelobt!

Sonntag, 2. Januar ... eine ernsthafte Sehnsucht, Seelen zu gewinnen, liegt auf mir, aber Gebet ist eher unregelmäßig. Ich muß mein Gleichgewicht in meinem Gebetsleben wiederfinden. Auch muß ich mein Bleiben in Christus aufrechterhalten, durch unaufhörliches Gebet (schweigend), welches nun gesegneterweise möglich ist. Römer 6 ist jetzt nicht meine Waffe, vielmehr Johannes 15.

Samstag, 8. Januar. Gebet draußen auf dem Berg, von Mittag bis etwa 15.30 Uhr. Viel für die Arbeit unter den Lisu im allgemeinen herausgeholt.

Sonntag, 9. Januar. Unterhaltung mit Kuhs Familie über die Entfernung seines ‚Familienaltars‘ und über die Verlobungsfeier seines Sohnes morgen.

Montag, 10. Januar ... Fast alle Christen sind fort zur Verlobungsfeier von Kuh (wo viel getrunken und getanzt wird, etc.). Ich habe fast den ganzen Abend im Gebet verbracht. Nichts anderes wird mir jetzt auf dieser Erde bleibende Freude geben als nur die Rettung einer großen Anzahl Lisu. Zu hören, daß Lisu irgendwo ‚umkehren‘ oder auch nur vorhaben umzukehren, erfreut mich auf eine Art und Weise, wie nichts anderes dies vermag.

Sonntag, 16. Januar. Nicht ein Einziger war heute morgen im Gottesdienst ... Die Mauern von Jericho zerbrachen ‚durch Glauben‘ (nicht der Glaube der Mauern, immerhin!). Von allen Beispielen des Glaubens im Hebräerbrief entspricht dieses am ehesten meiner Situation. Doch nicht Glaube allein war notwendig; die Mauern zerbrachen, nachdem sie sieben Tage lang umkreist wurden. Sieben Tage Geduld waren erforderlich ... und ebenfalls ein gewissenhaftes Umkreisen der Stadt an jedem Tag – welches das Umgeben der Situation mit regelmäßigem, systematischem Gebet zu verkörpern scheint. Hier sehen wir dann Gottes Weg des Erfolges in unserem Werk, was auch immer das sein mag – eine Dreieinigkeit von Gebet, Glaube und Geduld.

Dienstag, 18. Januar. Heute Gebet mehr im allgemeinen als in speziellen Richtungen; Geduld der Hauptgedanke. Abraham wurde von Gott herausgerufen und er ging in blindem Glauben; als er das Land der Verheißung erreichte, fand er nichts als nur eine Hungersnot – fast wie bei mir mit den Lisu in den letzten zwei Jahren. Doch Abraham, oder sein Same besaß die Milch und den Honig des gesamten Landes später.

Gottes Zeit für Abraham war gekommen, aber nicht für die Amoriter.

Gottes Zeit für mich ist gekommen, aber vielleicht für die Lisu in diesem Monat oder diesem Jahr noch nicht.

Bin auch beeindruckt, daß ich die Rinnen noch nicht kenne, die die Gnade Gottes unter diesen Menschen hier ausstechen wird. Deshalb hat das allgemeine Gebet seine volle Berechtigung, bis Gottes Plan etwas vollständiger offenbar ist.“

Geheime Verpflichtung

Einer von James Helfern in jenen Tagen war schlechtgelaunt und oft unverschämt. Er vergeudete James Zeit und Geld und schien unfähig, irgendeine Arbeit ordentlich zu verrichten. Zu dieser Zeit begegnete James beinahe seinem „Waterloo“. Es war ein Kampf, die „heftige Ungeduld“, die in ihm hervorquoll, zu beherrschen. Er war über sein eigenes Wesen zutiefst beunruhigt. Nun war es ja nicht so, daß er nach außen nicht beherrscht blieb, aber daß er innerlich so zornig war: Das war die Niederlage. Mit Sicherheit wußte er, daß Jesus ihm von dieser Sache Befreiung versprochen hatte, denn „vollständig möge euer Geist, Seele und Leib untadelig bewahrt werden“ (1. Thessalonicher 5,23). Zu der Zeit las er S. D. Gordons „Wilderness Conflict“ (Kampf in der Wildnis), und erwähnte es in seinem Tagebuch. „Ich meine nicht, daß du bitten sollst, Gott möge dir Sieg schenken“, zitierte er, „bettele weniger und fordere mehr auf der Grundlage des Blutes Jesu Christi.“

Alleine die Augen Gottes konnten das geheime Mühen des Mannes sehen, dessen Wunsch es war, vollkommen in Ihm zu sein. Kein anderer konnte dies sehen.

James Lektüre und die Aufzeichnungen in seinem Tagebuch zeigen die Haltung, wie sein Gesicht sich von den unteren Hängen zum Gipfel erhebt. Sein Tagebuch war ehrlich in seinen Aufzeichnungen über den Kampf.

„Dienstag, 1. Februar. Gebet am Nachmittag für etwa drei Stunden, aber kein ausreichendes Verständnis oder vernünftige Methode – als ob ich Gebetsschulden wettzumachen hätte.

Donnerstag, 3. Februar. Niedergedrückt nach einem Mißerfolg am Morgen, den ganzen Tag über keine rechte Wiederherstellung (letzter Tag des chinesischen Jahres).

Freitag, 4. Februar. Keine Mahlzeit bis zwei Uhr am Nachmittag. Äußerst traurig über den Stand der Dinge in Tantsah. Keinen, auf den man sich in Angelegenheiten verlassen kann, wo es einen ernsthaften Geist erfordert ... Der Böse scheint heute in mir die Oberhand

zu gewinnen, wie auch in den Christen. Am Abend Kampf zwischen Gu und Kuh, auch zwischen Adu und O. S. Ku ist zum Tanzen fortgegangen. Etliche Besucher während des Tages ... Ein wenig Gebet in großer Seelenqual auf dem Gipfel des Hügels. Fühle mich dahingehend geneigt ‚Ephraim allein zu lassen‘ ... Aber genau hier werde ich von zwei Möglichkeiten zerrissen – denn ich scheine keine Führung zu haben, Tantsah zu verlassen, genausowenig wie der Herr sie hatte, Jerusalem zu verlassen (Lukas 19,41) ... Mein Gebet ist nicht so sehr, ‚Herr, führe mich woanders hin‘, als ‚Herr, schenk mir eine solide Gemeinde hier in Tantsah.‘

Samstag, 5. Februar. Der Angriff gestern von Schwermut und Mißerfolg ist beinahe vorüber, aber noch nicht ganz. Ich finde es nicht leicht, mich von solchen Zeiten zu erholen. Wie auch immer, in großem Maße befähigt die Einstellung von zusammenwirkendem, gesundem Menschenverstand und friedvollem Glauben, anzunehmen. Am Abend kamen die beiden O. S.'s, gutes Gespräch, genauso mit Ku. Dennoch weiterhin bekümmert über den Zustand der Dinge ... Die Mehrheit der Christen hat mit dem Trinken von Whisky angefangen ... Die Aussicht hier in Tantsah erscheint z.Z. weniger hoffnungsvoll als damals, wo ich das erste Mal meinen Fuß an diesen Ort setzte.

Aber immerhin habe ich nicht mehr den schwarzen, mutlosen Blick wie gestern ... Die Opposition wird nicht durch Argumentieren oder Betteln überwunden werden, sondern (hauptsächlich) durch beständiges, ausharrendes Gebet. Mit den Menschen muß man sich nicht auseinandersetzen (mit einem Lisu klar zu kommen, der von einem Geist der Furcht besessen ist, das ist eine Aufgabe, die einem das Herz bricht), aber die Mächte der Finsternis müssen bekämpft werden. Ich bleibe jetzt völlig eisern: Wenn die Arbeit fehlzuschlagen scheint, dann bete; wenn Dienste, etc., wirkungslos bleiben, dann bete noch mehr; wenn Monate mit nur geringen Ergebnissen oder gar keinen vorbeiziehen, dann bete umso mehr und hol andere herbei, dir beizustehen.

Sonntag, 6. Februar ... B. und Va bekundeten, sie wollen Christen werden, wenn es ihre Eltern erlaubten ... Vier junge Männer sagen, sie wollen Christus nachfolgen, was auch immer geschehen mag ...

Das erste Mal nehme ich eine völlig neue Haltung ihnen gegenüber ein, ich verschließe meine ernsthafte Sehnsucht hinter einem ruhigen, beinahe gleichgültigen Äußeren. Nach allem denke ich, daß dies der beste Weg ist ... Es wird ihnen mehr Vertrauen schenken.

Dienstag, 8. Februar. Mo La P. entscheidet sich am Morgen für Christus. Gu, Va und T., alle befinden sich in seinem Haus ... Voller Freude und Lobpreis.“

Familien-Freudenfeuer

In jenen Tagen gab es auch Augenblicke der Freude: kleine Ermutigungen, damit er nicht über seine Kraft hinaus versucht würde.

Auf seiner Reise in ein südliches Dorf blieb James an dem Ort, den er „Black Hole of Calcutta house“ (schwarzes Loch von Kalkutta Haus) nannte, und während er sich am Morgen vorbereitete weiterzugehen, versammelten die Dorfbewohner sich um ihn und baten ihn zu bleiben: Sie wollten Christen werden.

Nach vielem Erklären und Lehren betete er mit ihnen und dann stand er da und beobachtete, wie sie die Gegenstände ihres Götzendienstes niederrissen. „Wir hatten ein gutes altes Feuer“, schrieb er. „Die Freude, dies geschehen zu sehen, ist gleich nach der Freude bei einer Taufe.“

Eine Familie in einem nahegelegenen Dorf handelte gleichermaßen, und sie besichtigten nach ihrem Freudenfeuer zusammen mit James ihr Haus, sowohl innen, als auch außen, „um nachzusehen, ob alles o.k. sei“ berichtete er.

Verschiedene Geister werkten innerhalb und außerhalb des Hauses, so glaubten sie, und sie wollten einen klaren Abwasch mit ihnen allen machen.

Die Feuerprobe

Doch es gab auch Zeiten der inneren Niederlage. Örtliche Gemeinschaft, um seinen Glauben zu stärken, war nicht vorhanden und auch kein Gebetspartner. James wurde in seinem einsamen Zimmer bewußt, daß es keine Zukunft für die Arbeit gäbe, wenn er jetzt geistlich nachgeben würde. Im März schrieb er:

„Nun bleibt die Frage bestehen, ob ich wirklich beabsichtige, mich dem Herrn zu weihen oder aber einen Kompromiß zu schließen.

Der Kompromiß der letzten Nacht dauerte bis zu diesem Morgen an, mit bedrückender Unruhe als Folge. War nicht fähig, die entscheidende Position bis zum Mittag einzunehmen. Ein vergeudeter Morgen war das natürliche Resultat ... Oh, ich selber brauche viel, viel mehr Gebet in diesen Tagen!“

Zwei Tage später schrieb er in Bezugnahme auf einen, der ihm Sorge bereitete:

„O Lo Si war am Abend hier ... Nachdem er gegangen war, konnte ich für ihn im Gebet kämpfen, mit dem Ergebnis, daß ich jetzt von seiner Wiederentscheidung, Christ sein zu wollen, höre. Dennoch muß man ihn im Glauben festhalten. Sehr geholfen durch Mrs. Penn-Lewis, die es auf den Punkt bringt: ‚Sprich zu diesem Berg.‘ War an diesem Abend befähigt zu sprechen. Legte mich zur Ruhe, stark im Geist.“

Irgend jemand schickte ihm weiterhin Ausgaben der Zeitung „Der Überwinder“, und durch deren Artikel wurde er sehr gestärkt, besonders durch die von Jessie Penn-Lewis. Jahre später drückte eine Bekannte ihre Verwunderung aus, als James dies erwähnte.

„Ich finde ihre Artikel keineswegs hilfreich“, äußerte sie kritisch.

„Sie scheint sich zu sehr mit dem Teufel zu beschäftigen.“

James wandte sich ihr zu. „Die Not ist der Schlüssel“, antwortete er.

Keiner kommt weit auf seiner geistlichen Pilgerreise, ohne eine Begegnung mit dem Feind zu haben, und der Feind kennt ein strategisch wichtiges Ziel. Aus dem Kampf jener Tage gehen einige von James besten Schriften hervor. Er entdeckte neues Licht in der Natur des geistlichen Kampfes.

„20. März. Jedes Mal, wenn dein Geist untergeht und in den Prüfungen und Anfechtungen, die dir begegnen, schwach wird, verlierst du den Sieg über die Mächte der Finsternis, d.h. du versetzt dich unter sie anstatt über ihnen in Gott zu bleiben. Jedes Mal, wenn du den irdischen Standpunkt einnimmst – denkst wie die Menschheit, redest wie die Menschen reden, siehst aus der Sicht der Menschen – nimmst du einen Platz unter den Mächten der Finsternis ein. Die Herrschaft über sie hängt von deinem Geist ab, der an dem Ort über ihnen bleibt, und der Platz über ihnen heißt Gottes Einstellung, Gottes Sicht, Gottes Gedanken, Gottes Plan, Gottes Wege zu kennen, indem man mit Christus in Gott bleibt. Du magst so sehr in die Dinge der Welt verstrickt sein, daß dein Geist sich nicht über sie erheben kann. Der Teufel weiß das und gießt irdische Dinge auf dich, um dich unten zu halten, damit du untergehst, wenn der Kampf beginnt und nicht darüber kommst.

Römer 8,11. Du mußt das Beleben des Leibes in einem sehr großen Ausmaß kennen, wenn du fähig sein willst, die Kämpfe dieser gegenwärtigen Stunde auszuhalten. Deine natürliche Kraft würde untergehen, also ‚belebt Gott deinen sterblichen Leib‘, um dich zu befähigen, auszuhalten, was Fleisch und Blut nicht durchhalten und überleben könnte.

Eine der Versuchungen in der geistlichen Auseinandersetzung ist, wenn dein Leib anfängt zu ermüden, daß du sagst ‚Ich muß aufgeben‘, anstatt dich selber auf ‚Gott, der die Toten auferweckt und den sterblichen Leib zum Aushalten und Triumphieren in und durch alle Dinge beleben kann‘, zu werfen.

Epheser 6,10. O wie sehr benötigen wir Kraft, denn oft können wir uns kaum auf unserem Boden behaupten!

In jedem Kampf gibt es entscheidende, kritische Stellen. Komm und bleibe nahe bei deinem göttlichen Chef, bis Er sich umdreht und

diese hervorhebt. Und an diesen Stellen trete der Schlacht mutig entgegen und überwältige sie. Und obwohl der Kampf heftig, die Niederlage sicher scheint, auch wenn das Gefecht über Stunden, Tage, Monate, ja selbst Jahre andauert, dennoch halte durch, halte durch; denn solchen ist geschrieben Jeremia 1,19: ‚Und sie werden gegen dich kämpfen, dich aber nicht überwältigen, denn ich bin mit dir, spricht der Herr, um dich zu erretten.‘

Das Ziel der satanischen Macht ist, die Verbindung mit Gott abzuschneiden.

Um das Ziel zu erreichen, führt er die Seele mit einem Anflug von Niederlage in die Irre, bedeckt sie mit einer dicken Wolke der Finsternis, entmutigt und unterdrückt den Geist, welches auf der anderen Seite das Gebet verhindert und zum Unglauben führt – und somit alle Macht zerstört (anstatt Hebräer 11,1 zu sehen).

Jede Position, die du mit Gottes Hilfe wirklich eingenommen hast, kann sofort nach einem zeitlichen Fehltritt durch den Glauben zurückgeholt werden.

Es ist eine der raffiniertesten Schliche des Feindes, uns mit äußerlichen und oberflächlichen Belangen beschäftigt zu halten (z.B. Bücherverkauf, Sprachstudium, eine Missionsstation zu unterhalten, Berichte schreiben, Korrespondenz, Buchhaltung, Bauen, Reparaturen, Einkaufen, Lesen, etc., etc.). Der Feind ist hocheifrig, uns unablässig mit zweitrangigen und banalen Belangen beschäftigt zu haben, die uns davon abhalten, im wahren Geist des Kampfes anzugreifen und zu widerstehen. Wäge diese Worte. J. O. F.“

Für einige Tage fühlte sich James geistlich stark und fähig seinen Boden gegen die Absonderlichkeiten zu verteidigen. Doch zu anderen Zeiten fühlte er sich träge und schwach, als ob seine Füße ausrutschten.

Eines Tages hatte er im Gebet nachgelassen und seinen Gedanken erlaubt, auf Wanderschaft zu gehen. Allgemein betrachtet war es ein Tag der Niederlage. Als drei seiner vielversprechendsten Fragesteller zum abendlichen Bibelstudium kamen, erzählte James, was geschah.

„Ein sehr deutlicher Anflug geistlicher Schwachheit – ohne Zweifel durch zusätzliche Niederlagen am Abend mit Ku, Va und O. S. verstärkt.

Der Letztere schien beinahe von einem lachenden Dämonen besessen zu sein, so völlig fremd zu seinem sonstigen Verhalten! Unsinniges Gekicher während des Studiums gefolgt von einem Ausbruch an Gelächter (der erste, an den ich mich von seiten eines Christen erinnern kann) sobald ich anfing zu beten. Va folgte seinem Beispiel mehr oder weniger nach. Ich hörte auf zu beten und herrschte ihn mit fleischlichem Zorn an, was natürlich fehlschlug, von jedem Standpunkt aus gesehen.

Aber ich fühle mich unfähig, mit der Situation zurecht zu kommen; unbeachtet der Situation beherrsche ich weder mich selber noch die anderen. Fühle mich schwach, faul und zum großen Teil gleichgültig; habe mein Auffassungsvermögen der Dinge verloren. Die ungewöhnliche, vorlaute Art von O. S. scheint nur eine Widerspiegelung meines eigenen Zustandes zu sein. Fühle mich beinahe, als ob ein Dämon mich durch ihn ausgelacht hätte, wegen meiner Machtlosigkeit, Niederlage und geistlichen Trägheit.

Weigere mich dennoch, entmutigt zu sein, aber gehe sogleich auf meine Knie und ‚bereinige die Sache mit Gott‘. Ich habe viele solcher Erfahrungen (Niederlagen) schon zuvor gemacht, doch machte ich bisher immer den Fehler, der Entmutigung Raum zu geben anstatt die Ursache der Dinge in Ruhe zu erforschen. Doch dieses Mal wird der Dieb nicht entkommen ...

Vorher brauchte ich für gewöhnlich Tage, um mich von solchen Niederlagen zu erholen. Dann, als ich es besser wußte, nur noch wenige Stunden. Aber jetzt weiß ich, daß selbst das zu lang ist und erlaube nur wenige Minuten für eine vollständige Wiederherstellung. Je eher, desto besser, und da ist keine zeitliche Begrenzung (1. Johannes 1,9).“

Ein gesunder Verstand

Ein gesunder Verstand und Ausgeglichenheit zeigten sich hier in den Seiten seines Tagebuches. Es ist nicht gut, lange Stunden in einem dunklen Zimmer zu sitzen. Auf und raus, sagte er sich selber. Geh raus zu einem Spaziergang. Nimm ein Buch mit raus in den Sonnenschein und mache ein wenig Sprachstudium.

„Mitunter“, schrieb er, „wird ein allgemeiner Zustand des Mißerfolges und der Schwachheit wie durch Zauber geheilt, wenn man sich nur einer Sache zuwendet und ehrliche Arbeit verrichtet.“

Die dunkle, kleine Hütte hatte sich zu sehr auf sein Gemüt gelegt und nun bemerkte er, daß es höchste Zeit war aufzustehen, hinauszugehen und Gott Loblieder zu singen für den Sieg, den Er unter den Streitkräften des Himmels errungen hatte.

„Ja, Passivität, oder nenne es mit einem häßlicheren Wort, Faulheit ist die Ursache der Hälfte meiner Mißerfolge. Ich brauche nie besiegt zu werden, wie ich sehr wohl weiß. Den ganzen Rest des Tages Sieg. Das bestätigt, was ich gelernt habe ... Wenn du schwach bist und dich unfähig fühlst, dich von der Macht der Sünde zu befreien, stehe auf und singe ein Lied oder rufe ein entschlossenes Wort des Widerstandes gegen den Feind; dann krempel deine Ärmel hoch und mache ein gutes Studium der Lissusprache. Ein Mangel an diesem Geist bringt Niederlage. Moral:

Versuche, Gottes Ausgewogenheit zwischen Gebet und Arbeit zu finden.

Oh ja, wir Christen brauchen niemals überwunden werden! Zumindest eine Waffe wird immer wirksam sein, auch wenn andere versagen ...

Wenn wir besiegt werden, gibt es einen Grund dafür. Wir sollten es nicht als unerklärlich abtun. Suche mit der Hilfe des Heiligen Geistes die Ursache zu finden. Dann lege es weg und meide es in Zukunft ...

Meiste Zeit des Morgens im Gebet verbracht, sehr friedvoll – besonders nach O Lo Si ausgestreckt oder vielmehr gegen die Mächte der Finsternis, die ihn zurückhalten. Dieses Gebet in Macht weitergeführt, bis ich den Kampf anscheinend zu Ende geführt habe ... Den Rest des Tages mit dem Studium der Lisusprache verbracht, sehr gesund. Die Lektion von Freitag wird weiterhin in mich hineingebrannt.

Ja tatsächlich, Gott lehrt.“

Er hatte sich im Gebet für O Lo Si „ausgestreckt“ gefühlt und hat für ihn „geradewegs durchgekämpft“ und war sich der Macht, die durch ihn wirkte, bewußt. Innerhalb zwei oder drei Wochen schrieb er:

„Sah heute den größten Sieg, seit ich das erste Mal meinen Fuß auf Tantsahs Boden setzte. O Lo Si's Götzendienst brach zusammen. Ku S. war sehr hilfreich ... Oh, daß ich doch mehr über die Zusammenarbeit mit Gott in allen Bereichen lernen möge! Das wird mir jetzt mehr bewußt als jemals zuvor.“

Und seine Briefe zeigen, daß er immer noch eine große Fähigkeit hatte, das Leben zu genießen. Sein schwungvoller Geist und seine scharfsinnige Beobachtungsgabe machten seine Briefe für seine Freunde in Letchworth lebendig.

Eine Entscheidung

Aber da war keine große Hinwendung zu Christus unter den Lisu. Nach fünf Monaten in Tantsah sah er nur wenig Resultate. Gottes Zeit war noch nicht gekommen. Vielleicht, dachte James, sollte er Mr. Hoste schreiben und sich zeitweise für eine andere Arbeit zur Verfügung stellen, mit dem Gedanken, nach wenigen Monaten zu den Lisu zurückzukehren – vielleicht auch nach Jahren.

Es war die schwerste Entscheidung, die er je zu treffen hatte. Als er seine Taschen packte und seine Sandalen an diesem letzten Morgen in Tantsah anzog, fühlte er sich wie betäubt. Doch mußte er eine Reise südlich zu den Tapu Pum Bergen machen, bevor er nach Ten-

gyueh mußte, um an Mr. Hoste zu schreiben. Da war genügend Zeit zum Nachdenken auf dem Bergpfad.

Der Pfad wand sich steil hinunter in die Schluchten, begrenzt von Felsbrocken und dann wieder steinige Wege und schlüpfrige Felsränder hinauf bevor die Dörfer erreicht werden konnten.

Abgelegen und von Armut beherrscht befanden sich diese Siedlungen der Kachin unter den zerklüfteten Bergketten. Schon geschwächt durch die Reise fand es James schwierig, den puren, roten Reis zu verzehren.

Es war weder Fleisch noch Gemüse irgendeiner Art vorhanden, mit dem man ihn hätte besser essen können.

Fieber

Nach einigen Tagen griff er auf seinen alten Plan des teilweisen Hungerns zurück, um seiner Verdauung Ruhe zu verschaffen. Doch schon bald merkte er, daß er zu schwach zum Predigen und Singen war. Letztendlich setzte Fieber ein und James begab sich in langsamen Etappen nach Tengyueh.

Die Emberys waren sehr erschrocken, die ausgemergelte Gestalt hereinkommen zu sehen. Blaß und unrasiert saß er vom Fieber geschüttelt in dem Korbstuhl in ihrem vorderen Zimmer.

Eine tropische Krankheit konnte rasch und tödlich verlaufen. Keine Zeit wurde vergeudet, als sie ihm die Medizin eingaben, die sie besaßen, und keine Mühe gescheut, die richtige Nahrung von den Märkten zu kaufen. Es war wohl Malariafieber, verstärkt durch Unterernährung und allgemeine Schwachheit.

Aber er war jung, und er war stark. Es dauerte nur wenige Tage, bis er an der kleinen Orgel im Wohnzimmer der Emberys spielte. Er brauchte nicht nur Medizin, Nahrung und Ruhe. Er brauchte Freunde, um mit ihnen zu beten; um die schwere Last auf seinem Herzen

zu teilen. War es für ihn recht, jetzt zu bleiben und auf die lang ersehnte Hinwendung zu Gott unter den Lisu zu warten?

Ein Besuch der gesunden, noch in den Kinderschuhen steckenden Gemeinde in Paoshan stärkte seinen Glauben. Hier war ein klarer Beweis vom Wirken Gottes unter den Chinesen, zu denen er vor sechs Jahren gepredigt hatte. Das Ermutigendste daran war, daß sie sich in den Händen eines jungen chinesischen Pastors befand: ein Mann, schrieb James, mit dem „Herzen eines Hirten“.

Freundschaft mit Moh

Auf seinem Weg von Paoshan nach Tengyueh machte James einen Abstecher, um Moh, den Konditor in Hsiangta, zu besuchen. Er war ein Mann, mit dem er wahre Gemeinschaft genoß.

„Moh ist ein bemerkenswert ernsthafter Christ“, schrieb er über diesen Besuch. „Es ist ein Genuß, bei ihm zu sein und zu sehen, wie er im Geschäft für Christus Zeugnis ablegt. Er ist die Art von Mann, der die Aggressivität auf eine strahlende, unbekümmerte Weise wegnimmt ... und mit solcher Geschicklichkeit argumentiert.“

Gerade jetzt schreibe ich an diesem Tisch in einem großen Zimmer im Obergeschoß, das mit allen möglichen Dingen angefüllt ist – denn Ordnung und Sauberkeit gehören nicht zu seinen großen Tugenden! Es stehen drei Betten hier, nur die üblichen Latten über ein paar Fassungen gelegt und mit einer Strohmattatze bedeckt. Auf dem Boden stehen große Tontöpfe, die dir bis zur Taille reichen, Stapel von Feuerholz, Baumwollballen aus Burma, Vorräte an Obst und alles mögliche andere Zeug. Moh schaut mir beim Schreiben zu und fragt mich über Dich aus:

„Ist deine Mutter auch Christ? Was ist ihr ehrwürdiges Alter? Und kann sie genau wie Mrs. Embery lesen? etc., etc.“

Mohs eigene Mutter war opiumsüchtig und seinem Glauben gegenüber feindlich gesinnt, und das war eine schwere Prüfung für

ihn. Sie drohte ihm oft an, sich zu ertränken wegen der Schande, die die Bindung ihres Sohnes an Christus bedeutete. Ihr Selbstmord würde ein lebenslanges Brandmal für die Familie sein.

So bat Moh James, eine Woche zu bleiben und ihn zu beraten. Sie verbrachten einige Nachmittage, indem sie über die Hügel wanderten und zu Gott um Weisheit und Führung für sie beide riefen, und am Abend beteten sie und lasen zusammen in dem kleinen Zimmer hinter dem Geschäft. Während dieser Tage wurde James sich ziemlich sicher, daß er noch eine letzte Begutachtung seiner unfruchtbaren Felder unternehmen sollte. Er war nun willens, sich für einige Jahre für eine anderweitige Arbeit anzubieten, wenn Gottes Zeit noch nicht gekommen war.

Eine letzte Reise

Zwei Lisu aus Tantsah begleiteten ihn, als er sich noch einmal den Bergen zuwandte. Er hatte einen unerklärlichen Frieden im Herzen.

Er würde nichts tun, um zu überreden; nichts, um dringend zu bitten.

Er glaubte, daß die Lisu sich eines Tages in großer Zahl Gott zuwenden würden. Aber nun würde er die Geduld des Bauern haben. Nach der Mühe des Pflügens und Säens und Bewässerns mußte er jetzt auf die Ernte warten.

In der zweiten Nacht seiner Reise in den Westen blieben James und seine Lisubegleiter in einem Dorf, das er oft zuvor besucht hatte.

Von den darüber liegenden Hängen ragte der beeindruckende Gipfel des Tapu Pum klar in den Himmel.

Die Dorfleute scharten sich wie üblich um ihn, lachend, singend und rhythmisch klatschend zu den Liedern, die er ihnen beigebracht hatte.

Als die Nacht voranschritt, leuchteten sie sich ihren Weg zu ihren Häusern und James Gastgeber bereitete ihm einen Platz zum Schlafen auf dem Lehm Boden.

Bei der Morgendämmerung war er wach, sah auf zu den westlichen Bergketten und machte sich bereit für einen frühen Aufbruch. Als er wartend dastand bis der Frühstücksreis kochte, hörte er eilige Schritte.

„Wir müssen einen Tag hierbleiben“, erzählten ihm seine herbeieilenden Lisubegleiter. „Da ist eine Familie, und die möchten gerne Christen werden.“

Er legte seine Taschen nieder und folgte ihnen. Geduldig erklärte er ihnen das Ausmaß des Schrittes, den sie gehen wollten und wartete, um zu sehen, was sie tun würden. Bei seinen verschiedenen Besuchen war ihnen die Botschaft schon erklärt worden. Er merkte, daß er nichts tun brauchte außer zu warten, daß Gott handelte.

Die Familie war bereit. Sie standen sofort auf und rissen alle Beweise des Götzendienstes nieder und zerstörten die Dämonenregale.

Dann baten sie James, mit ihnen zu beten; sie wollten, daß der wahre Gott sie aufnehme. Könnten sie wirklich Seine Söhne und Töchter werden?

Er blieb etliche Tage, um diese Säuglinge im Glauben zu lehren und zu beraten. Und während er ihnen half, kamen andere Suchende: Da war noch eine Familie, die Christus nachfolgen wollte, und noch eine andere aus der naheliegenden Umgebung. Schlußendlich rissen nicht weniger als sieben Familien ihre Dämonenaltäre nieder und baten darum den Kindern Gottes angehören zu dürfen.

Das war ermutigend. Es forderte keine Mühe von James; nur eine friedvolle, enge Gemeinschaft mit Gott während des Verfahrens. Er handelte als Hebamme und Krankenschwester, doch wurden die Babys ohne jegliche Mühe von seiner Seite geboren. Er stand daneben und sah die Rettung durch den Herrn.

Schmelztiegel

Die Reisenden mußten bald weiter zur burmesischen Grenze, wo das Gebiet der wilden Kachin lag, deren Hütten waren primitiv und verwahrlost. Beim Schmelztiegeldorf wurde James mit ungewöhnlicher Wärme willkommen geheißen. Er hatte kaum Zeit, mit den Leuten bei ihrer kleinen Abendversammlung zu reden, bevor die Menschen ihn fragten, ob er ihnen helfen könnte, Christen zu werden. Nicht weniger als zehn Familien zerstörten ihre Dämonenregale. Zum Schluß wurde selbst das Dorfheiligtum niedergerissen; der größere Teil des Dorfes wollte dem lebendigen Gott dienen. Während dieser Tage schickte James einen Brief nach Hause.

„Bitte verzeiht erneut den Bleistift ... unter den Umständen, in denen ich jetzt lebe. Das einzige Gestell, welches diese Lisufamilie besitzt, erhebt sich noch nicht einmal fünfzehn Zentimeter über den Boden.

Sie besitzen niemals Stühle – kein solcher Luxus! – und diese Familie hat auch keinen Tisch. Sie haben aber auch gar nichts, was sich über Bodenhöhe erhebt, außer dem ‚Küchenherd‘ und ich schlafe auch nur fünf oder siebeneinhalb Zentimeter über dem Lehmboden. Alle um mich herum, oder eher um das Holzfeuer sind Lisu, Lisu, Lisu! Die gute Hausfrau sitzt neben mir und zwar mit solch einer Menge an Perlen und Schmuck, daß das Tragen Dir Nackenschmerzen bereiten würde.

Ein paar Mädchen sitzen in der Nähe und schauen mir beim Schreiben zu und ein halbes Dutzend Jungs sitzt auf Matratzen um das Feuer und lernt, den Lisukatechismus zu lesen. Sie alle sind an meiner Schreiberei interessiert, aber ich sage ihnen, sie sollen mit ihren Büchern weitermachen.

Doch werde ich mich nicht weiter in Details über die Bequemlichkeiten dieses Lisuheims ergehen. Hoch oben zwischen Bergen und Wald ist das Wichtigste, daß mein Gastgeber und meine Gastgeberin an diesem Morgen Christen geworden sind, alle Gegenstände ent-

fernten, die sie vormalig bei ihrem Götzendienst benutzten – kleine Stöcke, Papierblätter und viel anderen Plunder – und alles zusammen im Feuer ihres Hauptraumes verbrannten. Sie bekehrten sich sehr einmütig. Sie erzählten mir, daß sie lange zu den Geistern um ein Kind gebetet hatten, doch ohne Erfolg, und fragten mich nun, ob sie jetzt den wahren Gott um einen Sohn bitten dürften. Ich erinnerte mich an die Erfahrungen von Sarah, Rebekka, Hanna und Elisabeth und empfahl ihnen zu beten. Doch sie bestanden darauf, daß ich auch für sie beten sollte.

Meine Gebete, da waren sie sich sicher, würden wirksamer sein als ihre eigenen!

Zwei andere Familien in dem Dorf ‚bekehrten‘ sich zur gleichen Zeit.

Zusammengenommen haben auf meiner bisherigen Reise (noch nicht einmal vierzehn Tage) fünfzehn Familien all ihren Götzenkram verbrannt und sich Gott zugewendet, aus vier verschiedenen Dörfern ... Jetzt versuche ich überhaupt nicht, die Lisu zu überreden Christen zu werden ... Ich habe herausgefunden, daß sie sehr unbeständig und unzufrieden sind, bis sie sich von ganzem Herzen ‚bekehren‘. Wenn sie das wirklich tun, gehe ich in jedes Haus und versammle die Familie für ein gutes, langes Gespräch und erkläre ihnen den Schritt, den sie tun. Dann stehen wir alle auf und ich bete mit ihnen, danach gehen sie, zerhacken und reißen alle Gegenstände nieder und stapeln sie auf dem Feuer ... Sie scheinen froh zu sein, mit alledem reinen Tisch zu machen. Die Jungs freuen sich eher daran, Dinge zerschlagen zu sehen (Natur der Jungs, weißt Du) und helfen mit, verdächtige Gegenstände aufzustöbern. Wenn sie den Ort aufgeräumt haben – Ruß, Spinnweben und alles andere – nehmen sie mich mit zum nächsten Haus, wo Menschen beabsichtigen, ‚den Weg Gottes zu gehen‘, wie sie es nennen.“

Zypressenhügel

Nachdem sie einige Tage hier verbracht hatten, trotteten James und seine Begleiter im strömenden Regen weiter nach Zypressenhügel.

Hier wurden in seiner ersten Woche fünfzehn Familien Christen, sie zerstörten jede Spur ihrer vorherigen Sklaverei unter den Geistern.

James bemerkte, daß es der achte Jahrestag seiner Ankunft in China war: eine standesgemäße Feier, umgeben von fünfzig oder mehr Neubekehrten mit all dem Hunger der Neugeborenen, mehr zu erfahren über Gott.

Schildkrötendorf

Danach machte er sich auf den Weg nach Schildkrötendorf. Bei ihrer Ankunft fanden sie 24 Familien vor, die bereit waren und darauf warteten, Christen zu werden. Dreizehn von ihnen bekehrten sich an einem Tag und sie schienen ein klares Verständnis davon zu haben, was Wiedergeburt bedeutet. Hier blieb er zwei ganze Wochen und lehrte und unterrichtete die jungen Gläubigen. Er war unwillig, diese große Gruppe zu verlassen, doch ein dringender Ruf kam von einigen Dörfern weiter im Süden.

Bunter Hügel

Als er die angeschwollenen Gewässer überquerte, die zum Irrawady hinunterfließen und die saftigen Hänge von Bunter Hügel erreichte, fand er nicht weniger als 49 Familien, die sich Gott zuwenden wollten.

Da folgte nicht einer einfach dem Beispiel des Anderen, bemerkte er; hier war ein ernsthaftes Suchen nach Gott, eine Furcht, von Seiner Familie ausgeschlossen zu bleiben, und ein Hunger nach Frieden im Herzen nach Jahren der Unruhe über den Götzendienst.

Auch geschah es nicht ohne Opposition.

In einem Dorf rannte ein Mann voll panikartiger Angst zu ihm. Seine Familie und vier benachbarte Familien hatten mit dem Götzendienst gebrochen und mit den damit verbundenen Gegenständen und

hatten sich Jesus Christus zugewandt. Nun hatten sich die Geister im Sohn dieses Mannes mit Macht gegen sie gewandt.

James entdeckte, daß die Szene der Geschichte in Lukas 9 überraschenderweise ähnlich war, als er dem Vater gefolgt war. Der Junge schrie und schäumte und wand sich in Krümmungen auf der Erde. Dabeistehende versuchten ihn abzuhalten, ins Feuer zu springen und sahen, daß seine Kräfte übermenschlich waren.

Bessenheit durch böse Geister war mittlerweile nichts Neues mehr für James, was noch vor ein paar Jahren der Fall war. Er schaute in den Kreis der bestürzten Gesichter. Diese Menschen, barfuß und zerlumpt, konnten weder lesen noch schreiben; sie waren Säuglinge in Christus, nur wenige Stunden alt. Aber sie glaubten.

James leitete sie laut im Gebet, daß der Name Jesu obsiegen möge.

Und laut beteten sie mit ihm.

Es war ein großer Schutzwall (Anmerkung: oder – ein gewaltiger Meilenstein) für ihren Glauben, zu sehen, daß der Junge befreit wurde. Es war ein klarer Beweis, daß Gottes Zusagen wahr sind. Sie brauchten keine Angst vor dem Bösen zu haben: Gott würde für sie kämpfen.

Das Netz reißt

James war ein sorgsamer und genauer Mathematiker und schrieb sehr präzise Berichte. Er rechnete nun aus, daß 129 Familien sich im Glauben zu Christus hingewandt hatten, heraus aus der Finsternis des Dämonismus. Diese Zahl repräsentierte etwa sechshundert Menschen.

Es war eine große Herde, von Bunter Hügel bis Tantsah verstreut, auf etwa achtzig Meilen steilen Berglandes. Jetzt wurde er mit einem neuen und drängenden Problem konfrontiert: Wer würde für all diese Menschen sorgen?

Ohne Besorgnis betete er dafür. Es war so deutlich, daß Gott gehandelt hatte; Gott würde auch weiterführen, was Er begann. Dies war die schönste Reise seines Lebens gewesen, diese letzte Reise, auf der er nach irgendeinem Zeichen für das Wirken Gottes suchte, bevor er sich in neue Richtungen wenden würde. Gottes Zeitpunkt war gekommen. Und wie immer war es „überaus reichlich, weit über alles, was er gebeten oder gedacht hatte“. Und das war nur der Anfang, erkannte er.

Doch nun war er schon Monate unterwegs, ohne viel Schlaf oder ein bißchen Ruhe in all der Zeit zu bekommen. Er würde offensichtlich nicht alleine damit fertig werden.

Und dann traf er einen Mann auf der Straße.

James hatte für die Nacht in einem Dorf angehalten, das meilenweit entfernt vom gebahnten Weg lag. Während der Abend voranschritt, plauderte er mit einigen Lisu am Türeingang. Da sah er einige Männer auf der Straße vorbeigehen. Er stand auf und spähte durch das schwächer werdende Tageslicht. Einer von ihnen war kein geringerer als Ba Thaw.

Wenn er irgend jemand in der ganzen weiten Welt hätte aussuchen können, den er zu diesem Zeitpunkt treffen wollte, so wäre seine Wahl auf Ba Thaw gefallen. Ihn an einem so unbedeutenden Ort in den Bergen zu treffen, konnte gar kein Zufall sein.

Ba Thaw besuchte gerade die wenigen Lisuchristen, die er kannte. Er war gerade erst angekommen, und seine Augen weiteten sich, als er all das hörte, was bisher geschehen war. Natürlich kannte Ba Thaw jedes Dorf, und er verstand die Leute. Er war der natürliche Hirte, den Gott für diese kleine Gemeinde vorgesehen hatte.

James schrieb später über ihn:

„Die Menschen hier nahmen ihn sogleich freudig an und er sie, so daß er mehr als vier Monate bei ihnen blieb ... Das Ergebnis ist, daß nicht allein den Neubekehrten sehr geholfen und sie gestärkt wurden; es wurden obendrein noch andere hinzugewonnen. So bin ich

zurückgekommen und finde 51 Familien in diesem Gebiet anstatt 49, alle stehen fest, was den Götzendienst angeht und 36 zusätzliche Lisufamilien, die sich bekehrten an Orten, die ich in letzter Zeit nicht besucht hatte. Dieser junge Karen ist ein recht außergewöhnlicher Mann. Er kleidet sich wie ein Lisu, lebt unter ihnen als einer der ihren und wo auch immer er hingehet, ist er sehr beliebt. Er spricht besser Lisu als ich und ist geeigneter, die jungen Gläubigen zu versorgen. Er ist überaus geistlich und ich habe keinen besseren Freund unter den Christen als ihn, weder bei den Einheimischen, noch bei den Chinesen.“

Über Weihnachten ging Ba Thaw mit James nach Tengyueh, um auszuruhen und die nächsten Schritte ihres Feldzuges zu planen.

Jetzt gab es keinen Brief mehr an Mr. Hoste zu schreiben. Keine Notwendigkeit, die Pläne zu ändern. Nur sehr viel an seine Gebetspartner über einen Gott, der Gebete beantwortet zu schreiben. Mehr als je zuvor brauchten die Neubekehrten den Schutz und die Festigung durch Gebet. Sein Brief an sie war lebhaft:

„Ich habe in den letzten Nächten versucht, Rückstände an Schlaf nachzuholen. Als ich in Husa war (südliches Gebiet), bin ich zehn Nächte lang ununterbrochen nicht vor zwei Uhr morgens ins Bett gekommen ...

Jetzt erfreuen wir uns an dem üblichen Winterwetter – klarer Himmel, trockene Straßen und überall braunes, verwelkendes Gras. Das ist die Zeit zum Umherreisen, also bin ich wieder fällig für die Straße, nachdem ich die notwendige Ruhe hinter der Frontlinie genossen habe.

Ich muß all die neuen Orte mit so wenig wie möglich Verzögerung wieder besuchen.“

Du magst fragen: Und was ist mit Tantsah? Kurz nach Weihnachten ging James dorthin und ließ Ba Thaw zurück, die Gebiete im Süden zu besuchen und zu ermutigen. Viele Familien in Tantsah und besonders im Dorf „Kaltes Pferd“ – wo das Schwertleiterfest stattfand – hatten sich endlich während dieser Erntemonate Christus

zugewandt. Die Menschen dieser Gegend waren besonders deutlich und entschlossen. Eine neue Offenheit für die Botschaft dauerte an und eine Familie nach der anderen wollte „den Jesusweg gehen“. Sie lösten all ihre Verbindungen mit dem Dämonenpriester.

Ströme Gottes

Fünf große Flüsse fließen vom welthöchsten Plateau durch und um die Ausläufer von Tibet. Ihr rauschendes Gewässer bringt Leben in die Ebenen und zwar bis nach Zentralchina, Vietnam, Burma und Indien.

Ein plötzlicher Anstieg an Gewalt und Macht, ein jäher Durchbruch des großen Gewässers in die ausgedörrten Niederungen bedeutet, daß der Schnee in den höheren Bergregionen schmilzt. Es könnte in den Bergen geregnet haben.

Sicherlich hatte James ein gutes Empfinden, daß Menschen daheim für ihn beteten. Tausende Meilen entfernt waren sie an dem Werk Gottes unter den Lisu beteiligt, und sie sorgten auch dafür, daß James weiterhin mit dem Geist der Kraft erfüllt blieb. Er erkannte nun unumstößlich, daß die Gebete von Gottes Kindern die Ernte herbeigeführt hatten. Er erkannte auch, daß sein Schrei zu Gott um Befreiung in seinem eigenen Leben und für das Heil der Lisu im Himmel erhört worden war. Er wurde nicht jetzt endlich erhört; er war damals schon erhört worden.

„Denn vom ersten Tag an, als du dein Herz darauf gerichtet hast, Verständnis zu erlangen und dich vor deinem Gott zu demütigen, sind deine Worte erhört worden“ (Daniel 10,12). Die langen, dunklen Monate der Prüfung waren nicht Gottes Fehler: Sie waren Gottes vollkommener Plan.

Shanghai

Eine bedrohliche Blinddarmentzündung hielt James kurz nach seinem Besuch in Tantsah in Tengyueh zurück, also war es ihm jetzt

nicht mehr möglich, all die neuen Gruppen der Gläubigen zu besuchen, wie er es sich erhofft hatte. Ein indischer Arzt riet ihm, so schnell wie möglich zu einer Operation.

Mittlerweile hatte Mr. Hoste geschrieben und schlug ihm einige Tage an der Küste vor. James war nun beinahe zehn Jahre in Südwest-China und ihm wurde sehr nahegelegt, Shanghai zu besuchen und einen Bericht von der Arbeit zu geben.

Das war das Letzte, was er wirklich tun wollte. Seine Arbeit unter den Stämmen, empfand er, benötigte ihn jetzt mehr als je zuvor. Dennoch bewegte er sich südwärts zur Küste, um ein Schiff nach Shanghai zu nehmen. Er war noch nicht weit von Tengyueh gekommen, als er von quälenden Schmerzen befallen wurde. Er hatte keinen Begleiter bei sich, und nach einer einsamen Nacht voller Schmerzen in einem chinesischen Gasthaus, war es ihm fast unmöglich weiterzureisen.

Schließlich ließ der Schmerz ein wenig nach und er konnte das Boot nach Shanghai erreichen. Eine Operation war nun unumgänglich.

Sie wurde in Shanghai durchgeführt und James verbrachte seine Genesungstage im Missionshauptquartier. Hier befanden sich alle reizvollen Aufregungen einer geschäftigen Durchgangsstation: Menschen kamen und gingen in alle Regionen des Inlandes. Doch James Herz war völlig von der drängenden Not seiner kleinen Herde in den Bergen von Yünnan in Anspruch genommen. Er beruhigte seinen Glauben mit den Verheißungen Gottes.

„Wenn ich nach Menschenweisheit denke“, schrieb er an seinen Gebetskreis, „sollte ich um meine Lisugläubigen besorgt sein – besorgt, daß sie in ihren Götzendienst zurückfallen. Doch Gott macht mich fähig, alle Sorge auf Ihn zu werfen. Ich bin nicht besorgt und nicht ängstlich. Wenn ich meine Sorgen für mich festhalten würde, anstatt sie auf Ihn zu werfen, hätte ich die Arbeit nie so lange durchgehalten – vielleicht hätte ich sie dann sogar nie angefangen. Aber wenn es in Ihm begonnen hat, muß es auch in Ihm weitergehen. Laßt uns alle, die wir diese Lisu aus Tengyueh auf dem Herzen haben, sie still im Glauben in Seine Hände befehlen. „Er

wird vervollkommen, was (uns) betrifft‘ – und auch, was diese
Lisugläubigen angeht. Und dann laßt uns Ihm für Seine Gnade an
uns und ihnen Dank sagen.“

KAPITEL 6 Die tieferen Lektionen Gottes

Shanghai

Nach Jahren in den entlegenen Teilen Chinas waren die Europäer oft überrascht, wie sehr sie unter Kultur-Unterernährung gelitten hatten.

Als James in Shanghai weilte, war er einer von vielen, die an den musikalischen Abenden aktiv teilnehmen mußten. Er gab etliche Klavierkonzerte, derweil er genas, und seine Minikonzerte zogen hungrige Zuhörer in das Hauptquartier von CIM. Auf seine ordentliche, methodische Art plante er jeden Vortragsabend und behielt ein handgeschriebenes Programm mit dem jeweiligen Datum, um Wiederholungen zu vermeiden. Eines von diesen Programmen las sich wie folgt:

Konzert in der CIM Halle. 28. März. 1,5 Stunden

Moskowski (Valse B)

Novelette in F

„Mondschein“, (Moonlight)

Chopin: 4 Walzer und Präludium

Feen Trompeten, (Fairy Trumpets)

Weber's Caprice in E

Rauschen des Frühlings, (Rustle of Spring)

Le Desir

Von Dittersdorf

Rachmaninoff

Bevor James zu spielen begann, nahm er die gesamte Front des oberen Teils des Klaviers fort, da er darauf bestand, daß die Finesse und die Genauigkeit des Klangs dadurch verbessert wurde. In jedem Fall waren es Konzerte, an die man sich lange erinnerte. Viele Europäer – Missionare und Geschäftsleute – würden später sagen: „Du fragst mich, ob ich mich an James Fraser erinnere? Nun, ich war da, als er in Shanghai seine Konzerte gab.“

Es wurde James zur Gewohnheit, wann immer er eine chinesische Stadt besuchte, die groß genug war, sich eines Geschäftes mit Musikinstrumenten rühmen zu können, ein Klavier für einen Nachmittag zu „mieten“ und vier oder fünf Stunden damit zu verbringen, über den Meisterstücken zu schwelgen. In keinsten Weise hielt ihn das in Form, aber es war ein notwendiges Ventil für die Musik, die in ihm aufgestaut war.

In diesen Tagen entwickelte James eine bleibende und wertvolle Freundschaft zu D. E. Hoste, dem Generaldirektor. Hoste erschien vielen eher als eine zurückhaltende und nüchterne Gestalt. Allein seine Erscheinung war militärisch: so groß, aufrecht und makellos. Man sprach zu ihm mit Respekt, wenn nicht sogar Ehrfurcht.

Auf vielerlei Weise war James genau das Gegenteil von ihm, aber sie entdeckten, daß sie auch vieles gemeinsam hatten. Mr. Hostes Interesse an dem jungen Stammesarbeiter wurde durch dessen Briefe geweckt.

Nun da er ihm begegnet war, fand er in ihm einen Mann von ungewöhnlicher, geistlicher Kraft und Verstand.

Hostes Aufgabe, die Aufsicht über die Arbeit von fast tausend Missionaren in der Unruhe von dem China des frühen zwanzigsten Jahrhunderts zu führen, war vielfältig und mühsam. James war von der Zeitspanne beeindruckt, die D. E. Hoste für das Gebet einräumte. Hoste betonte, daß seine Zeit und Kraft stets durch Gebet gerettet wurde und ohne dem verschwendet; es war das Lebensblut des gesamten Werkes Gottes in China. James wurde sehr von dem älteren Mann beeinflusst und leistete ihm jeden Tag im Gebet Gesellschaft – oft für Stunden – für alle Seiten der Arbeit. (Bei mehr als einer Gelegenheit, während sie beteten, sah James, wie Hoste sich eine Tasse Tee eingoß und dabei laut betete.)

Rückkehr zu den Stämmen

Doch James zählte die Tage, bis er wieder zurück in den Bergen sein konnte, um zu sehen, wie die kindlichen Gläubigen vorankamen.

Ein junger Amerikaner aus Boston sollte ihn begleiten. Sein Name war Flagg: Er war 27 Jahre alt, und ein Absolvent von Harvard und dem Moody Bibel Institut.

Gemeinsam setzten sie sich in Richtung Yünnan in Bewegung: eine lange Reise über Wasser und dann über Land auf dem Pferderücken. Flagg fand es ermüdend, ungewohnt, Tag für Tag in den Bergen zu reiten. Zuerst wurde er mitgenommen, die östlichen Stammesgemeinden anzusehen und dann westlich in James Heimatgebiet.

„Den Hügel hinauf und hinunter ins Tal“, schrieb James, „davon wirst du niemals müde im wunderschönen Yünnan ... All meine Reisen unternehme ich jetzt auf dem Pferderücken ... und habe mich so daran gewöhnt, daß es mir gar nichts mehr ausmacht, wo ich reite, solange das Pferd es schafft. An vielen Stellen ist die Straße buchstäblich so steil wie Dein Treppenhaus und ebenso zerbrechlich. Flagg meint, daß ich die Stufen vom Washington Denkmal in Boston hinunter reiten würde! Gerade heute machte mein Pony einen Purzelbaum. Es war eine Stelle, wo die ‚Straße‘ zwischen Erdwällen verläuft, die nur einen Fuß oder so voneinander entfernt stehen, und es hatte kaum genügend Platz zum Laufen. Mit ungewöhnlicher Bedächtigkeit gab es mir ein Zeichen, bevor es mit dem Kopf vornüber auf die Erde fiel. Ich fiel über seinen Kopf und es schlug und trat um sich, bis es irgendwie auf dem Rücken lag mit dem Kopf da, wo der Schwanz zuvor lag! Sein Hals war auf so ungewöhnliche Weise verdreht, daß ich mich fragte, ob es überhaupt wieder aufstehen könne. Doch genau das tat es nach vermehrtem Ausschlagen und Zappeln und dann begann es, gemütlich zu grasen, als ob gar nichts geschehen sei. (Hast Du schon bemerkt, wie lässig sich Pferde benehmen können?) Weder er, noch ich, noch der chinesische Sattel hatte in irgendeiner Weise gelitten; so zog ich meine rechte Sandale an, die bei diesem Manöver runtergefallen war, stieg zurück aufs Pferd und fuhr fort, meine chinesische Zeitung zu lesen.“

Flagg bemerkte, daß wo immer James auch hinreiste, er stets beim Predigen war. Mitunter begleiteten sie andere Reisende und begannen ein Gespräch. Manchmal leisteten sie einer Gruppe bei der Mahlzeit in einem chinesischen Gasthaus Gesellschaft. Und dann wieder würden sie ihre Botschaft in den Straßen einer Stadt hinaus-

rufen. Stets war eine Gelegenheit vorhanden, weil James entschlossen war, eine zu finden.

In dieser Zeit berichtete James in einem Brief nach Hause, daß er eine neue Macht in seinen Predigten jener Tage und größere Kraft in seinem Leben verspürte.

„Wenn ich mir irgendeiner Sache sicher bin, dann sind es Eure Gebete, die einen sehr realen Unterschied in meinem Leben und Dienst gemacht haben. Im Predigen in den verschiedenen besuchten Zentren habe ich Macht und Segen erfahren, die mir in den vorangegangenen Jahren unbekannt waren. Mein Hauptanliegen ist stets Gebet für die Lisu, doch ist dadurch auch viel Segen und Hilfe in mein eigenes Leben gekommen ... ‚So weit ich weiß‘, fuhr er im gleichen Brief fort, ‚wurde meine Arbeit unter den Lisu durch Sein Geheiß garantiert, und das gibt mir Zuversicht, Euch zu bitten weiter zu beten.‘ All unsere Arbeit muß

- im Einklang mit biblischen Prinzipien stehen;
- in Übereinstimmung mit dem innerlichen Zeugnis des Geistes sein;
- in Harmonie mit dem einstweiligen Arbeiten Gottes in unserer Situation.

Dann sollten wir die Gewißheit Seiner Führung in uns selber haben und die Türen vor uns geöffnet finden, ohne sie einrennen zu müssen. Innerliche und äußere Führung wird genauso übereinstimmen wie Schloß und Schlüssel, und sodann werden wir befreit sein, Dienste zurückzugeben, welche sowohl für Ihn, als auch für uns nur das Zweitbeste sind.“

Als er erneut Westyünnan erreichte, sah er, daß die Gläubigen an Verständnis und Zahl unter dem Hirtendienst von Ba Thaw gewachsen waren.

James ließ Flagg in Tengyueh zurück und folgte dem Fluß Richtung Bhamo, besuchte Lisu- und Kachindörfer hinter der Grenze, und er war in jeder Hinsicht ermutigt, als er die Entwicklung sah.

Kapelle in Bunter Hügel

Im Dorf Bunter Hügel war Aufregung und Bewegung angesagt. Hohe Mauern von Bambuslatten wurden aufgerichtet und robustes Stroh für das Dach fertiggestellt. Der Boden wurde hartgestampft und mit Binsen ausgelegt. Kiefernspanlampen waren schon vorbereitet, aufgestellt auf einem großen, flachen Stein.

Es war die erste Kapelle, die in den westlichen Bergen gebaut wurde.

James blieb einige Wochen in Bunter Hügel, doch das Bauen des Gemeindehauses war schon lange vor seinem Besuch im Gange. Grundstück, Arbeit und Material wurden freiwillig beigetragen und James fiel auf, daß die Kirche jedes andere Gebäude im Dorf an Größe und Bauart in den Schatten stellen würde, in seiner ganzen Schlichtheit.

Die Eröffnungszeremonie war nach James Ermessen ein „Gala-Ereignis“.

Nur Hundert fanden innen auf dem Boden Platz, also standen etliche Hunderte, viele aus benachbarten Dörfern, draußen herum und spähten durch die Spalten der Mauern und den Türeingang.

Der Gottesdienst neigte dazu, von einer recht zwanglosen Art und Weise zu sein, um es milde auszudrücken. Soweit wußten die Lisuchristen nicht viel. Das am meisten gebrauchte Gebet – im Einklang – an diesem Punkt war: „Gott unser Vater, Schöpfer des Himmels und der Erde, Schöpfer der Menschheit, wir sind Deine Kinder. Wir sind Nachfolger Jesu. Behüte uns heute. Laß die bösen Geister uns nicht beunruhigen. Wir vertrauen auf Jesus. Amen.“

Es war im Grunde genommen unmöglich, eine Versammlung längere Zeit ruhig zu halten. Aber sie liebten das Singen und waren von Natur aus musikalisch, also gab sich James äußerste Mühe, ihnen die Lehre durch Gesangsunterricht zu vermitteln.

„Wenn Du draußen zuhörtest“, schrieb er, „würdest Du denken, da drinnen würde ein komisches Theaterstück aufgeführt. Es braucht nicht viel, die Lisu zu belustigen!“

Whisky und Opium

Es war nicht überraschend, daß James bald mit Problemen der Christen konfrontiert wurde, was die Moral in den jungen Gemeinden betraf.

Bekehrte in Bunter Hügel erzählten ihm mit großer Freude über ihren gewinnbringenden Opiumhandel. Die chinesische Regierung hatte Truppen ausgesandt, die Opiumernte in diesem Gebiet zu zerstören.

„Wir hatten eine Gebetsversammlung“, berichteten sie James, „und baten Gott, unser Opium zu beschützen. Wir legten Messer und vergiftete Pfeile bereit, die Soldaten zu bekämpfen, wenn sie kommen würden. Doch sie sind nicht aufgetaucht, und wir haben dieses Jahr mehr Geld denn je mit unserem Opium gemacht, dank Gott!“

„Sie kennen meine Position“, schrieb er an seinen Gebetskreis, „und ich sage ihnen offen, daß ich niemanden taufen kann, der direkt mit dem Anbau, Gebrauch oder Verkauf von Opium in Verbindung steht. Dennoch denke ich, müssen wir genug Mitleid haben, um echten Glauben zu erkennen, selbst wenn er von einem gänzlich ungeschulten Gewissen begleitet wird. Wir müssen daran denken, wie selbst unter uns John Newton nie ein schlechtes Gewissen über den Sklavenhandel hatte, aber ‚die süße Gemeinschaft mit dem Herrn genoß‘, wie er uns erzählt, und das selbst auf seinen Unternehmungsfahrten zur Sklaveneintreibung.“ (Anmerkung: Reverend John Newton, 1726-1807, ist der Autor etlicher weit bekannter, geistlicher Lieder, u.a. „O, wie süß klingt Jesu Name“).

„Da existiert so etwas wie ausgelebter Glaube für andere“, schrieb er einige Monate zuvor aus Shanghai. „Wenn andere schwach sind und wir nicht in Person bei ihnen sein können, mag es sein, daß Gott uns beruft, mit und für sie im Geist einzustehen. Ihm ist es möglich, selbst den allerschwächsten Funken Sehnsucht Ihm gegenüber zu beleben, oder auch den geringsten Betrag an Wahrheit, den sie erfassen mögen, zu ihrem Segen zu nutzen. Tatsächlich habe ich genau dies unter den Lisu gesehen. Oft wissen sie rein gar nichts, so würden wir es jedenfalls bezeichnen; dennoch, wenn auch nur ein kleiner Anteil der Gnade Gottes in ihnen ist, erinnern sie sich an das

Wenige, was sie wissen und es scheint sie aufrecht zu erhalten ... Laßt uns alle mit dem Geist des Apostels erfüllt sein, der, obwohl er die Gläubigen zu Rom nie gesehen hatte, sich wahrhaft nach ihnen sehnte, damit er ‚ihnen etwas geistliche Gnadengabe mitteile‘, und obwohl er sich bis dahin von jeder Verantwortung freisprach, fühlte er sich dennoch als Schuldner, ‚sowohl Griechen als Nichtgriechen, sowohl Weisen als Unverständigen‘ gegenüber.“

Eine andere Frage betraf den Reis-Whisky. Dieser wurde zu Hochzeiten und ähnlichen Festivitäten ausgiebig getrunken, und die Ergebnisse waren ausnahmslos Trunkenheit und Ausschweifung. Whisky war echtes Feuerwasser für die Lisu. Die Chinesen sagten immer: „Wenn ein Lisu Whisky sieht, ist es genauso, als ob ein Blutegel Blut riecht.“

Die Neubekehrten gaben freiwillig zu, daß es ihnen allgemein besser ohne Whisky ginge, aber wenn es die Hochzeiten betraf, zögerten sie. Der Bruch mit geschätzten Traditionen erschien ihnen hart, obwohl sie zugaben, daß die Auswirkungen des Alkoholgenusses immer verheerend waren. Etliche Male überredete James sie, das Zeug den Schweinen hinzugießen, welche dann in kürzester Zeit hoffnungslos betrunken umhersprangen.

Er schrieb:

„Die jungen Leute beiderlei Geschlechts unterstützten mich in der Regel von ganzem Herzen bei meiner Abstinenzkampagne. Sie sind die Radikalen; die alten Leute die Konservativen! In diesem Fall habe ich sie dazu gebracht, eine Menge Schweinefutter mit dem Inhalt des Topfes zu vermischen, um es ungenießbar zu machen.

In einem anderen Dorf erzählten sie mir von einem Whiskytopf, den eine Familie für eine bevorstehende Verlobungsfeier aufbewahrte.

Sie baten mich inbrünstig, zum Ereignis zu bleiben, doch ich drohte anfortzugehen, es sei denn sie willigten ein, das Zeug wegzuschütten.

Schließlich stimmte der Eigentümer zu und gab mir das Schweinefutter, um es damit zu vermischen.

Weißt du, ihr Whisky ist nicht flüssig; es ist eine Masse von gärendem Reis – die Flüssigkeit wird durch einen Schlauch abgesogen. Ich vernichte nicht alles, denn es ist eine Verschwendung wegzuzwerfen, was in Wirklichkeit gutes fetthaltiges Schweinefutter ist. Doch ich gieße es auch nicht einfach auf die Erde, denn Schweine sind noch größere Säufer als die Lisu und wenn du es ihnen erlaubtest, würden sie sich zu Tode trinken. Man vermengt Kleie, etc., damit – dann können sie es mit Muße den Schweinen geben und es nicht selber genießen. Eine neuartige Form der Abstinenzbewegung, oder nicht?“

Volles Haus

Das erste christliche Fest für die Stammesleute fand 1917 in Tengyueh statt. Sie kamen in Dutzenden und drängten sich in das kleine Missionshaus, wo James und Flagg tapfer fünfzig bleibende Gäste, wie auch zusätzliche Tagesgäste versorgten. Nur wenige der Bergbewohner hatten zuvor eine Stadt von der Größe Tengyuehs gesehen.

„Du wärest begeistert, ihnen dabei zusehen zu können, als sie ankamen“, schrieb James an seinen Kreis. „Sehr wenige waren je zuvor in einer Stadt gewesen. Als sie in unserem Haus anlangten (wir ließen sie alles durchkämmen), gingen die Mädchen in einer Gruppe von Zimmer zu Zimmer, dabei fielen sie die ganze Zeit in unentwegtes, unwillkürliches Gemurmel der Bewunderung und der Freude. Es war für sie wie im Himmel! Die Männer nahmen alles gelassener. Männer mit ihren großen Schwertern, prächtigen Taschen, schlotartigen Strumpfhosen und bloßen Füßen; Mädchen mit farbigen Turbanen, Troddeln, Perlen, Ketten, Ringen, Armreifen und anderem Schmuck – ich wünschte, Du hättest sie sehen können!

Jeden Tag, nach dem Morgengebet, hatte ich sie alle in der Kapelle und lehrte sie, die Schrift zu lesen ... Am Abend gab es Gesangsunterricht. Neben ‚Jesus liebt mich‘ und ‚Ich bin weit von Gott gegangen‘, welche sie schon kannten, lehrte ich sie ‚Gott behüte dich, bis wir uns wiedersehen‘ und ein oder zwei andere Lieder. Sie sangen so gut, daß die Chinesen von der Straße hereinkamen, sich hinsetzten und zuhörten.

Eines Tages kam uns unser neuer Konsul mit dem pensionierten Konsul, Mr. Eastes, besuchen. Die Lisu drängelten sich alle um sie im Wohnzimmer und davor und machten vielerlei Bemerkungen, ja sie befühlten sogar deren Kleidung! Wir erklärten dem Konsul, daß er sich nichts daraus machen solle, weil unseren Gästen die Anstandsregeln unbekannt seien.

„Das kann man wohl sagen“, antwortete Eastes, der das alles von der fröhlichen Seite nahm, „da ist einer gerade hinter mir, der mir über meinen Rücken streicht!“

Sport am Nachmittag sorgte für mehr Neuheiten bei den Lisu und die Hauptattraktion war das Zuschauen, wie James und Flagg sich beim Hochsprung und Flächenlauf versuchten. Das würden sie nie mehr vergessen.

Mehr als achtzig Menschen aus dem Stamm saßen am letzten Festtag, am Weihnachtstag, zusammen, ein kulinarisches Meisterstück in diesem Junggesellenhaushalt, doch konnten sie so zumindest etwas davon zurückzahlen, was die Lisu ihnen in den Bergen so freiwillig an Gastfreundschaft geschenkt hatten. Ein besonderes Gefühl der Einmütigkeit bestand in der Familie Gottes bei diesem Fest. Es war das erste von vielen, die in den folgenden Jahren stattfanden, eine Gewohnheit, die heute noch zu finden ist, wo sich Christen aus den Stämmen treffen.

Geduld

Als er während der nächsten Monate von Dorf zu Dorf zu den neuen Gruppen der Gläubigen reiste, wurde James von der Größe seiner Arbeit aufgerüttelt. Nicht nur, daß die jungen Christen auf den höheren Hängen und den entlegenen Weiten verstreut lagen, auch ihr Verständnis des Glaubens war minimal. Einige von ihnen, so entdeckte er, meinten, sie waren ja nun frei von den bösen Geistern und hatten jetzt durch Christus Frieden mit Gott, das wäre doch sicherlich genug. Warum Versammlungen halten? Warum einen Ruhetag einlegen und Gottesdienst? Sie konnten nicht lesen, also warum sollten sie sich von einem Buch beherrschen lassen? James schrieb

seinen Mitarbeitern zu Hause das Gebetsanliegen, daß Gott den Lisu „den Geist der Weisheit und Offenbarung in der Erkenntnis seiner selbst“ gebe (Epheser 1,17).

Die Arbeit hatte kaum angefangen!

„Ich male kein düsteres Bild; ich möchte Euch nur den wahren Zustand der Dinge so unvoreingenommen wie möglich erzählen. In mancher Hinsicht sind sie (die Lisugläubigen) den durchschnittlichen Kirchgängern daheim weit voraus. Sie sind stets gastfrei. Sie sind ehrlich froh, mich zu sehen, wenn ich sie in ihren Dörfern besuche.

Sie sind aufrichtig, wie weit sie auch gehen; wir sehen sehr wenig von den Hintergedanken, die den ‚Reis-Christen‘ oft zugeschrieben werden. Sie tragen mir mein Gepäck von Dorf zu Dorf, ohne eine Bezahlung dafür zu erwarten und schenken mir Gastfreundschaft. Aber mit Ausnahme einiger weniger intelligenten, aufrichtigen, jungen Menschen sind nicht viele da, die irgendwie Fortschritte machen möchten oder wirklich geistlich lebendig sind. Die meisten unter ihnen kann man an den Abenden nicht von ihren warmen Feuern weglocken (in diesen Bergdörfern ist es im Winter sehr kalt), um zusammenzukommen und ein wenig mehr zu lernen, selbst wenn ich mich in einem nahegelegenen Haus befinde, wo auch ein Feuer brennt!

In vergangener Zeit habe ich der Entmutigung oft Raum gegeben. Das bedeutet immer geistliche Lähmung, und selbst auf meiner letzten Reise, das gebe ich zu, war ich häufig über den Zustand der Leute niedergeschlagen. Vor einem Monat oder so war ich in einem Dorf nahe bei Bunter Hügel und dort war ich über all das sehr beunruhigt, doch der Friede zog wieder in mein Herz, als ich daran dachte, daß, obwohl die Arbeit zwangsläufig nur langsam vorangeht, sie nichtsdestotrotz doch vorangeht. Mein Fehler war schon oft die große Eile.

Aber Eile ist nicht die Art und Weise dieser Menschen und es ist genausowenig Gottes Weg. Eile bedeutet Sorge, und Sorge vertreibt letztendlich den Frieden Gottes aus unserem Herzen.

Rom wurde nicht an einem Tag erbaut, auch wird die Arbeit des Baus eines starken, gut ausgebildeten Leibes an Lisuchristen im Tengyueh Gebiet nicht das Werk eines Tages sein. Schulen müssen errichtet werden, wenn die Zeit reif ist. Es wird notwendig sein, viele Besuche zu machen, viel Ermahnung zu geben und viel Gebet. Dies wird nicht alles auf einmal geschehen. Die Erinnerung daran hat mich zurück zu Gott geworfen. Ich habe mein Herz auf ein Werk der Gnade unter den Tengyueh-Lisu gesetzt, aber Gott hat mich dahin gebracht, es zu akzeptieren, daß dies zu Seiner Zeit und auf Seine Art und Weise geschehen wird. Ich bin sogar bereit (wenn das Sein Wille ist), nicht die Fülle der Segnungen in meiner Lebenszeit zu sehen.“

Absolute Ehrlichkeit war in all seinen Berichten über die Arbeit notwendig, wenn er geistliche Unterstützung von seinen Freunden daheim erwartete. Seine Aufzeichnungen über Niederlagen sind deutlich und präzise. Einige Gruppen Gläubiger kehrten zum Götzendienst zurück.

Einige glaubten dem Gerücht, daß James ein britischer Agent sei, der nach Rekruten Ausschau hielt.

Zur gleichen Zeit war er ebenso genau in seinen Berichten über die Gebiete, wo Wachstum herrschte. Es schien, daß einige Örtlichkeiten aufnahmebereit, aufgeschlossen und beständig waren. Hier war guter Boden und brachte eine goldene Ernte; Junggläubige schienen an diesen Orten zu wachsen und festzustehen. Sie waren rasch fähig, auf eigenen Füßen zu stehen.

Für seinen Teil merkte James, daß die Arbeit eine neue Art der Zielstrebigkeit verlangte. Obwohl er kaum darüber sprach, waren die körperlichen Mühsale erheblich. Die meisten seiner Reisen in den Bergen mußte er zu Fuß unternehmen. Er versuchte, seine Gründe für diese langsame Methode des Reisens in seinen Briefen zu vermitteln.

„Ich bin gerade vierzehn Tage unterwegs“, schrieb er auf einer seiner Reisen, „und befinde mich im Dorf ‚Wasserschüssel‘, wo ich fünfzehn christliche Familien habe ... Ich denke, noch zwei Monate

unterwegs zu sein, bevor ich den Rückweg antrete ... Wenn man einmal im Lisugebiet ist, braucht man am Tag kaum mehr als fünfzehn Meilen zu laufen, da die Dörfer in einer Entfernung von nur wenigen Meilen voneinander liegen. Die Hügel sind groß: Eine Tagesreise besteht oft aus einem Abstieg von dreitausend Fuß in die Ebene und dann einem ähnlichen Aufstieg in die andere Richtung. Doch sind diese querfeldein führenden Straßen mitunter wie Leitern und du mußt Flüsse durchwaten, oder gefährlich von Fels zu Fels springen und riskieren, über verrückte Brücken zu gehen. Manchmal kannst du noch nicht einmal die Straße vor dir erkennen, sondern du mußt sie im Glauben gehen. In dieser Art Land kann ich kein Pferd gebrauchen. Die Anhöhen sind so, daß kein Mensch mit auch nur einem bißchen moralischem Verstand da hinauf reiten würde und keiner mit gesundem Verstand hinab.“

Er gewöhnte sich so daran, angeschwollene Flüsse zu überqueren, daß, wenn seine Kulis sich weigerten überzutreten, er zuerst das Gepäck auf seinem Kopf hinüber trug und dann zurückwatete, um den Kulis herüber zu helfen.

Doch das feuchte Leben und die unzureichende Ernährung waren nicht von großer Bedeutung für ihn. „Ich scheine diese Dinge nicht wie andere Leute wahrzunehmen“, sagte er einmal. Er freute sich am Gebirgsleben und liebte die Kletterpartien.

Während er die Pfade entlang marschierte, hatte er genug Zeit, über die Prinzipien in Gottes Arbeit nachzudenken.

„Vorbereitung, Verzögerung und Wachstum sind Wesenszüge des Wirkens Gottes sowohl in der Geschichte, als auch in der Natur“, schrieb er.

Die Schrift und die Tatsachen der Natur treffen sich, wenn James uns zur Geduld auffordert: „Der Säemann wartet auf die kostbare Frucht der Erde, und darüber ist er geduldig.“ Dasselbe Prinzip können wir für unser eigenes geistliches Leben anwenden, und für unsere Arbeit für den Herrn. Ein reifer Christ ist nicht das Ergebnis von einem Tag oder einem Monat oder sogar einem Jahr. „Es braucht Zeit“, sagte Dr. Andrew Murray „in Christus zu wachsen.“

Wir müssen unsere Wurzeln tief in den Boden des Wortes schlagen und durch lange, lange Erfahrung gefestigt werden. Dies ist ein langsamer Prozeß, und genau so muß es auch sein: Gott will nicht, daß wir geistliche Pilze sind.

Es stimmt schon, daß in dem Werk des Herrn ein Platz für Eile ist: Des Königs Geschäft erfordert dies (es gibt eine richtige und eine falsche Eile), und da ist ganz gewiß ein Ort für Fleiß, für Eifer. James Gilmour sagte, er glaube nicht, daß wir in einer Sache eifrig genug sein könnten, für die Christus in vollstem Eifer Sein Leben hingegeben hat. Ihr wißt, daß von Alleine gesagt wurde, er sei „unersättlich gierig nach Seelen“. Solange es Tag ist, können wir nicht anders als aufstehen und bis an die Grenze unserer Kraft handeln, die Gott uns bereitstellt. Aber das Element nagender Sorge wird in unser christliches Werk Einzug halten, wenn wir es zulassen, und es wird eher hinderlich als hilfreich sein. Wir können keine Seelen in das Königreich des Himmels „sorgen“; sie müssen sich selbst entscheiden; noch können wir sie in Reife „sorgen“. Durch Grübeln können wir weder zu unserer eigenen geistlichen Reife, noch zu der eines anderen auch nur eine Elle hinzufügen. Die Pflanzen in den Pflanzungen unseres himmlischen Vaters werden besser unter Seinem freien Himmel wachsen als unter den Treibhäusern unserer fieberhaften Bemühungen: Unsere Aufgabe ist es zu bewässern, und zwar sorgfältig, doch können wir kein Wachstum bewirken, wie sehr wir uns auch bemühen. Ein anormales, rasches Wachstum ist oft unnatürlich und ungesund: Das schnelle Wachstum, von dem in Matthäus 13,5 die Rede ist, ist ein Zeichen für seine Kurzlebigkeit.

In der Biographie unseres Herrn ist nichts so bemerkenswert, wie die ruhige und gleichmäßige Gelassenheit Seines Lebens. Niemals „nervös“, was auch immer geschah, Er behielt immer Seine Wachsamkeit, wie sehr Menschen und Dämonen Ihn auch angriffen: inmitten von wankelmütigen Menschen, feindseligen Herrschern, treulosen Jüngern – stets ruhig, stets gefaßt, Christus der wahrhaftig harte Arbeiter – doch tat Er nicht mehr und nicht weniger als Gott Ihm vorgeschrieben hatte; und ohne Ruhelosigkeit, ohne Eile, ohne Sorgen. Wurde je so ein ruhiges, friedvolles Leben gelebt – unter solch beunruhigenden Umständen?

Aber wir arbeiten, wie Er, für die Ewigkeit und in der Ewigkeit (die Ewigkeit hat für uns ja schon angefangen): Also können wir es uns leisten, in der Atmosphäre der Ewigkeit zu arbeiten. Die Eile und Hetze der fleischlichen Bemühungen atmet einen Geist der Unruhe: Der Heilige Geist atmet tiefe Ruhe. Das ist die Atmosphäre, in der wir erwarten, daß ein bleibendes Werk Gottes wächst. Laßt uns zuallererst dafür sorgen, daß es ein Werk Gottes ist – angefangen und weitergeführt in Gott – und dann laßt uns unsere Sorgen, unsere Ängste und unsere Ungeduld in den Wind schreiben. Laßt uns „dumme Faulheit“ auf der einen und fieberhafte Eile auf der anderen Seite abschütteln. Ein Flaschenkürbis mag über Nacht heranzuwachsen, aber nicht eine Eiche. Die Strömungen können tief und kräftig fließen, trotz kleiner Wellen und Gegenströmungen an der Oberfläche. Und selbst wenn das Werk zeitweise einen Rückschlag durch die hereinkommende Flut des Bösen erhält, mögen wir doch lernen zu sagen – wie Jeremia einst unter den erschütterndsten Umständen sprach – „Es ist gut, daß ein Mann hoffe und ruhig auf die Errettung des HERRN warte“.

Leseunterricht

Beschäftigt mit der seelsorgerlichen Arbeit unter mindestens zweihundert Familien, wußte James, daß die Zeit gekommen war, eine Lisschrift zu erstellen und das erste Evangelium zu übersetzen und einen Katechismus herzustellen.

Als die Erntesaison ihren Höhepunkt erreichte und die Möglichkeiten zum Lehren darum vermindert waren, ging er nach Myitkyina in Burma, um mit Ba Thaw an diesem Projekt zu arbeiten. Die amerikanischen Missionare in der Stadt halfen ihnen, die Schrift für diese Sprache zu vervollständigen und James arbeitete die intensive Hitze des Sommers hindurch, um das Markusevangelium, einen Katechismus und eine Fibel in Lisu fertigzustellen. Die Manuskripte lagen in Rangoon zum Druck bereit, als James sich wieder zu den Bergen aufmachte.

Die Lisschrift, die James und seine Freunde erfunden hatten – welche als die Fraserschrift bekannt wurde – ähnelte dem englischen

Alphabet in den großen Buchstaben, doch die Buchstaben wurden gespiegelt oder umgedreht, um die einzigartigen Klänge der Sprache auszudrücken.

Den Leuten das Lesen beizubringen, war eine mühsame Angelegenheit, bevor die gedruckten Kopien der Bücher erhältlich waren. Die handgeschriebenen Kopien der Lisuschrift mußten einige von ihnen sich zur gleichen Zeit teilen.

James merkte, daß eine Gruppe sehr wählerisch mit ihrer Stellung am Tisch nach ihren ersten Stunden wurde; der Lisulehrer hatte selber gerade erst die Grundlagen bewältigt. James entdeckte, daß einige von unten nach oben zu lesen gelernt hatten, als sich so viele um eine Kopie drängelten, und andere wiederum seitwärts, also mußten sie sich jedesmal sicher sein, daß sie die Schrift immer aus der gleichen Perspektive lasen!

Schildkrötendorf

Vom Wachstum der Gemeinde im westlichen Gebiet war James sehr ermutigt. Bei seiner Rückkehr aus Burma war Schildkrötendorf sein erster Anlaufhafen.

„Als ich Schildkrötendorf verließ“, schrieb er seinem Gebetskreis, „waren hier vierzehn Christenfamilien, jetzt sind es 21. Als ich das Dorf Wasserschüssel verließ, waren dort zwölf Familien, jetzt neunzehn. Als ich Rotwaldsporn verließ, waren da neun – nun sind es zwanzig. Und das, obwohl sie praktisch monatelang keine Hilfe irgendeiner Art hatten. Ich höre, daß Schmelztiegel und Zypressenhügel noch genau so sind wie vorher. Sie erzählten mir, daß sie in dem vorigen Dorf eine Kapelle gebaut haben (ich habe sie nicht gesehen), wo sie regelmäßig sonntags ihren Gottesdienst halten.“

In Schildkrötendorf war einer der Ältesten, ein guter, alter Mann, für viele Wochen ernsthaft krank. Doch er und alle anderen hielten am Glauben und am Gebet fest, und er kam durch. Diese Leute besitzen großen Glauben an göttliche Heilung, und eine solche Erfahrung stärkt ihren Glauben beachtlich. Zusammengenommen denke ich,

daß sie sowohl an Kraft als auch an Zahl zugenommen haben, seit ich das letzte Mal bei ihnen war.“

Als James Pferd während des Sonntags, den er dort verbrachte, krank wurde, riefen die Leute ihm zu, er solle für dessen Heilung beten.

Vielleicht mußte ihr sicherer Glaube an die Macht Gottes durch die Gewißheit des Willens Gottes gemildert werden.

„Ich bekenne, daß ich zuerst zögerte, ungewohnt solche Dinge auf diesem Weg anzugehen. Doch schienen die Leute darüber überrascht.

„Wirst du nicht für dein Pferd beten?“ fragten sie.

Also ging ich mit ihnen. Wir standen um das Tier, als ich es in Gottes Hände zum Leben oder zum Tode befahl. Am nächsten Morgen war ich froh, es so getan zu haben, denn es lebte noch.“

Fünfundzwanzig Leute ließen sich bei seinem Aufenthalt in diesem Dorf taufen. In diesen jungen Jahren fand James es lebenswichtig, den neuen Gläubigen Richtlinien für ihr Verhalten als Christen zu geben. Einige meinten, er mache hier einen Fehler und neige darin zur Gesetzlichkeit. Dennoch, als die Lisu später vorschlugen, ein Buch mit Regeln zu verfassen, wollte James damit nichts zu tun haben.

Seine Aufzeichnung über das Taufversprechen veranschaulicht seine Einstellung:

„Jeder versprach ernsthaft, nicht allein dem Herrn Jesus sein ganzes Leben lang zu vertrauen, sondern sich auch von jeder Verbindung mit heidnischer Anbetung, vom Whiskygenuß, Unmoral, Opiumrauchen und dessen Anbau fernzuhalten und den Tag des Herrn zu beachten. Ich habe das Ereignis ungeheuer genossen (ich freue mich immer an einem Taufgottesdienst), als wir an diesem Morgen hinunter zu ihrem Dorffluß gingen, die Männer auf der einen und die Frauen auf der anderen Seite am Ufer trennten, und sie alle Gott anbefahlen, unter Seinem freien Himmel tauchte ich sie dann einen

nach dem anderen in dem rasch fließenden Wasser unter, gerade unter einer dicken Lattenbrücke.

Werdet Ihr beten, daß sie sich an ihr Versprechen halten?“

Konfrontation mit dem Tod

Obwohl sich James soweit wie menschlich möglich mit den Leuten identifizierte, bei der Kleidung, beim Essen und im Lebensstil, konnte er dennoch Fehler machen, ja selbst die Macht ihrer Traditionen unterschätzen.

Als er eine Nacht in einem Lisudorf blieb, stand er am nächsten Morgen früh auf und ging hinaus, um zu beten. Er saß unter einem Baum und ruhte daran angelehnt aus, als er zornige Rufe vernahm.

Die Dorfleute drängten sich um ihn und deuteten auf den Baum. Es war der Dämonenbaum. Die Geister würden wütend und Verderben über das Dorf schicken, sagten sie. Ein Opfer müsse dargebracht werden, um sie zu besänftigen. James wurde gepackt und an den Baum gebunden. Seine Arme gefesselt und seine Füße zusammengebunden, so daß er sich nicht mehr bewegen konnte. Es schien, als ob der Tod sehr nahe sei.

Er wartete unter Schmerzen und Angst, während die Vorbereitungen für das rituelle Opfer getroffen wurden. Durch seine Gedanken wogten die unzählbaren Verheißungen Gottes. Ein gegründetes Herz ... ein feststehender Verstand ... ein verborgenes Leben. Sei es durch Tod oder Leben, erinnerte er sich, Gott möge verherrlicht werden.

Nach etlichen Stunden des Wartens hörte James, wie eine Diskussion unter den Dorfleuten stattfand: Vielleicht könnten sie Geld von ihm bekommen.

Letztendlich umzingelten sie ihn und feilschten mit ihm um sein Leben.

Er müsse eine Kuh kaufen, beharrten sie, und diese würden sie an

seiner Statt opfern. Widerwillig stimmte er zu. Er wurde befreit; er gab ihnen das Geld; die Kuh wurde gekauft und geopfert.

James lernte viel aus dieser schmerzhaften Situation.

Mit Satans Territorium kann man nicht leichtfertig umgehen; er befand sich auf Feindesgrund. Danach wanderte er demütiger, aber in der Freude, daß Gott über jeden Augenblick dieses Ereignisses gewacht und ihn aus dem Rachen des Todes befreit hatte.

Die Schule Gottes

Noch etliche andere wichtige Lektionen lernte James in diesen Jahren.

Hier und da hatte er starke Anfälle von Einsamkeit, trotz der vollgestopften Hütten, wo er Monate wohnte. Es war eine Sache, einsam zu sein, wenn die Arbeit voranging; aber eine andere, einsam zu sein in tiefer Entmutigung.

Er hatte mit großer Kraft und Hoffnung für dreizehn Familien in einem Dorf nahe der burmesischen Grenze gebetet. Stunden hatte er alleine im Gebet in den Bergen für dieses Dorf verbracht. Seine Erwartungen waren hoch, als er sich mit den Häuptionern der Familien traf, die kamen, um mit ihm über die Botschaft Jesu zu reden.

Es war ein strategisch wichtiges Dorf. James wußte, daß die gesamte Gruppe der Siedlungen in der Gegend sich für das Evangelium öffnen würde, wenn dieses führende Dorf begann, die Botschaft anzunehmen.

Seine Enttäuschung war schmerzlich, als sie es ablehnten.

Wie es seine Gewohnheit war, ging er fort, einen leeren Raum zu finden, wo er über alles beten konnte. Und in einem kleinen Zimmer eines benachbarten Dorfes begegnete ihm der Herr. Er las 2. Chronik 20, als er auf die Worte Jahasiels stieß:

„Denn der Kampf ist nicht eure Sache, sondern Gottes! ... Nicht ihr

werdet dabei kämpfen müssen. Tretet hin, steht und seht die Rettung des HERRN, seid nicht niedergeschlagen! Zieht ihnen morgen entgegen, und der Herr wird mit euch sein!“

Von diesem Kapitel war James tief bewegt und er verbrachte die nächsten Stunden im „Kampfgebet“. Um Mitternacht spürte er den Sieg, wie sein Tagebuch aufzeichnet.

„Scheine deutlich geführt“, schrieb er, „gegen die ‚Mächte und Gewalten‘ und für Mitteldorf zu kämpfen. Habe Glauben für die Bekehrung dieses Ortes, und bete als eine Art Hornsignal für die Mächte des Himmels, herabzukommen und für mich gegen die Mächte der Finsternis zu kämpfen, die die zwei alten Männer gefangen halten, welche ihr Dorf und vielleicht drei andere daran hindern, sich Christus zuzuwenden. Habe eine gute Zeit des Kampfgebets, dann Schlaf mit Frieden im Herzen.“

Früh am nächsten Morgen ging James die gleichen Schritte nach Mitteldorf zurück. Die Menschen dort schienen aufnahmebereiter. Elf oder dreizehn Familien wollten Jünger des Herrn Jesus werden.

„Sieg“, berichtete er, „genau wie erwartet – kaum einen Atemzug geschlagen!“

Am nächsten Tag kamen noch einmal zwölf Familien, die darum baten, die Botschaft aufnehmen zu können und Kinder Gottes zu werden. Es schien, als habe sich das Blatt gewendet.

Den größten Teil der nächsten Nacht verbrachte James in den Bergen und betete für ein nahegelegenes Dorf, welches der Botschaft feindlich gesinnt schien. Sicherlich, so glaubte er, beabsichtigte Gott eine starke Gruppe Gläubiger in diesem Gebiet zu erwecken mit einigen in jedem Dorf.

Es war Sieg auf der ganzen Linie, wenn man durch Gebet kämpfte.

Am nächsten Morgen ging er in dieses Dorf und nahm einen der neuen Gläubigen aus Mitteldorf mit.

Die Menschen waren kalt und feindselig. Sie wollten ihn nicht bei sich haben und sie glaubten seiner Botschaft nicht. So extrem war ihre Reaktion gegen ihn, daß selbst sein Begleiter sich gegen ihn wandte, seinen sogenannten Glauben verleugnete und James als Betrüger verurteilte.

Betäubt und zerbrochen kehrte James still in sein kleines, leeres Zimmer zurück. Es schien ein totaler Fehlschlag und sein Gemüt erreichte ein neues Tief. Doch hier bewies Gott Seine liebende Güte. Ein großes Gefühl des Friedens kam über James, als er sich im Gebet demütigte.

Er hatte begonnen, den Sieg automatisch vorauszusetzen; ein Dorf nach dem anderen würde sich Christus zuwenden, wenn er das Gebet des Kampfes beten würde. Erneut sah er, daß es im Werk Gottes keinen Raum für anmaßenden Glauben gab; das war die falsche Art von Vertrauen.

„Finde erheblichen Frieden“, schrieb er, „indem ich die ganze Sache dieser Dörfer in Gottes Hände lege. Aber die Abfuhr des Geistes war doch sehr ernst und ich werde von nun an demütiger vor dem Herrn wandeln – ja, und nach dem auch vorsichtiger vor Satan.“

Der Preis der Kraft

Eines Nachts schrieb James sein Tagebuch beim Licht der Kiefernspanlampe in Bunter Hügel:

„Denke oft an Stuart Holden's Spruch: ‚Ich glaube nicht, daß irgendein Mann zum Sieger wird außer durch sein eigenes Blut,‘ – ‚Ihr habt im Kampf gegen die Sünde noch nicht bis aufs Blut widerstanden‘ (Hebräer 12,4).

So oft bis zum heutigen Tag war ich nicht willens, sozusagen mein eigenes Blut zu vergießen und habe allein auf Christus vertraut; Lehnstuhlvertrauen, das versagt hat.“

Er fand, daß es leicht war, in geistliche Teilnahmslosigkeit zu

verfallen. Nach einer langen Kletterpartie, um ein Bergdorf zu erreichen, und vielen Stunden des Predigens und Lehrens kurz nach seiner Ankunft dort, fiel er in der überfüllten, mit Läusen verseuchten Hütte in den Schlaf und schlief bis zum Morgen. Nebel und Regen auf den Bergen schien ihn stets in einer Menschenmenge zu halten, so daß er keinen Platz zum Lesen und Beten hatte. Das Treiben in geistliche Schwäche kam unmerklich: ein langsamer Abstieg in Trägheit.

Ein Eintrag in seinem Tagebuch veranschaulicht dies:

„Die ganze Ursache der Niederlage in diesen Tagen ist Schwäche des Geistes. Unter diesen Umständen wird jeder Text, den du nimmst, unwirksam. Der Geist muß sich unaufhörlich durch beständiges Gebet in Kraft behaupten, besonders gegen die Mächte der Finsternis.

All das, was ich über andere Gesichtspunkte eines Lebens im Sieg gelernt habe, ist ohnedies nutzlos.“

Hudson Taylor beobachtete, daß es keine Möglichkeit der Kraft in einem Leben gibt, das bequem ist und vor dem Kreuz zurückweicht. Diese Wahrheit wurde James in diesen Monaten bewußt. Es würde teuer sein, in einem engen Wandel mit Gott zu bleiben, ein tiefer und andauernder Preis jeden Tag seines Lebens.

Es ist eine Sache, das Kreuz zu tragen; aber eine andere, daran zu sterben. James hatte ein neues Verständnis des Weizenkorns erlangt, das in die Erde fallen und sterben muß, wenn es Frucht hervorbringen will.

Das führte ihn zu einer verwandten Wahrheit.

„Jeder“, sagte A.W. Tozer, „ist nur so heilig, wie er will.“

James Tagebuch zeigt in dieser Zeit einen Hunger nach Heiligung im Leben. Er mußte einige Wochen im Sommer 1918 in Tengyueh verbringen, weil er einen arg infektiösen Fuß hatte. Etwas von seinen geistlichen Qualen wird durch die folgenden Eintragungen in seinem Tagebuch deutlich.

„23. August. Beachtliche geistliche Erholung ... Befähigt, ganz praktisch den Fuß des Kreuzes zu erfassen.

26. August. Heute zweiunddreißig Jahre alt. Bin mir Mutters Gebete sehr bewußt. Bin mir sicher, daß sie für mich betet. Herrliche Gebetszeit alleine in meinem Zimmer. Befähigt zum Kreuz zu kommen und da zu bleiben. Habe Frieden und Ruhe im Geist. Predigen am Abend auf der Straße.

27. August. Das Kreuz wird weh tun – laß es weh tun! Ich werde hart arbeiten und auch beten, durch Gottes Gnade.

28. August. Las Thomas Cook's ‚Neutestamentliche Heiligung‘.

1. September. Gestern abend draußen in der Wasserrinne gebetet.“

Und eine Woche später, als er sich für eine lange Reise zurecht machte:

„9. September. Sehr deutlich und entschieden meinen Standpunkt auf 1. Johannes 1,7 eingenommen – Jesus Christus mein Reiniger von allen Sünden. Voller Frieden und Segen den Rest des Tages. Am Abend deutete ein Hohch'enmann (Lisu) seine Bereitschaft, Christus aufzunehmen, an und kam zu mir zum Reden und Beten.

11. September. Beweise in diesen Tagen 1. Johannes 1,7. Glaube wird so natürlich wie Atmen. In den ersten Jahren hier gab ich mir zu viel eigene Mühe mit Jakobus 4,7, welches vielleicht gar keine Verbindung mit angeborener Sünde hat, aber mit dem Kampf (Offensive) gegen Satans Königreich in der Welt. In jedem Fall war mir Thomas Cook's Buch eine große Hilfe.

12. September. In diesen Tagen ist meine Waffe gegen die Sünde und Satan – oder eher Sünde allein – die Liebe Gottes. Wie können wir handeln außer im Geist der Gnade. ‚Die Liebe Christi drängt uns.‘

16. September. Auszüge aus Jowett's ‚Leidenschaft für Seelen‘:

‚Die gute Nachricht eines gebrochenen Herzens beginnt den Dienst der blutenden Herzen.

Sobald wir aufhören zu bluten, hören wir auf zu segnen.

Wir müssen bluten, wenn wir Diener des erlösenden Blutes sein wollen.

St. Catherine's Gebete waren rot an Opfer, und sie fühlte die Berührung der durchbohrten Hände.'

20. September. Wir sollten die gesamte Waffenrüstung Gottes aufnehmen, bevor der 'böse Tag' kommt, damit, wenn er kommt, wir fähig sein können, stehen zu bleiben. Wir müssen die Verteidigung während jeder Flaute im Kampf stärken."

Rückschlag

Immer und immer wieder mußte James die Nutzlosigkeit der eigenen menschlichen Bemühungen erkennen. Er konnte sich selber in Grund und Boden schuften und es würde keinerlei Auswirkung auf die Menschen haben.

Er schrieb seinen Freunden in Letchworth in dieser Hinsicht nach einem gewaltigen Rückschlag in Bunter Hügel. Einige der Gläubigen hatten ihren Glauben verleugnet und waren zu ihrer Geisteranbetung zurückgekehrt.

Die kleine Gemeinde in Bunter Hügel war von einem intelligenten und geistlichen jungen Mann geleitet worden. James hatte große Hoffnungen, daß er ein zweiter Ba Thaw würde. Wie auch immer, als James in Burma das erste Lisuevangelium übersetzte, schlug eine ernsthafte Grippewelle die Gegend um Bunter Hügel und der junge Mann starb. Das erschütterte den Glauben der Gläubigen außerordentlich.

Der Dämonenpriester war schnell dabei, seinen Vorteil auszunutzen.

„Er gab zum besten“, schrieb James, „daß er die Seele des jungen Mannes alleine gesehen habe – d.h. weder im Himmel, noch an dem Ort der verstorbenen Ahnen – mit einem Liederbuch in der Hand,

das ich ihm gegeben hatte und er weinte. Somit kommen die Christen gar nicht in den Himmel, es ist alles Betrug.

Das verwaiste Kind des gleichen Mannes erkrankte kurz nach dem Tod des Vaters und sie sagten, daß der Geist des Vaters zurückgekehrt sei, um sein eigenes Kind zu ‚beißen‘ (anzugreifen). Bilde Dir nur nicht ein, daß die Gläubigen sich das mit einem überlegenen Lächeln auf den Lippen anhören, wie wir es vielleicht täten. Nein, sie nehmen das sehr ernst.“

„Viele der Gläubigen sind zurückgegangen“, fügte er in einem anderen Brief hinzu, „und selbst von denen, die es nicht taten, haben mehr ängstliche Zweifel durch dieses Thema, als sie mir gegenüber zugeben.“

Das war alles sehr verständlich, menschlich. Auch war Bunter Hügel nicht der einzige Ort, wo Rückschläge auftauchten. Die Wahrheit, die er in früheren Jahren betont hatte – daß Wiedergeburt allein das Werk Gottes ist – wurde im Prinzip in der neuen Situation angewandt.

Keine Herausforderung, Tadel, Überredung oder Trost von seiner Seite bewirkte bei irgend jemand irgendeine Änderung, selbst wenn es beim ersten Anschein so war. Nur Gottes direktes Handeln würde bleibende Frucht bewirken.

Er schrieb an seinen Gebetskreis:

„Allgemein gesprochen, scheint Gott die Hand des Bösen abgehalten zu haben; und mein Kollege, Mr. Flagg, denkt, es sei ein Wunder, daß nach nur zwei oder drei Tagen Lehre, in einigen Fällen, so viele der Gläubigen feststehen, entgegen aller Versuchungen mit denen sie konfrontiert werden.

Ich kann nicht stark genug meine Hilflosigkeit unter diesen Menschen betonen, wenn die Gnade Gottes nicht wäre. Obwohl ich nun schon zehn Jahre in China bin und beachtliche Erfahrung mit Chinesen und Lisu gemacht habe, entdecke ich, daß ich selber nur zu wenig oder zu gar nichts fähig bin, wenn nicht Gott vor mir herginge

und unter ihnen arbeitete. Ohne Ihn fühle ich mich wie ein Mann, dessen Boot in seichtem Wasser aufgelaufen ist. Der Böse mag ziehen oder schieben wie auch immer, ihm wird es nicht möglich sein, sein Boot mehr als nur wenige Zentimeter zu bewegen. Aber laß die Flut hereinkommen und das Boot vom Grund wegheben – dann kann er es so weit er will bewegen, recht einfach und reibungslos. Es ist für mich tatsächlich notwendig, unter die Lisu zu gehen und zu predigen, zu lehren, zu ermahnen und zu korrigieren, aber der Anteil des Fortschritts, der dadurch gemacht wird, hängt beinahe völlig vom Stand der geistlichen Gezeiten (Ebbe oder Flut) des Dorfes ab – ein Zustand, den Ihr genauso gut wie ich auf den Knien kontrollieren könnt. Manchmal denke ich, ein Dorf ist ‚auf Grund gelaufen‘ – ich meine das nicht in dem Sinne von ‚gestrandet und aufgelaufen‘, sondern im Sinne von einem Boot, das in seichtes Wasser gelangt ist! In solch einem Fall kann man die Leute nicht mehr zusammenbekommen – d.h. zusammenhalten und einander stärken – genauso wenig wie man trockenen Sand zu einem Ball rollen kann. Sie werden kalt sein und nicht reagieren, und Wochen oder sogar Monate des Lehrens wird kaum einen Unterschied bei ihnen machen. Ihre ‚Gebete‘ werden nicht so erhört, als wenn der Heilige Geist bei ihnen ist. Ich wiederhole: Man fühlt sich machtlos, in solchen Fällen zu helfen, außer alles Mögliche zu tun und sie dann Gott anzubefehlen.

Oder um das Bild zu wechseln, das Predigen vom Wort Gottes in diesen Lisudörfern ist eher wie eine Impfung. Du setzt das Serum ein und die Leute sind richtig geimpft. Aber das Ergebnis ist verschieden bei verschiedenen Menschen und Dörfern. Bei einigen ist die ‚Impfung‘ erfolgreich: Sie wachsen im Glauben.

In anderen Fällen schlägt die ‚Impfung‘ nicht an! Und die Menschen kehren zu ihrem Heidentum oder in die Gleichgültigkeit zurück. Kann man das auch bei uns, in unseren Breitengraden und in unserem Umfeld anwenden? Sind wir nicht mit Gottes allgenügsamer Gnade durch den auferstandenen Christus gegen Sünde geimpft (Römer 6,1-14), diese tödlichen Pocken der Seele? Und was war das Ergebnis? Ist es angeschlagen – in Deinem Leben? In meinem?“

Zur Reife

Große geistliche Ausdauer war notwendig, als James diese ersten scheinbar unfruchtbaren Jahre in den Bergen betend um eine Hinwendung zu Gott unter den Volksstämmen verbrachte. Jahre waren ohne ein sichtbares Ergebnis vorübergezogen. Dann, durch die liebende Güte Gottes, begann eine Familie nach der anderen und ein Dorf nach dem andern, zu Ihm um Errettung zu rufen.

Eine neue Art der Zähigkeit war nun nötig.

„Dies ist nicht das Ende“, sagte Churchill, als sich das Blatt des Krieges wandte. „Das ist noch nicht einmal der Anfang vom Ende. Dies ist das Ende vom Anfang.“

Paulus sehnte sich danach, die Epheser „zur vollen Mannesreife, zum Vollmaß des Wuchses der Fülle Christi“ heranwachsen zu sehen (Epheser 4,13). James wünschte sich mehr als alles andere, die Stammesgemeinde beständig zu sehen, weise und reif. Jahre der Arbeit lagen noch vor ihm.

Obwohl es Rückschläge gab, waren da auch Ermutigungen.

„Ich möchte nicht, daß Ihr denkt, ich wäre über meine Arbeit bei den Lisu entmutigt – das sei ferne! Ich will nur, daß Ihr die Wahrheit wißt, das ist alles. Vieles von dem, was ich sage, kann man an vielen Orten auf dem Missionsfeld anwenden, von denen rosige und optimistische Berichte der Arbeit kommen – sehr richtig, denn diese Seite besteht! Auch bei mir! Und ich bin voller Hoffnung und zuversichtlich darüber. Ich habe eine ganze Anzahl Lisu, die treu und ehrlich sind, so weit sie gehen, und einige, die besonders warmherzig und eifrig sind. Sie sind gastfreie Menschen, großzügig und vergleichsweise arglos. Umso mehr ist es richtig, wenn ich sage, daß auch wir Missionare zeitweise unsere Fehler machen. Wir sind nicht immer weise in dem, was wir sagen und tun. Auch bin ich mir dessen sehr bewußt, daß, was auch immer für Schwierigkeiten wir in der Arbeit unter den Lisu antreffen, es in jedem christlichen Dienst Schwierigkeiten gibt. Ich glaube fast, daß Ihr sie sogar daheim habt ...

Ich denke, es war Dr. Dale, der sagte, wir können zwar unsere Schwierigkeiten in der christlichen Arbeit ändern, aber wir können ihnen nicht entfliehen. Ich, für meine Person, danke Gott von ganzem Herzen, daß ich da bin, wo ich bin und die Arbeit tue, in der ich mich befinde.

Einige der Lisugläubigen – hauptsächlich die jüngeren Leute – sind einfach prächtig. Sie sind die, die ‚hier und da sind‘ – die allzeit bereiten – die uns immer überall in unserem Werk für den Herrn größte Freude bereiten. Ein Junge mit achtzehn, der im Winter über einen Monat bei mir weilte, war genau von dieser Sorte – stets fröhlich und hilfsbereit. Er betete jeden Abend laut, bevor er ins Bett ging und liebte die Lieder so sehr, daß ein Missionar, der unsere Station zu dieser Zeit besuchte, ihn den ‚singenden Jungen‘ nannte. Er ist ein harter Arbeiter und kann ausgezeichnet lesen und schreiben. Zwei Jungen aus seinem Dorf begleiteten mich vor einiger Zeit zwei Wochen lang, sie trugen mein Gepäck und halfen mir auf jede erdenkliche Weise. Als sie wieder heimgingen, weigerten sie sich, auch nur einen Heller als Belohnung für ihre Arbeit entgegen zu nehmen. Ein Mann in meinem südlichen Gebiet war in seinem Dorf standfest, als alle anderen abfielen. Ich besuchte dieses Dorf bei der ersten Gelegenheit, nur weil er mich so drängend einlud.

Jeder dort würde bezeugen, daß er ein totaler Abstinenzler war und auch seine Familie vom Alkoholtrinken fernhielt. Kein besseres Zeugnis könnte ihm gegeben werden, als daß er seine Familie im gleichen Geist erzieht. Er hätte seine älteste Tochter – ein fröhliches, warmherziges Mädchen – in eine sehr gut situierte Familie zur Heirat geben können, aber anstatt sie Heiden zu geben, nahm er einen viel ärmeren, jungen Mann, aber einen Christen für sie. Es ist eine wahre Freude, dieser Familie zu begegnen: Sie besitzen alle diese Anmut, die aus Aufrichtigkeit und absoluter Ernsthaftigkeit besteht.“

Chinas Moody

Ting Li Mei war bekannt als Chinas Moody. Er war ein demütiger, liebenswerter Prediger, durch den viele Chinesen Jünger Jesu Christi wurden.

Als Ting bat, einige von den neuen Stammesgemeinden im Westen zu sehen, war James mehr als erfreut. Zum einen würde Ting wertvollen Rat geben und zum anderen hätte James für etliche Monate einen Reisebegleiter. Darüberhinaus war Ting's Verkündigung genau das, was sie brauchten. Ting empfand den Schmutz in den Stammesdörfern als einen Schock.

James war amüsiert, als er sich an seine Anfangszeit zurückerinnerte: Jetzt war er es einfach gewohnt. In Schildkrötendorf fragte Ting James, ob es die Leute verletzen würde, wenn er die persönliche Hygiene anspreche.

„Mach ruhig“, sagte James schwungvoll.

Mit viel Taktgefühl und Höflichkeit schlug Ting vor, daß, da sie ja nun Christen seien, ein gelegentliches Waschen doch im öffentlichen Interesse sei. Auch daß sie ihr Gespucke doch eher außerhalb als innerhalb der Kapelle tätigen sollten.

Absolutes Erstaunen war auf den Gesichtern der Versammlung geschrieben. Einige unter ihnen hatten sich in ihrem ganzen Leben noch nicht gewaschen, und was das Spucken betraf – die meisten unter ihnen spuckten alle paar Minuten. Reinlichkeit war nicht automatisch den Anfängen der Heiligung gefolgt.

Ting war davon begeistert, was er in den Bergen von den kindlichen Gemeinden sah.

Eines Nachts überraschte sie die Dunkelheit, als sie einen stark bewaldeten Hügel betraten. Sie trotteten einen „finsternen und gespenstischen Pfad“, wie James es nannte, entlang, erschöpft von ihren Reisen.

Plötzlich drang aus der Dunkelheit der Klang von Gesang. Sie hielten in ihren Wegen an, um zuzuhören. Langsam dämmerte es ihnen, daß irgendwo in dem Wald Lisuchristen Lieder sangen.

Sie folgten der Musik und kamen an einer neugebauten Kapelle im Dorf Wasserschüssel an, die James nie zuvor gesehen hatte. Die

Versammlung wurde in absoluter Finsternis abgehalten, weil sich die Christen kein Öl für ihre winzigen Lampen leisten konnten.

Ting faßte spontan Zuneigung zu kleinen Gruppen wie dieser.

Und James empfand seine Kameradschaft als ein Fest nach so viel Einsamkeit. Ein oder zweimal nahm er Ting mit, eine bestimmte Aussicht zu genießen, die er besonders liebte, wie einmal nahe von Schildkrötendorf.

„Die Grenze Burmas war nur wenige Meilen entfernt“, schrieb er, „und wir konnten geradewegs ins Irrawaddy Tal und die Myitkyina Ebene sehen.

Ting ist nie weit außerhalb seines eigenen Landes gereist. Aber er ist einer von den Menschen, denen ich versuche nachzueifern, die einfach überall etwas interessant finden, etwas woran sie sich erfreuen.

Wenn es nicht die Landschaft ist, dann aber die Kleidung der Leute; wenn nicht das, dann ist es eine neue Pflanze, ein Baum oder ein Tier, das man noch nie zuvor gesehen hat, oder ein interessanter, lokaler Brauch oder eine Sage.

Oben auf dem Gipfel dieser Bergkette traf er auf einen sehr eigenartigen Baum – der merkwürdigste Baum, den er oder ich je gesehen hatten. Er besaß tatsächlich sechs verschiedene Blätterarten! Eine oder zwei davon waren wohl Schmarotzer, aber die anderen offensichtlich nicht, soweit wir das beurteilen konnten. Es war wunderbar zu sehen, mit welcher fast kindlichen Freude er ein Exemplar von jeder Blätterart abpflückte und sie zu einigen Beeren tat, die er schon gesammelt hatte. Er freute sich so sehr über die neuen Dinge und die Landschaften, daß er vorschlug, nun eine Gebetsgemeinschaft zu halten und Gott für alles zu danken. So hatten wir da zu dritt eine kleine Gebetsgemeinschaft, auf einem großen Felsen sitzend, auf dem hohen, kalten Berg, der Burma überragte.“

James war auch von Ting's Helfer beeindruckt, einen Mann namens Pih.

„Pih ist einfach prächtig ... kein großer Prediger, aber ein stiller, bescheidener Mann mit vernünftiger Erziehung, bereit, alles zu tun.

Er ist immer da, wenn irgendeine Plackerei oder harte Arbeit in Angriff zu nehmen ist, er scheint aus jeder Schwierigkeit einen Ausweg zu finden und macht es so für alle leichter. Du bemerkst ihn kaum, doch wie die Definition des Jungen von Salz als ‚das Zeug, das die Hafergrütze widerlich schmecken läßt, wenn es nicht drin ist‘, so ist er die Sorte Mann, der Dinge für dich schwierig macht, wenn du ihn nicht bei dir hast!“

Ein amerikanischer Partner

Als er sich in Tali von Ting trennte, begegnete James einem jungen Amerikaner, welcher zu einem der beliebtesten Männer Gottes wurde, der je zu den Volksstämmen gesandt war, Allyn Cooke. James war er sofort sympathisch, und Allyn beschreibt seine ersten Eindrücke über James, als sie gemeinsam nach Tengyueh reisten:

„Fraser schien körperlich jung und stark. Für einen Engländer war er sehr gesellig. Er sprach fließend Chinesisch, genau wie die Einheimischen, obwohl er, wenn der Anlaß es erforderte, bestes Schulchinesisch verwendete. In seiner Reisekleidung – handgearbeitet und für die Straße vorgesehen – wurde er oft für einen Kuli gehalten oder sogar für einen ausländischen Bettler! Doch er trug stets das Gewand eines Lehrers bei sich, und an seinem Bestimmungsort angelangt, erschien er bald darauf, zum Erstaunen der Fremden, als ein ‚perfekter Gentleman‘.

Und was für ein Reisebegleiter er war! Nun, ich erinnere mich nur zu gut an seine Rücksichtnahme und selbstlose Sorge für andere. Er war niemals in Eile, und hielt an, um mit den Leuten auf der Straße zu reden, stets bereit, jemandem Gutes zu tun. Er war freundlich zu den Tieren, den Kulis und den Gasthausbesitzern. Und er war sehr praktisch veranlagt! Der Saumsattel war zu schwer; er entwarf einen anderen. Der neue Kamerad war nicht daran gewöhnt, oben auf dem Gepäck zu reiten; Fraser bestand darauf, daß er den eigenen, einzigen ausländischen Sattel benutzte. Es war immer das Gleiche – er

war so an die örtlichen Gegebenheiten gewöhnt, würde er zur Erklärung geben, daß es ihm überhaupt nichts ausmache.

Als wir Tengyueh erreichten, durfte ich mehr von seinem geistlichen Leben kennenlernen und war von seinen Auslegungen des Wortes sehr beeindruckt. Er nahm mich mit zu einigen seiner Gebetswinkel außerhalb der Stadt, und ich entdeckte, daß er oft vor dem Predigen auf eine stille Art fastete. Der Einfluß seines Lebens vertiefte sich, als die Zeit voranschritt. Es ist wahr, daß ich alles, was ich als Missionar besitze, Fraser zu verdanken habe.“

Kämpfende Kachin

Als James und Allyn Tengyueh erreichten, kam ein Ruf von einer Gruppe Kachin an der Grenze Burmas. Stammeshäuptlinge hatten angefangen, die Christen zu verfolgen und auf beiden Seiten war schon Blut geflossen.

Könnte James kommen und schlichten?

Diese Kachin hatten eigentlich keine rechte Verbindung zu James, sondern zu amerikanischen Missionaren in Burma. Aber sie brauchten jemand, der Chinesisch sprechen konnte und hatten einen weiten Weg auf sich genommen, um ihn zu finden.

Endlich wurde einem recht wackeligen Waffenstillstand zugestimmt und einigermaßen Ruhe wiederhergestellt. Doch hier war James Gelegenheit. Die Kachin in seinem eigenen Gebiet, westlich von Tengyueh, waren von der Botschaft Jesu Christi noch völlig unerreich. James konnte ihre Sprache nicht (Atsi Kachin), aber diese Leute hier. Da er ja einen so weiten Weg gekommen war, ihnen zu helfen, wären sie da bereit, Botschafter zu „seinen“ Kachin zu senden?

Sie versprochen, darüber nachzudenken.

Bergfest

Moderne Musikfestivals haben nichts von der Aufregung und der Fröhlichkeit dieses ersten großen Treffens in Schildkrötendorf.

Hunderte Stammesleute strömten von den entlegenen Dörfern der Höhen und den Talsenken der Salweenschluchten herbei. Sie brachten ihr eigenes Essen mit und schiefen einfach überall. Ihren Gesang konnte man meilenweit über dem Canyon als Echo hören, denn die Berge waren gute Verstärker für den Klang.

Inmitten all des Trubels bekam James eine besondere Ermutigung. Zwanzig Leute aus dem Stamm der Kachin in „seinem“ Gebiet kamen schüchtern, um an den Festlichkeiten teilzunehmen. Sie waren zerlumpt, zerzaust und barfuß. Sie konnten weder lesen noch schreiben. Doch verschwommen verstanden sie, daß da für sie ein Willkommen war, den Kindern Gottes beizutreten.

Gott hatte sie eingeladen, Seine Söhne und Töchter zu werden.

KAPITEL 7 --- Das Netz reißt

Lisukönig

Der Feuerschein flackerte über die braunen Konturen der Lisu aus dem „Kalten Land“, die in Moh's hinterem Zimmer saßen. In den dunklen Augen wohnten Schatten des Zweifels; ihre Gesichter waren hart.

Moh lehnte sich vor. „Ihr sagt, daß eure Legende erzähle, ihr würdet eines Tages einen König bekommen. Ich sage euch – Er ist gekommen!“

Sein Name ist Jesus, Yesu. Darum wurdet ihr Lisu genannt. Ihr seid die Leute Yesu.“

Die Stammesleute schüttelten ihre Köpfe.

„Was soll das denn, einen König zu haben, den keiner sehen kann?“ fragten sie mit Verachtung. „Unsere Legenden sagen, er wird ein Mann wie wir sein und wird uns unsere eigenen Bücher bringen.“

Schweigen brach herein, als sie in die Flammen starrten.

Plötzlich hatte Moh eine Inspiration. Er wandte sich zu einem Stapel Papier in einer verdunkelten Ecke neben der Türe. In dem Stapel war eine staubige Photographie vergraben. Er wischte sie am Ärmel seines Gewandes ab.

„Hier ist euer König“, verkündete er in entschiedener Weise.

Die Stammesleute spähten nach dem Bild. Dort standen James und sein Freund Flagg, in ihren Lisukleidern fotografiert.

Jetzt war ihr Interesse geweckt. Die Legende, die durch die Nebel

der Zeit weitergegeben worden war, erzählte von einem König, der zu den Lisu kommen würde: Ein großer, weißer Mann würde ihnen Bücher bringen.

Moh deutete mit seinem Finger auf die Photographie von James. Er verstärkte seine recht zweifelhafte Art der Argumentation.

„Seht, hier habt ihr endlich euren König! Er ist weiß und er stellt Bücher her.“

Alles für einen guten Zweck, dachte er bei sich. Vielleicht würden sie jetzt James in ihr Gebiet einladen.

Mit Sicherheit, denn schon nach wenigen Wochen waren sie zurück in Mohs Haus. Ihr Volk in „Kaltes Land“ war an der Geschichte des Königs interessiert. Sie würden gerne mehr erfahren.

Moh sandte einen Läufer mit einer Postkarte zu James.

Wunder in „Kaltes Land“

Die Postkarte erreichte James, als er beim Fest von den Menschenmengen umgeben war. Das „Kalte Land“ befand sich vier Tagesreisen entfernt und er hatte schon den Atsi Kachin versprochen, mit ihnen zu gehen, um sie nach dem Fest zu lehren.

Er dachte daran zurück, wie die Menschen in „Kaltes Land“ sich noch vor fünf Jahren geweigert hatten, die Botschaft anzunehmen. Und nun hatten sie sogar nach seinem Kommen gesandt! Er saß in einer Zwickmühle.

Endlich wandte er sich an Allyn Cooke, der seine Studien in Tengyueh hatte liegenlassen, um dem Fest beizuwohnen. Allyn besaß nur geringe Chinesischkenntnisse und sprach überhaupt kein Lisu. Wäre er bereit zu gehen? fragte James.

Mit beachtlichem Mut stimmte Allyn zu und fand sich selbst kopfüber in die Stammesarbeit gestürzt.

Er konnte die Sprache nicht; er kannte die Leute kaum; und keiner, so schien es, kannte den Weg.

Selbst Moh war sich über den Weg nach „Kaltes Land“ im Unklaren, somit mußten Allyn und seine beiden Lisubegleiter in Mohs Haus bis zum nächsten Markttag auf ihre „Kaltes Land“-Führer warten. Um ganz sicher zu gehen, kam der Häuptling – Großer Tiger – mit etlichen anderen hinunter zum Markt, zum einen, um Whisky einzukaufen und zum anderen, um die Besucher zu begleiten. Die Neujahrsfestlichkeiten waren nahe gerückt und so wurden Extravorräte benötigt, dennoch war Allyn von den reichlichen Litern Whisky, die gekauft wurden, verwirrt.

Die Gäste wurden in den vier Gastdörfern herzlich empfangen, und während die Vorbereitungen für die Festlichkeiten im Gange waren, konnte Allyn mit seinem gebrochenen Chinesisch seine Botschaft erklären. Die Einladung der Menschen hatte eine Bereitschaft zum Hören angedeutet, nicht mehr. Allyn hatte ein paar chinesische Bücher mitgebracht, für den Fall, daß sich die Menschen zum Herrn wenden würden, denn normalerweise wurden Bücher nicht benutzt, bis eine Entscheidung für Christus getroffen worden war.

Die Ältesten aus dem Dorf von Großer Tiger hielten kurz nach Allyns Ankunft eine Diskussionsrunde ab.

„Wir können im Moment keine Christen werden“, sagten sie ihm. „Es wäre eine Verschwendung des guten Whiskys. Wenn wir den Whisky aufgebraucht haben, werden wir erneut darüber reden. Bleib bis es vorüber ist und laß uns sehen, was unser Volk meint.“

Und so begann das Trinken.

Trinken und Tanzen wurde bald von entsetzlichen Szenen an Trunkenheit und Ausschweifung gefolgt. Jeder böartige Einfluß schien losgelassen zu sein, allein die Atmosphäre war unheimlich. Im Feuerschein sahen die Gesichter der Menschen verfinstert und gehetzt aus; ihr Tun war erniedrigend und bestialisch.

Allyn merkte, wie Gefühle in ihm aufstiegen, als er die Vorgänge be-

obachtete. Er und seine Lisubegleiter saßen alleine, unfähig den Menschen zu vermitteln, daß Gott Licht ist und in Ihm keine Finsternis.

Schließlich kam der Hauptfesttag. Allyn wurde ein besonderer Stuhl im Zimmer des Häuptlings angeboten. Ein Stammesmann nach dem anderen taumelte herein, noch betrunkenener als zuvor, um vor den Geistern der Ahnen niederzufallen. Sie schlugen ihre Köpfe etliche Male vor den Wandtafeln auf den Erdboden, um Satan anzubeten. Allyn wurde gezwungen zuzuschauen.

Plötzlich stiegen tiefsitzende Emotionen in ihm hoch. Er kämpfte eine Minute lang, um sie zu kontrollieren, doch dann brach er in Tränen aus und von Schluchzen geschüttelt, saß er in dem Stuhl.

Großer Tiger war befremdet.

„Was ist los? Stimmt irgend etwas nicht?“ fragte er in Chinesisch.

„Ich weine, weil ihr verloren seid. Ihr seid auf dem Weg in die Finsternis ohne Jesus Christus für alle Ewigkeit, und ich kann gar nichts tun, um euch zu retten“, antwortete Allyn in gebrochenem Chinesisch.

Ein mächtiges Gefühl der Gegenwart Gottes kam über sie. „Wenn du so schlimm darüber empfindest“, sagte der Häuptling zitternd, „werden wir sofort aufhören. Wir werden den Whisky wegschütten. Erzähl uns von Gott und bete zu Ihm, daß Er uns rette.“

Allyn und seine Begleiter taten ihr Bestes, dem Häuptling und seiner Familie zu erklären, was es bedeutet, ein Kind Gottes zu werden. Es war nicht einfach, die Bedeutung des Kreuzes, die Erlösung von den Sünden und das ewige Leben mit den wenigen Worten, die sie beide im Chinesischen verstanden, völlig zu vermitteln. Doch der Heilige Geist öffnete den Verstand dieses Mannes und seiner Familie.

Auf der Stelle vernichteten Großer Tiger und seine Familie alle Gegenstände der Dämonenanbetung in ihrem Haus.

„Dann führte Großer Tiger uns den Weg zum Geisterbaum“,

erinnert sich Allyn. „Es war nur ein alter Baumstumpf, zu groß, um ihn abzuholzen.

Räucherwerk und Schalen für Nahrung standen auf dem Regal, das daran befestigt war. Großer Tiger zerbrach die Schalen und riß das Regal heraus, er verbrannte alles, was man verbrennen konnte. Eine kleine Hütte stand daneben, wo Räucherwerk für die Geisteranbetung aufbewahrt wurde. Sie rissen sie nieder und trugen alles zum Freudenfeuer.“

Dorfleute, die zugeschaut und zugehört hatten, kamen zu der gleichen Überzeugung. Der ganze Whisky wurde den Schweinen ausgegossen. Von einem Haus nach dem anderen riefen unaufhörlich Stimmen nach Allyn, zu kommen und zu helfen die Geisterregale niederzureißen und den Leuten zu erzählen, wie sie gerettet werden konnten.

„Vor Anbruch der Nacht“, schreibt Allyn, „hatte das gesamte Dorf sich öffentlich zum Glauben bekannt. Innerhalb weniger Tage waren die Leute aus ‚Felsenhöhle-Fluß‘ dem Beispiel gefolgt, das war das nächstgelegene Dorf, und danach ‚Großer Salpeterfluß‘, obwohl bei ihnen der Bruch länger dauerte.

Als ich zum Sprachstudium nach Tengyueh zurückkehren mußte, blieben meine beiden Lisubegleiter zurück, um die Leute anzuleiten und die Arbeit weiterzuführen.“

Auswirkung

Einige Monate später erschien einer dieser Lisubegleiter mit einer langen Bestellung Lisubücher in Tengyueh. Er erklärte, daß so eine große Bewegung unter dem Volksstamm in „Kalt Land“ stattfand, daß die zwei Lisulehrer mit all den Bittstellern nicht fertig wurden.

Die Bewegung erlangte ihre eigene Triebkraft. Jungbekehrte mit nur wenigen Tagen Erfahrung halfen anderen. Wo auch immer die beiden Lisulehrer hinkamen, es schien so, als ob Gott schon vor ihnen

da gewesen war. Einige der Leute hatten schon angefangen, Lisu zu lesen und sie hatten Geld gesammelt, um Bücher zu kaufen und sie die sechs Tagereisen über die Berge zu tragen.

Dies war eindeutig das Werk Gottes und nicht von Menschen. Allyn Cooke hatte den Anfang gesehen, während James noch nicht an diesem Ort gewesen war.

Die Nachfrage nach Büchern war nun so groß, daß James und Allyn nach Rangoon runter mußten, um den Druck zu beschleunigen, eine Reise von sechzehn Tagen über die hohen Bergketten der Grenze. Es war eine Reise von atemberaubender Schönheit, die durch ihre Mission noch erfreulicher wurde.

Sie trennten sich auf der Rückreise: Allyn, um seine Studien in Tengyueh wieder aufzunehmen und James, um zum ersten Mal die Dörfer in „Kaltes Land“ zu sehen.

„Ich wünschte, Du hättest bei mir sein können“, schrieb er, „als ich von Dorf zu Dorf ging, um den königlichen Empfang, den sie mir gaben, mitanzusehen! Und auch Du hättest daran teilgehabt. Das Spielen ihrer Dudelsäcke, das Abfeuern ihrer Gewehre, die Aufstellung aller Dorfleute, Männer und Frauen, jung und alt, um deine Hände zu schütteln (sie benutzen dabei beide Hände, weil sie denken, dies sei respektvoller), du hast das Gefühl, überwältigt zu sein – ein ‚Übergewicht an Freude‘.“

James blieb etliche Wochen in dieser Gegend. Und es waren erschöpfende Wochen. Die Menschen waren unersättlich, um mehr zu lernen: „Sie fielen in ihrem Eifer über sich selber“, wie er es bezeichnete.

„Beinahe das gesamte Dorf blieb den ganzen Tag zusammen, und stopfte den Raum um das Feuer herum zum Ersticken voll.“

Es war Regenzeit, also war James mehr oder weniger ständig feucht, als er in strömendem Regen von Dorf zu Dorf stapfte. Er aß, was immer sie ihm reichten und schlief auf den Bambusmatten auf dem überfüllten Fußboden.

„Wenn das keine Gebetserhörung ist“, schrieb er, „was dann? ... Einige Dinge erfreuen mich ganz besonders an diesem neuen östlichen Gebiet.

Zum ersten wurde die Arbeit praktisch durch die Lisu selber begonnen und beinahe vollständig von ihnen alleine weitergeführt, wie unerfahren und unbelehrt sie auch sind. Sie haben nicht allein das Wenige weitergegeben, das sie wissen, sondern haben andere gelehrt, wiederum andere zu lehren. So viele dieser jungen Menschen und Kinder haben in einfacher Weise lesen und schreiben gelernt, daß ich von kleinen Notizen überflutet wurde und bisher keine Zeit fand, sie alle zu lesen.

Ein weiterer Grund zum Danken ist, daß die Christen den Heiden zahlenmäßig überlegen sind. In einigen Nachbardörfern bleibt kaum eine Heidenfamilie übrig. Das ist ein großer Vorteil, da es die Versuchungen und Schwierigkeiten beträchtlich verringert. Nicht zuletzt stimmen alle Bekehrten überein, kein Opium mehr anzubauen. Dies wird den Weg für Taufen und die Entstehung von Gemeinden zur rechten Zeit ebnen ... Sie möchten zu Weihnachten eine große Versammlung halten. Bete bitte darum, daß es eine Zeit des großen Segens wird – wie wir auch hoffen, Weihnachten wieder in Schildkrötendorf zu feiern.

Bis heute sehe ich, daß alleine in diesem neuen Gebiet sich über 240 Familien zum Christentum bekennen. Die Gesamtzahl der Bekehrten in den Bezirken, wo wir zuletzt arbeiteten, beträgt 180 Lisufamilien und zwanzig Kachinfamilien. Also befinden sich nun insgesamt 450 Familien unter den Volksstämmen, für deren Lehre und Versorgung wir verantwortlich sind. Dies repräsentiert etwa zweitausend Junge und Alte, denn die Durchschnittsfamilie zählt hier fünf Mitglieder.“

Schließlich war James durch Überanstrengung so geschwächt, daß er mit Fieber niederlag und nach Tengyueh zurückkehren mußte.

Der Briefeschreiber

Die Fähigkeit, lebendige Briefe schreiben zu können, war recht nützlich. Eine Dame aus Letchworth versicherte James, daß sie die

Lisu so gut durch seine Briefe kennengelernt habe, als ob sie in der nächsten Straße lebten.

Das war genau, was er wollte. Er hing so sehr von seinen Gebetsunterstützern ab, daß er Karten von den Dörfern anfertigte und detaillierte Berichte über die Menschen gab. Er schrieb jedem Unterstützer persönlich und beantwortete alle Fragen.

Als James einige Wochen bei den Atsi Kachin verbrachte (wo er vierzig Familien vorfand, die Christen werden wollten, bevor er richtig angekommen war), merkte er, daß die kahlen Höhen und die unzureichende Nahrung mehr waren, als er verkraften konnte. Um sich selber eine Pause zu gönnen, ging er in einen chinesischen Gasthof in der Ebene.

Es war besser als ein Riviera Hotel nach den Kachin Schuppen.

„Nur für die Unterkunft, inklusive Feuerholz und Wasser (ebenso eine Bettdecke – ähm – wenn man sie unbedingt braucht) bezahlt jeder von uns zwei Pennys pro Tag ... Wir leihen uns unsere Töpfe und Pfannen vom Gastwirt – das ist auch bei den zwei Pennys mit einberechnet. Die Lisu, die ich bei mir habe, gehen jeden Morgen zum Einkaufen ...

Manchmal gehe ich selber – und vielleicht lächelst Du, wenn Du mich mit einem Korb Gemüse in einer Hand und einem Geldbündel in der anderen siehst, oder wenn vor mir von einer Bambusleine ein Stück fetten Schweinefleisches baumelt, während ich die rauh gepflasterte Straße des Marktes zwischen den Strohhänden der Verkäufer entlang gehe.

Aber ich empfinde wirklich Freude dabei, wenn ich das tue, was die Chinesen tun. Zuerst kochen sie den Reis (weißt Du, ich muß lernen, wie sie das machen) über einem Zigeunerfeuer an der Wand eines Gasthofdurchganges. Wenn der Reis gar ist, legen sie einen Deckel drauf und rösten ihn am Rande des Feuers. Unterdessen kochen sie das Gemüse. Das letztere wird zuerst mit ihren riesigen Messern zerkleinert, dann gebraten, Wasser aufgegossen und gekocht. Diese Methode des Bratens und Kochens macht das Ganze

genauso schmackhaft wie Kochen alleine. Es entsteht ein ärgerliches „fizz-zh-zh-zh-zh“, wenn sie das Wasser aufgießen, und mitunter auch ein Blitz in der Pfanne.

Wenn alles gekocht ist, reichen sie den Bambustisch hinunter und legen die Schalen, Schüsseln, Stäbchen und den Reistopf darauf.

Vielleicht beschwert sich die Gastwirtin, daß wir ihr den ganzen Tisch schwarz machen, indem wir den Reistopf drauf stellen: Wenn dem so ist, werden wir ein Stück rauhes chinesisches Papier besorgen und darunter legen. Ich sage in Lisu Dank und wir fangen an.

Du brauchst mich nicht zu bemitleiden, wenn ich von ‚Chinesischem Essen‘ lebe, und zwar von der Art, wie es hier möglich ist: Es ist genauso köstlich wie nahrhaft. Flagg, der hier gerade auf seinem Weg von Bhamo nach Tengyueh durchkam, sagte, ich sähe gut aus, obwohl ich über drei Monate von einheimischer Nahrung lebe. Es ist gut möglich, daß ich noch einen oder mehr Monate davon zehren werde.

In der ganzen Zeit habe ich kein ausländisches Nahrungsmittel irgend einer Art probiert – kein Brot, Butter, Hafersgrütze, Milch, Tee, Kaffee, Kakao, Süßigkeiten, auch habe ich kein besonderes Verlangen danach. In den Dörfern der Lisu und Kachin vermisste ich eher das Obst, aber hier unten kannst du z.Zt. verschiedene Sorten Birnen, Kakipflaumen, Bananen, Ananas, etc. erhalten. Ich habe hier so gute Bananen gekostet (sieben Stück einen Penny) wie selten einmal daheim ...

Heute ist Markttag und die Straßen beginnen sich lärmend zu füllen.

Du kannst hier nicht weniger als acht verschiedene Rassen mit ihrer eigenen Sprache beobachten – Chinesen, Shan, Palaung, Achang, Lisu, Jinghpaw, Kachin, Atsi Kachin. Ich würde Rasse Nr. 9 darstellen, meinst Du nicht? Man kann diese Rassen gut voneinander unterscheiden – außer die zwei Volksstämme der Kachin – an der Kleidung der Frauen, und die Frauen behaupten die Märkte in diesen Teilen der Erde. Sie bringen alle möglichen Waren, entweder in zwei Körben mit einer Stange über den Schultern getragen oder in

einem auf ihrem Rücken, den sie am Straßenrand fallen lassen, sich hinsetzen und auf Käufer warten. Die Geschäftsleute legen ihre Waren außerhalb der Geschäfte auf Ständer und bieten hundert-und-eins unterschiedliche ausländische und einheimische Artikel an – Lampen, Laternen, Kerosinöl, Spiegel, Parfüm, Wollsocken, Stiefel, Schuhe, Chinin und Markenmedikamente, Seife, Taschenmesser, Handtücher, Stifte, etc., etc., zusammen mit ‚einer Menge billigem Ramsch, Tinnef und Tand, Krims und Krams. Da sieht man vorwiegend die Jungfrauen und jungen Damen der verschiedenen Volksstämme versammelt – mit ganzem Herzen bei der Sache, und mit weit gerundeten Augen, die sagen ‚ich wünschte, ich könnte mir leisten, das zu kaufen‘ ...

Wenn Du die Kachinfrauen und -mädchen sehen könntest, würdest Du sie als die wildesten Artgenossen der Menschheit bezeichnen, die Dir je über den Weg liefen. Du könntest Dich sogar vor ihnen fürchten, wie sie es auch bei Dir täten! Der Kachin ist ein freimütiges, ungehobeltes Individuum, ohne die Verdrehungen und Windungen der Chinesen. Er scheint nicht die ganze Zeit zu sagen ‚ich frag mich, was der Ausländer noch in seinem Ärmel versteckt hält‘. Besonders triffst du Kachinmädchen, denn die Männer gehen nicht oft auf den Markt, und die älteren Frauen nicht so häufig wie die jüngeren. Du kannst dich frei fühlen, überall mit ihr zu plaudern: Sie schaut dir direkt ins Gesicht mit einem Ausdruck gemischt aus Nachsicht, Entzücken und Belustigung, während du deine Absicht in gebrochenem Atsi hervorzustottern versuchst. Sie ist ein impulsives und überzeugendes Geschöpf: Du kannst dem Vorgang ihrer Gedanken zuschauen, denn ihr ganzes Denken steht auf ihrem Gesicht geschrieben.

Am letzten Markttag traf ich einige Lisu der oberen Salween auf der Straße. Sie trugen gewaltig schwere Lasten an Betelnüssen, um sie zu verkaufen. ‚Komm hoch in unser Dorf und lehre uns‘, sagte einer von ihnen – sein Dorf befindet sich etwa sechzehn Tagesreisen entfernt. ‚Wir werden dich mit Nahrung versorgen – Reis und Schweinefleisch – soviel du willst.‘ Obwohl er es ernst meinte, war er zu beschäftigt, um mehr zu tun als mich nur einzuladen. Dieses Gebiet muß evangelisiert werden, aber ich möchte passende Einheimische finden, die zuerst gehen sollen.“

Zur gleichen Zeit wurde James von den praktischen Auswirkungen der Gebete seiner Gebetsunterstützer in Anspruch genommen. Aus seinem chinesischen Gasthof schrieb er darüber in dem folgenden wichtigen Brief nach Hause.

„Da sind so viele Dinge von denen ich Euch erzählen möchte“, schrieb er, „ich will Euch ein möglichst genaues und gutes Bild von den Menschen, ihren Gewohnheiten, ihrer Kleidung, ihrer Nahrung, ihrer Sprache, ihren Ideen und ihren Besonderheiten geben. Ich möchte Euch alles über meine Pläne der Selbstunterstützung der Einheimischen in der Arbeit berichten – ein Thema, für das ich mich sehr stark erwärme. Doch möchte ich zwischen zeitlicher Selbstunterstützung und geistlicher Eigenunterstützung unterscheiden. Das Erstere ist besonders wünschenswert und auch durchführbar, das Letztere ist fast unmöglich, vielleicht in nachkommenden Generationen.

Denen – den Lisu und Kachin Bekehrten – wäre es leicht möglich, ihre eigenen Pastoren, Lehrer und Evangelisten durch gut geplanten Anbau ihrer eigenen weitläufigen Hänge zu unterstützen, und es ist angemessen, daß die Berge die Mittel hervorbringen für die Nöte derer, deren Füße lieblich auf ihnen wandeln; doch geistlich gesehen sind sie Babys, und von uns so abhängig, wie ein Kind von seiner Mutter.

Hier sind sie von uns abhängig, was Anleitung, Führung und Organisation betrifft; aber sie sind auch abhängig, in einem tieferen Sinne, von den Heimatgemeinden in England und Amerika in bezug auf geistliches Leben und Vollmacht. Ich glaube wirklich, daß wenn jedes Gebetsteilchen der Heimatgemeinden für die kindlichen Gemeinden des Missionsfeldes entfernt würde, so würden die Letzteren von einer einlaufenden Flut der Mächte der Finsternis überschwemmt. Das scheint tatsächlich in der Kirchengeschichte passiert zu sein – Kirchen verlieren ihre Macht und Leben, zurück bleibt nur ein leerer Name, oder sie verlöschen völlig. Genau wie eine Pflanze, die auf Grund von Wassermangel stirbt, so kann ein echtes Werk Gottes mangels Gebetsunterstützung sterben und verwesen.

Man kann das Heidentum mit einem großen Berg vergleichen, der die kindlichen Gemeinden zu erdrücken droht, oder mit einem

großen Teich voll abgestandenem Wasser, der droht, die Flammen des Lebens und die Kraft des Heiligen Geistes in den einheimischen Gemeinden zu verlöschen und der nur durch die Macht Gottes gehemmt wird. Gott kann das tun und noch viel mehr darüber hinaus, aber Er wird es nicht tun, wenn wir alle hier draußen und ihr daheim mit verschränkten Armen in unseren Lehnstühlen sitzen. Warum Gebet so unentbehrlich ist, können wir nicht einfach sagen, aber wir sollten besser diese Tatsache erkennen, selbst wenn wir sie nicht erklären können. Glaubt Ihr, daß die Gemeinde Gottes heutzutage lebendig wäre ohne den hohepriesterlichen Mittlerdienst des Herrn Jesus Christus auf dem Thron? Ich nicht: Ich glaube, sie wäre tot und schon längst begraben. Die Bibel als eine Aufzeichnung des Wirkens Gottes auf dieser Erde sehend, glaube ich, daß es eine eindeutige, laute Botschaft an Sein Volk ist – von 1. Mose bis Offenbarung – du tue deinen Teil.

Habt Ihr es nie als eigenartig erachtet, daß Gott beinahe achtzehn Jahrhunderte verstreichen ließ, bevor Er die Evangeliumstür zu mehr als der Hälfte der Menschheit öffnete – Indien, China und Japan?

Obwohl die Gemeinde sich trotz dieser Tatsache nicht vor der Verantwortung drücken kann, glaube ich weiterhin, Gott hatte darin ein Ziel. Ich glaube, daß Er die Evangelisierung der Heiden versuchte – wenn ich das mal ehrfurchtsvoll so sagen darf – viele Male in den vergangenen Jahrhunderten. Aber Seine Gemeinde erhob sich nicht zu diesem Anlaß: Sie war zu sehr mit Irrtum und Korruption vollgestopft, zu machtlos, die Kinder zu ernähren, die sie gebar. Solch vereinzelte Bemühungen ernsthafter Männer in den vergangenen Jahrhunderten, um Gemeinden in den (wie wir sie heute nennen) Missionsfeldern zu gründen, endeten nie in etwas Lebendigem und Bleibendem.

Zur Zeit der Reformation begann die Gemeinde, erst einmal zu sich zu kommen, und es war nicht vor der evangelikalen Erweckung des achtzehnten Jahrhunderts, daß Gott, so scheint es, sie für fähig und stark genug erachtete, Kinder inmitten der großen heidnischen Systeme der Welt zu gebären und zu ernähren. Für mich ist es auffallend und bemerkenswert, daß Careys Abreise nach Indien, die wir als die Geburtsstunde der modernen Missionsbewegung ansehen,

nur zwei Jahre nach dem Tode John Wesleys, der zentralen Figur der großen evangelikalten Erweckung, stattfand.

Und nun ist die Muttergemeinde der protestantischen Länder sehr wohl fähig, die kindlichen Gemeinden des Orients zu ernähren, nicht allein in Anbetracht der Männer und des Geldes, sondern auch in bezug auf einen beständigen und machtvollen Umfang an Fürbittegebet. Dies auf die Arbeit unter den Stammesleuten in Tenguueh anwendend, denke ich, daß ich sagen kann, daß ihr und die, die Gott zu dieser Arbeit noch hinzurufen wird, sehr wohl in der Lage seid, das geistliche Leben der Lisu und Kachin Bekehrten zu tragen und ebenfalls ihre Anzahl deutlich zu vermehren. Und genau so wie ich denke, daß Gott wartete, bis die Heimatgemeinde genug Kraft erlangte, um ihre Kinder zu ernähren – bevor Er ihr ihre derzeitige große und wachsende Familie auf dem Missionsfeld auftrag – so könnte es jedenfalls sein, hat Er Euch für die unsichtbare und geistliche Elternschaft dieser kindlichen Lisugläubigen vorbereitet, wieviele tausende Meilen Euch auch von ihnen trennen.

Vielleicht sagt Ihr: ‚Kannst du die Bekehrten nicht dazu bringen, selber zu beten, wie sie es sollten?‘ Das ist eine sehr natürliche Frage und ich kann sie am besten beantworten, indem ich ja sage und nein. Ich führe (oder versuche es jedenfalls) sie in die Gewohnheit des Gebets, doch es ist nur der Schrei eines Babys, den sie ausstoßen, nicht das starke Flehen eines Erwachsenen. Sie wissen nur, wie sie mit zunehmender Inbrunst beten sollen, wenn ihre Freunde krank sind und ihre Gebete scheinen in solchen Fällen bemerkenswert wirksam zu sein, aber sie wissen nichts vom Flehen für die Errettung von Seelen. Unglücklicherweise sind es bisher noch nicht viele, die sehen, daß es sogar sehr viel ausmacht, ob andere gerettet sind oder nicht. Ihre Gebete sind fast ausschließlich egoistisch, genau wie die Schreie eines Babys. Man denkt nicht gerade an ein Baby aus diesem Grunde! Aber ich kann noch weiter gehen und sagen, daß eine große Anzahl der Gläubigen nicht einmal erkennt, was Errettung bedeutet, selbst für sich selber nicht. Später werden es viele tun, mit der Zeit, mit Anleitung und so etwas wie Erweckung; doch zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist ihr Wissen noch sehr grundsätzlich und ihre Kenntnisse gering. Sie sind noch nicht in das militärische Alter des geistlichen Kampfes gewachsen; sie sind

Kleinkinder in Gottes Kindergarten, nicht Kämpfer in der Armee Gottes. Aber Ihr habt Jahrhunderte der Christenheit hinter Euch, Ihr hattet eine christliche Erziehung, christlichen Einfluß, eine offene Bibel, Andachtshilfen, und viele andere Dinge, Euch in Eurem Wachstum zur geistlichen Reife zu helfen. So gehört Ihr nun zu denen, die das Vollmaß der Größe in Christus erlangt haben, die fähig sind zu ‚helfen ... mit Macht gegen den Feind‘. Der große Unterschied zwischen Euch und ihnen ist, daß Ihr ‚Erwachsene‘ in Christus seid, während sie Babys und Säuglinge sind; und die Arbeit, Satans Festungen niederzureißen, erfordert starke Männer, keine Kleinkinder.

Sie – die Lisu und Kachin Gläubigen – haben natürlich ihre Schwierigkeiten, und manchmal auch Verfolgungen, aber wenn ich von ihrer derzeitigen Unfähigkeit zum Kampf spreche, meine ich Kriegsführung in rein geistlichem Sinne.

Ich werde nicht ausführlicher darauf eingehen: Ihr seht aus dem, was ich sage, daß ich Euch nicht nur so am Rande bitte, Eure ‚Hilfe‘ im Gebet zu geben, sondern ich versuche, die Hauptverantwortung dieser Gebets-Kampfführung auf Euch zu wälzen. Ich will, daß Ihr die Last dieser Menschen auf Eure Schultern nehmt, ich möchte, daß Ihr für sie mit Gott ringt. Ich möchte nicht so sehr ein Truppenbefehlshaber in dieser Sache sein, als vielmehr ein Nachrichtenoffizier. Ich werde mehr und mehr begreifen, daß eine große Verantwortung auf mir lastet, um Euch immer gut zu informieren. Der Herr Jesus schaut vom Himmel herunter und sieht diese armen, erniedrigten, vernachlässigten Stammesmenschen. ‚Die Qual Seiner Seele‘ war auch für sie.

Er hat lange gewartet. Werdet Ihr Euren Teil dazu beitragen, den Tag herbeizubringen, wo Er ‚zufriedengestellt‘ sein wird?

Alles muß getan werden, bevor dieser Gebetsdienst fallen gelassen wird oder zum Stillstand kommt. Wir sprechen oft davon, daß die Arbeit der Fürbitte von lebenswichtiger Bedeutung ist. Ich möchte beweisen, daß ich glaube, dies ist eine echte Tatsache, indem ich meine ersten und besten Kräfte daran verschwende, wie Gott auch führt. Ich fühle mich wie ein Geschäftsmann, der begreift, daß sich

gewisse Waren besser auszahlen als irgendwelche anderen in seinem Laden, und der beabsichtigt, diese zu seiner Hauptanlage zu machen; der in Wahrheit ein unerschöpfliches Angebot und eine schier unbegrenzte Nachfrage für einen lohnenden Artikel sieht und sich vornimmt, darin mehr zu investieren als in irgend etwas anderes. Die Nachfrage ist der verlorene Zustand von diesen Zehntausenden der Lisu und Kachin – ihre Unwissenheit, ihr Aberglaube, ihre Sündhaftigkeit, ihre Körper, ihr Wille, ihre Seelen; das Angebot ist die Gnade Gottes, um dieser Not zu begegnen – ihnen dargebracht durch die andauernden Gebete einer beachtlichen Gemeinschaft von Gottes Kindern. Alles, was ich tun will, ist, als eine Art Mittelsmann dieses Angebot und die Nachfrage zusammenzubringen.“

Ein Lisuweib

Viele von James Freunden unter den Stammesleuten dachten, es sei für ihn höchste Zeit zu heiraten.

„Wir werden dir das beste Mädchen geben, das wir in den Bergen finden können“, boten sie begeistert an. Viele Vorschläge wurden ihm von christlichen Vätern gemacht, deren Töchter im heiratsfähigen Alter waren. Ein besonders beharrlicher Kachin-Häuptling ging sogar so weit, daß er schon die Hochzeit zwischen James und seiner Tochter arrangierte. Der einzige Weg, wie James sich da noch herauswinden konnte, war, seine Taschen zu packen und das Dorf zu verlassen.

Die meisten der Bergleute hatten nie eine weiße Frau zu Gesicht bekommen. James hörte, wie eine Stammesfrau davon erzählte, als sie einmal auf dem Markt eine solche sah: ihre eigenartige Kleidung, ihre schlanke Taille und die Höflichkeit, die ihr von den weißen Männern entgegengebracht wurde. Es war alles sehr außergewöhnlich. Da James ihnen offensichtlich nicht den Gefallen tat, eine von ihnen mitzubringen, entschieden sie, daß weiße Frauen offenbar nur in geringem Vorrat vorhanden waren. Doch sie spürten seine Einsamkeit und seine liebenswerte Natur und Liebe zu Kindern. Was sie zu dieser Zeit nicht erkennen konnten, war der Preis,

den es James gekostet hatte, sich selber für sie um des Evangeliums willen „zu geben“. Als Junggeselle besaß er Freiheit, aber wie der Hauptmann zu Paulus mag er gesagt haben: „Für einen großen Preis habe ich diese Freiheit erhalten.“

Missionshaus wird zum Missions-zu-Hause

Mrs. Flagg war eine gute Köchin. Sie besaß Phantasie. Das Junggesellenhaus in Tengyueh wurde verwandelt, als sie ankam. Flagg hatte geduldig während ihrer sechs Jahre an der Küste auf sie gewartet. Sie war eine ausgezeichnete Buchhalterin und im Hauptquartier hatten sie sie für unentbehrlich gehalten, doch als sie Tengyueh erreichte und Flagg heiratete, zeigte sie sich genauso fähig, die Sprache zu erlernen und einem Haushalt tüchtig vorzustehen.

„Sie macht das beste Brot, das ich je in China aß“, schrieb James nach Hause.

Mrs. Flagg hatte ein verständnisvolles Herz und fühlte, daß James und Allyn mehr im Missionshaus bleiben und seltener solch ein spartanisches Leben in den Bergen führen sollten. „Jetzt ist sie auf ewig deine Freundin, oder?“ schrieb er seiner Mutter. Mrs. Flagg merkte auch, wenn Ermutigung notwendig war: Für James und Allyn war es gut, jemanden zu haben, dem sie alles berichten konnten, wie James es in früheren Tagen mit den Emberys gepflegt hatte.

Berghütte

Doch James wollte mit seiner Übersetzung des Johannesevangeliums weiter machen und die Lisu unterrichten, also setzte er sich wieder in Richtung Berge in Bewegung.

Sein neues Heim bestand aus einem Bambusschuppen, der zweitausend Meter hoch in Schildkrötendorf lag. Das Dorf selber war beinahe völlig christlich.

Die Wände seiner Hütte bestanden aus Bambusmatten und das Dach aus rohem Stroh. Der Erdboden war in der Mitte für ein Holzfeuer ausgehöhlt. Er hatte eine von einem Lisu handgefertigte Bambusbettstatt, Tisch und Stuhl. Ein Sargdeckel, den er auslieh, diente ihm als stabiles Regal, auf das er seine Bücher und Papiere, Medikamente, Dosen mit Kakao und Kondensmilch und eine Dose mit Keksen von Ba Thaws Frau stellte. (Ba Thaw kam und teilte die Hütte mit ihm, um bei der Übersetzungsarbeit zu helfen.)

Die Leute im Dorf fühlten sich in seiner Hütte wie zu Hause. Sie untersuchten alle Sachen und setzten sich, um ihm beim Schreiben zuzuschauen. Besonders Kinder setzten sich zu ihm, um mit ihm zu plaudern. Die kleine Miss Kung war eine besondere Freundin. Sie war zehn Jahre alt.

„Sie hat große braune Augen, genau so rund wie ein Reh, ein fröhliches Gesicht und ein eifriges, kindliches Lächeln ... Ich wünschte, Du könntest ihr beim Plaudern zuhören: Du würdest zwei Dinge entdecken – erstens, daß es diesen Kindern nicht an wacher Intelligenz fehlt, und zweitens, daß sie genauso Kinder aus Fleisch und Blut sind, wie unsere in England. Und wie sie plaudert! Diese Kinder leben ein so natürliches Leben; sie kennen alle ihre Hügel und Täler auswendig, kennen die Namen und Gewohnheiten aller Tiere, Vögel und Insekten, die man dort vorfindet, auch alles über die Bäume, Sträucher, etc., die auf ihren Hügeln wachsen. Sie setzen sich hin und machen aus roten Beeren Ketten, oder sie flechten aus wildem Gras Armbänder, während sie das Vieh hüten. Und sie erzählt davon und von vielen anderen Dingen. Sie wird dir alle Vorkommnisse des Dorfes berichten – wie der und der etwas verlor und seine Mutter ihn dafür ausschimpfte, woraufhin er schmollte, hinausrannte und in der Hütte ihres Buchweizenfeldes schlief, dann wie seine Schwester ihn sah und dies seinem Onkel erzählte, was der Letztere sprach und dann was ein anderer sagte, und wie sie darüber in Streit gerieten, etc., etc., wobei mich die Einzelheiten nicht halb so sehr interessieren, wie die reizende Lebhaftigkeit des Kindes, das sie erzählt.“

Er liebte es, den Kindern das Singen beizubringen. Die Stammesleute waren musikalisch genug, mühelos in verschiedenen Stimmen zu singen, und James brachte ihnen durch eine selbsterfundene Metho-

de bei, einfache Musik zu lesen. Lieder waren ein Weg, Lehre zu vermitteln. Eines der Lieder, die sie lernten, erzählte den Überblick über das alte Testament in zahlreichen Versen, und ein anderes tat das Gleiche mit dem neuen Testament. Weil es noch keine Lisubibel gab, diente dies zumindest zu ihrer Einführung.

Selbstunterstützung

Die Bergleute waren arm, sehr arm. James wußte wie arm, weil er ihre Armut teilte. Für sie erschienen alle Europäer reich. Vorhänge zum Beispiel, schienen den Lisu eine leichtfertige Vergeudung von Stoff zu sein.

(Überhaupt, warum waren die Ausländer so von einer Privatsphäre besessen? Was versuchten sie zu verbergen?)

Die Lisunahrung deckte nur das Existenzminimum und ihre Abwehrkräfte waren sehr gering. Wenn eine Epidemie zuschlug, so war die Todesrate sehr hoch. Auch ihre Häuser hielten kaum den bitteren Winden des Winters in den Höhen stand.

Aber je mehr er darüber nachdachte, um so sicherer wurde er, daß die Stammesgemeinden nur stark wuchsen, wenn sie von Anbeginn finanziell unabhängig waren. Wenn sie sich selbst ausbreiten sollten, mußten sie sich selber unterstützen.

Es wäre viel einfacher gewesen, ihnen Geld zu geben. Viele Menschen in England und Amerika hätten Geld für Gemeindebau und für Pastoren geschickt. Aber James sah (und darin war er nicht alleine), daß ausländisches Geld und ausländische Kontrolle ausländische Gemeinden bauen würde, und schwache dazu. Die Lisu mußten gleich von Anbeginn lernen, daß sie dem Herrn von dem wenigen, was sie haben, geben müssen.

Ihr eigenes Opfer würde ihre eigenen Gemeinden und Evangelisten unterstützen.

James ermutigte freiwillige und unbezahlte Prediger, in den weiten,

unerreichten Gebieten der Grenzberge evangelisieren zu gehen. Sie sollten gehen, wo der Geist Gottes sie hinführte und Ihm vertrauen, daß Er sie versorgen würde. Wenn sie Familien hinterließen, sollten die örtlichen Christen diese, während die Reise andauerte, versorgen. Auch bezahlte er seine Helfer nicht. Wenn Freiwillige sich anboten, seine Sachen zu tragen oder Bücher in das Dorf zu bringen, entlohnte James sie nicht. Keiner sollte dadurch Geld verdienen, daß er dem Herrn diene.

Trotz ihrer Armut ließ James die Menschen ihre eigenen Evangelien, Liederbücher, Schreibhefte und Stifte kaufen. Wenn sie kein Geld besaßen, mußten sie es sich sparen.

Wenn die Leute einen Versammlungsort bauen wollten, so ließ er sie.

Überhaupt wurden die Gebäude nicht als vorrangige Wichtigkeit betrachtet; doch hielten sie den Regen von ihren Köpfen fern. Alles Material und alle Arbeit kam von ihnen, bis zum Öl in ihren Lampen. Wenn sie sich kein Öl leisten konnten und die Kiefernspäne ausgegangen waren, dann beteten und sangen sie im Dunkeln. James bezahlte nichts.

Obwohl einheimische Prinzipien heutzutage weitreichend in der Missionsarbeit akzeptiert sind, war die Idee in den 20er Jahren relativ neu.

Nicht daß James in irgendeiner Weise ihr Pionier war. In einer Diskussion mit anderen Arbeitern kam ihm die Idee, und er setzte sie in die Tat um.

„Wir erachten uns nicht als reich im Vergleich zu anderen Europäern hier, aber wir wälzen uns im Reichtum verglichen mit den armen Stammesmenschen hier, und sind versucht, uns für gemein zu halten, wenn wir sie in irgendeiner Weise belasten. Aber ich bin überzeugt, daß wir es tun sollen. So laß ich sie mein Gepäck von Dorf zu Dorf auf ihren Rücken tragen, mitunter zwanzig Meilen, ohne Bezahlung anzubieten. Sie erwarten es nicht, genauso wenig wie sie erwarten, daß ich ihnen ihre Gastfreundschaft, die ich stets annehme, wenn ich bei ihnen bin, entlohne. Sie halten es für selbstverständlich, diese Dinge für ihren ausländischen Lehrer zu tun, wie

für ihre eigenen Evangelisten. Würde ich ihnen denn eine Freundlichkeit erweisen, wenn ich sie zu einem käuflichen Geist ermutigte, wo sie doch nichts haben?“

Er empfand so stark gegen die Idee, Bekehrte zu bezahlen, die das Evangelium verkündeten, daß er es ein „verderbtes System“ nannte.

„Es ist der Weg des geringsten Widerstandes, doch ist es auch so etwas wie die breite Straße, die ins Verderben führt. Nein! Laß unsere Arbeit lieber langsam vorangehen und den engen Weg der Selbstunterstützung gehen. Wir werden es nie bedauern ...

Was ich überall sehen möchte, ist der Geist des Opfers für den Herrn, der uns mit Seinem Blut erkaufte hat – ein Wunsch zu beweisen, nicht was wir bekommen, sondern was wir geben können – und mein Herz brennt, während ich dies schreibe.“

Dennoch waren da Situationen, wo er nicht absolut starr blieb. In einem Dorf namens Stadthügel wollte ein junger Mann mit James auf Predigerreise gehen, um mehr zu lernen. James fand, daß dies sehr nützlich für ihn wäre, wenn er dann zurückkehre und wieder in Stadthügel arbeitete. James schlug den eher unbeständigen Gläubigen des Dorfes vor, daß sie etwa vierzig Rupien zur Unterstützung seiner Frau und Familie für des jungen Mannes Abwesenheit von acht Monaten zusammenlegen sollten. Sie boten eine Rupie von sich an und erwarteten, daß James den Rest bezahle.

„Es gab eine Zeit“, fuhr er fort, „wo ich sehr behutsam war, bei diesem Thema noch weiter zu drängen, wo Menschen in solcher Armut leben. Doch nun kenne ich die Lisu besser und so gab ich ihnen einen gehörigen Tadel dafür, daß sie solch einen mageren Beitrag vorschlugen. Darüber waren sie natürlich nicht sehr erbaut und einige unter ihnen murrten und erhoben heftig Einwände gegen mich. Doch ich blieb fest.

Ich zeigte ihnen auf, daß sie mir vorschlugen, für das Werk des Herrn, der Sein Leben für sie hingegeben hatte, nur etwa ein Sechzigstel des Geldes zu geben, das sie gewöhnlich für Tabak und Betelnüsse ausgaben. Ich erinnerte sie daran, daß mehr als nur einer

unter ihnen war, der noch nicht mit dem Opium gebrochen hatte, und daß ein einziger Opiumraucher genug Geld während der gesamten acht Monate verrauchen würde, um den ganzen Betrag einzubringen! Sie konnten nicht leugnen, daß sie für eine einzige Hochzeit achthundertmal den Betrag, den sie vorgeschlagen hatten, für jede Familie zu zahlen, ausgeben würden – wenn nicht sogar tausend oder zweitausendmal so viel!

„Ja“, führten sie an, „aber wir brauchen Frauen. Das ist eine notwendige Ausgabe.“

„Nun gut“, antwortete ich, „wenn ihr so geringschätzig von der Verkündigung des Evangeliums denkt, vielleicht ist es da gar nicht notwendig, daß der junge Mann überhaupt geht.“

Und dabei beließ ich die Sache und bat sie, noch einmal darüber nachzudenken. Der Junge selber war enttäuscht, ebenso seine junge Frau, ein nettes, wahrhaftiges Mädchen, das wirklich ihren Ehemann ziehen lassen wollte, damit er noch mehr lerne. Ich selber war traurig, mehr als einer von ihnen, und machte es zu einem besonderen Gebetsanliegen, daß sie zu einer besseren Erkenntnis des Verstandes und des Herzens gelangen würden.

Am Abend schienen sie sich ein bißchen beruhigt zu haben und kamen zur folgenden Vereinbarung. Drei der acht betroffenen Familien versprachen, die Frau und ihre zwei Kinder in ihr Haus aufzunehmen und sie für je einen Monat zu versorgen. Zwei Familien gaben sogleich jeder eine Rupie. Das ergab zusammen einen Betrag von siebzehn Rupien – anstatt einer.

Es war bei weitem nicht alles, was sie hätten tun können; aber es wäre nicht weise gewesen, sie noch weiter zu drängen, also bezahlte ich den Unterschied von 23 Rupien selber. Dennoch machte ich ihnen recht deutlich, daß ich nicht wollte, sie sollten irgend etwas geben, wenn sie es widerwillig täten.

„Nein, Lehrer“, antworteten sie sofort, „wir sind froh zu geben.““

Wie verschieden von dem Geist am Abend zuvor! Der Herr hatte in der Zwischenzeit gewirkt.

Regierungshandbuch

Die britische Regierung bat James, ein Lisuhandbuch zu erstellen. Da er empfand, daß dies auch der Missionsarbeit helfen würde, ging James nach Tengyueh, um daran zu arbeiten, nachdem er einige Monate in Schildkrötendorf verbracht hatte. Es gab keine sprachliche Hilfe und James fand die Aufgabe mit Problemen beladen.

Der erste Teil des Handbuches beschrieb die Ursprünge der Lisu aus dem östlichen Tibet, die Geschichte ihres Nomadenlebens und ihre Gebräuche. Der zweite Teil war eine Grammatik, eine Satzlehre und ein Verzeichnis der Laute. Der dritte Abschnitt war ein Lisu-Englisch Wörterbuch.

„Du hast keine Vorstellung“, schrieb James derzeit an seine Mutter, „wie schwierig es ist, etwas in ein System zu bringen, das nie zuvor systematisiert worden ist – nicht in der ganzen Geschichte der Lisurasse, besonders wenn du es nur mit dem Ohr gelernt hast, also aufgeschnappt! Es ist unmöglich, dies in eine europäische Form zu zwingen. Z.B. kannst du die Grammatik nicht in das System der englischen oder griechischen Grammatik einpassen. Chinesische und Kachinhandbücher geben die besten Vorschläge, aber da sind noch so viele Eigentümlichkeiten in der Lisusprache, daß du mehr oder weniger dein eigenes ‚System de novo‘ erfinden mußt.“

Das Handbuch wurde 1922 durch die britische Regierung in Rangoon veröffentlicht, ein kleines Buch von 108 Seiten.

Ein neuer Lebensstil für die Lisu

James begriff, daß der christliche Glaube ein völlig neues Leben für die Stammesleute bedeuten würde. Die Nutzung ihres Landes, die Anfänge der Erziehung, eine neue Ernährungsform, eine veränderte Einstellung zur Regierung, das Kommen der Medizin; dies alles waren Aspekte des Lebens, die durchdacht werden mußten. Offensichtlich würden Veränderungen nur langsam voranschreiten, und praktische Anleitung war von Nöten.

James war in Landwirtschaft und Ackerbau vertieft. Wenn die Lisu nun kein Opium mehr anbauten, was könnte dann auf ihren Hochlandfeldern wachsen? Wie könnten ihre landwirtschaftlichen Methoden verbessert werden, um ihre Höfe ertragreicher zu machen?

„Übrigens“, schrieb er seiner Mutter, „erinnerst Du Dich an meine Erzählung über Forrest, den Botaniker, der einige Jahre in Yünnan verbrachte, um Arten von Orchideen, Rhododendron, etc. zu sammeln?“

Er war gerade hier und ich habe ihn nach allen landwirtschaftlichen Informationen, die er mir geben konnte, ausgefragt. Er war Landwirt in Schottland und Obstbauer in Australien, bevor er seine derzeitige Arbeit annahm, außerdem, wer könnte schon ein Botaniker sein und nichts von Landwirtschaft verstehen? Ich bin froh, daß einige meiner Ergebnisse, die ich durch Lesen und Erkundigungen bei Einheimischen erlangte, nicht so sehr daneben liegen.

Forrest sagt, daß viel von der roten Erde dieser Ebene und des Gebietes Lehm ist, aber nicht reiner Lehm, und daß es eine beachtliche Menge der gleichen Bodenart in England gibt. Er sagt, daß das große brachliegende Gebiet unserer Ebene im Nordwesten bereitet werden könnte, Weizen, Kartoffeln und andere Dinge hervorzubringen, wenn es gut und richtig bearbeitet wird, aber daß dieser Boden in Vertiefungen von Vulkangestein liegt, welches mancherorts an die Oberfläche gelangt. Er denkt, daß Zuckerrüben darin gut wachsen würden, doch hat kein Einheimischer je von dieser Pflanze gehört – obwohl Zucker hier noch teurer ist als daheim.“

Forrest brachte Arme voller Orchideen in das Haus von Tengyueh, und er und James hingen sie an die Dachrinnen und Baumstümpfe in ihrer ganzen Farbenpracht. Orchideen und Rhododendron wuchsen in rauhen Mengen an den Hügeln, leuchteten gegen die Wälder und die felsigen Hänge über dem Tengyueh Wasserfall.

Seinen Unterhalt verdienen

Während er in Tengyueh seine Übersetzungsarbeit und Bibellehre tätigte und sich bei Experten für Landwirtschaft beraten ließ, machte James einen umstrittenen Schritt.

Er wollte sich selber für die nächsten paar Monate unterstützen, indem er zwei Stunden am Tag an der lokalen Jungenschule unterrichtete.

Das war sicherlich ein heißes Eisen.

Er wollte wie Paulus mit seinem Zeltemachen seinen eigenen Unterhalt verdienen, und als diese Möglichkeit kam, gelang es ihm, Mr. Hoste zu einer Zustimmung zu überzeugen. Also lehrte er jeden Morgen zwei Stunden (7-9 Uhr) Englisch in der Schule. Das ließ ihm für den Rest des Tages Freiraum, und er sandte der Mission alles, was er über seinen Bedarf hinaus verdiente zu. Er bewahrte die Quittungen aus Shanghai sorgfältig auf.

„Dies wird die Anschuldigung entkräften, daß ich für mich Geld machen wolle“, schrieb er seinen Gebetshelfern, „und ich habe auch das erhabene Gefühl, mein eigenes Salz verdienen zu können – sozusagen, für das Recht, ein Missionar zu sein, zu arbeiten – und werde Extrageld haben, um es in den Druck von Lisubüchern hineinzustecken, was sehr teuer ist, und um den Lisu Gastfreundschaft anzubieten, etc. Natürlich wird mich das ein wenig einschränken, ausgenommen in den Sommerferien im Juli, aber das macht mir momentan nichts aus. Ich möchte Schreib- und Lehrarbeit tun, welche ich hier besser als anderswo bewältigen kann.“

James sprach mitunter von den Gefahren des christlichen Arbeiters, der weniger in seine Zeit packt als einer in säkularer Anstellung.

Hier konnte er bis 9 Uhr morgens mehr als seinen Unterhalt verdienen, den Morgen mit der Lisuübersetzung des Johannesevangeliums verbringen, den Nachmittag mit einer regelmäßigen Bibelklasse für Lisu „Heimatmissionar“-Studenten und den Abend mit dem Regierungshandbuch.

Und da war stets Zeit für einen Spaziergang mit Forrest, um sich den Boden anzuschauen und sich über den Ackerbau zu informieren.

Umgestürzter Stundenplan

Gerade als James sich gemütlich zu seiner Übersetzung, Lehren, Bibelstudium und landwirtschaftlichen Interessen niedergelassen hatte, kam Lao Luh hereinspaziert.

Lao Luh war einer der beiden Lisubegleiter, die mit Allyn Cooke nach „Kalt Land“ gegangen waren. Er sah nach sieben Tagen Bergsteigen reismüde aus, als er hereinkam, und er hatte ein schlimm vereitertes Auge. Aber er brachte Nachrichten, daß mehr und mehr Familien ihre Dämonenregale zerstörten und sich Gott zuwandten.

Während sein Auge behandelt wurde, erzählte Lao Luh die Geschichte eines Lisujungen, der gebeten wurde, östlich über den Salween zu kommen, um den wartenden Dörfern die Botschaft von Jesus Christus zu erklären. Der Junge war bereitwillig hingezogen, wo auch immer er hingebeten wurde und mindestens einhundert Familien hatten ihre Dämonenregale verbrannt und waren Christen geworden. Nun sandten sie drängend nach mehr Lehrern und Büchern.

So viel also zu James ordentlichem Stundenplan in Tengyueh!

Der Ruf dieser neuen Entwicklung war klar. Er war zu drängend, um noch das Schulsemester oder seine Übersetzung des Johannesevangeliums zu beenden. Mr. und Mrs. Flagg meinten, es wäre an der Zeit, das Hauptquartier in den Lisubergen im „Kalten Land“ aufzuschlagen. Von Tengyueh ständig hin und her zu wandern, war eine reine Zeitverschwendung. James schrieb in dieser Zeit nach Hause:

„Mein junger Lisuhelfer traf hier vor drei Tagen ein (am 11. April), und berichtete vom ‚Christ werden‘ von über hundert Familien in einem neuen Gebiet direkt über dem Salween. Die Bewegung weitet sich weiterhin aus. Lao Luh kam nur, weil er ein sehr schmerzhaftes Auge hatte (Geschwür an der Hornhaut des Auges), welches wir versuchen zu heilen. Er sagt, daß da noch viele weitere Einladungen aus anderen Dörfern vorliegen, doch er fand bisher nicht die Zeit, ihnen nachzugehen.

Stell Dir vor, was es heißt, zwischen fünf- und sechshundert Familien

zu stehen (die etwa dreitausend Leute repräsentieren) und die dich als Vater, Mutter, Lehrer, Hirte, Berater, etc., etc. ansehen. Es ist eine große Verantwortung.

Weißt Du, daß ich mich, richtig oder falsch, auf große Sachen eingelassen habe, als ich mit der Arbeit unter den Volksstämmen begann: Und ich bedaure es nicht. Ich glaube, daß wir zu einem großen Ausmaß das bekommen, worauf wir uns mit Gott einlassen – nur haben wir manchmal ein wenig falsche Vorstellungen davon, wie es vor sich gehen soll.“

Typhus

Drei Geschichten kamen James ins Gedächtnis, als er sich mit Ba Thaw auf den Weg machte, um eine Bibelversammlung für junge Gläubige des „Kalten Landes“ in Muchengpo zu leiten.

Die eine handelte von einem Büchlein, das in eine Pfütze auf dem Mangshih Markt fiel und von einem kleinen Jungen zu einem Konditor in „Kaltes Land“ getragen wurde. Es war in Mohs Haus, wo die ganze Bewegung anfang, die nun tausende Gläubige zählte.

Eine andere Erinnerung war von einem jungen Amerikaner, der die Sprache nicht kannte, aber der geistliche Wirklichkeiten klar genug sehen konnte, um zu weinen. Allyn Cookes Tränen waren der Anfang von Gottes Wirken, ein Werk, das seine eigene Dynamik erworben hatte, und nun begann das Netz zu reißen.

Er rief sich auch einen Vorfall an den Ufern des Salween ins Gedächtnis. Als er ihn im vorigen Jahr mit der Fähre überquert hatte, hörte James, wie zwei Männer ihm etwas von der Seite zuriefen, die er eben verlassen hatte. Da es ihm unmöglich war, sie über dem rauschenden Wasser zu verstehen, dachte er, sie würden nach der Fähre rufen und ging seinen Weg weiter. Später erfuhr er von Lao Luh, daß diese ihn zum Predigen in ihr Dorf bitten wollten. Dies waren die Männer, die den jungen Mann stattdessen in ihr Dorf eingeladen hatten, und das war die Ernte, die er nun zu sehen bekam.

Wie klein auch die aktive Rolle war, die James in alledem gespielt hatte; aber wieviel hatten seine Gebete bewirkt?

Zwei Wochen lang gab es Bibelversammlungen morgens, mittags und nachts. Die Menschen waren hungrig nach intensiver Unterweisung, und es waren schon sieben freiwillige Prediger aus diesem neuen Gebiet hervorgekommen. Ba Thaw und Moh faßten Pläne, die Shan-Ebenen im Süden nach der Versammlung zu bereisen, aber James spürte irgendwie, daß er nach Tengyueh zurückkehren sollte.

Innerhalb einer Woche befand er sich vor den Toren des Todes. Er brach plötzlich mit Typhusfieber und Malaria zusammen. Einige Wochen lang warf er sich in tobenden, phantasierenden Anfällen hin und her und starb beinahe dabei. Mr. und Mrs. Flagg beteten für ihn, pflegten ihn und wachten bei ihm, weil sie sich nie sicher sein konnten, ob er den Tag überleben würde.

Wie dem auch sei, nach wiederholten Rückfällen war er wieder fähig zu schreiben:

„Ich habe wirklich jeden Grund, dankbar zu sein, und zuerst, daß ich rechtzeitig nach Tengyueh zurückkam. Ich vermute nun, wenn ich runter nach Mangshih gegangen wäre, hätte mich das Fieber zwei Tagesreisen von hier entfernt erreicht, ohne einen Platz zum Bleiben, ohne jemand, der nach mir geschaut hätte, ohne rechte Nahrung oder Pflegeeinrichtung für so eine ernste Krankheit. Wie Du weißt, habe ich den einfachen Plan, nur auf Gottes Führung in Verwirrung zu warten, hundertmal geprüft und bin nie enttäuscht worden.

So gefällte Entscheidungen haben sich ausnahmslos als die weisesten und besten erwiesen.

Flagg kam extra aus Paoshan zu mir, um mich zu pflegen. Mrs. Flagg ist aus ihrem gemeinsamen Zimmer ausgezogen (das beste im Haus), um mich dort unterzubringen. Sie haben mir jedes und alles, was sie haben, zuteil werden lassen ... ich trage Flaggs Morgenrock, während ich dies schreibe. Selbstverständlich bin ich ihnen außerordentlich dankbar, wie Du sicher auch.“

Es war ein kleiner Einblick in die einzigartige Gemeinschaft, die unter Mitarbeitern im Werk Gottes besteht.

Hauptquartier in 2300 Metern Höhe

Ein kleiner Missionsbungalow wurde auf den Hängen im „Kalten Land“ oberhalb der Salweenschlucht gebaut. Aber als James dort anlangte, war er durch seine Krankheit noch so geschwächt, daß er den kalten Winden nicht standhalten konnte und mit Rippenfellentzündung niederlag, seine Beine waren zum Laufen zu sehr angeschwollen. Obwohl er Weihnachten im Bett verbringen mußte, anstatt das christliche Fest besuchen zu können, war er doch von der Lebensqualität, die er unter den Lisuchristen sehen konnte, ermutigt.

„Drei von vier Christen dieser Dörfer aus dem ‚Kalten Land‘ sind die erfreulichsten die wir je hatten – so treu, so herzlich, aktiv und klug.

Gott wird sie belohnen. Ich denke an ein oder zwei Männer, Leiter in nahegelegenen Dörfern, die alles mögliche für uns getan haben, jegliche Bezahlung verweigerten, und sagten:

„Lehrer, wir sollten mit Recht nicht nur das tun, was wir bisher getan haben, sondern euch auch mit Nahrung und Kleidung unterstützen.“

Sie erinnern mich an das, was der Apostel Paulus über Aristarchus, Markus und Justus sagte (Kolosser 4,11) – „Männer, die mir eine Ermutigung waren.“

Eine Dreiwochenreise entfernt im Norden arbeitete ein Pionierarbeiter, Mr. Lewer, unter den Menschen des oberen Mekong und schickte eine Anfrage nach zwei Lisu, die ihm helfen sollten.

Zwei Freiwillige waren nicht schwer zu finden. Ihre Höfe und Familien in der Obhut der Christen lassend, traten sie die dreiwöchige Reise über die Gipfel in ein Gebiet an, das sie noch nie zuvor gesehen hatten. Sie hatten keine Ahnung, wieviele Monate sie unterwegs sein würden, noch wurde ihnen irgendein Vorschlag für Bezahlung

gemacht. Sie würden von dem leben, was sie in den Bergen fanden und was ihnen gegeben würde, wenn sie dort ankamen. Es war ein guter Hinweis auf ihr geistliches Format.

Reisebeamter

„Ich habe noch nie eine notwendigere Reise gemacht“, schrieb James nach seinen nächsten Reisemonaten.

Für dreieinhalb Monate war er alleine gereist und fungierte als Berater, Richter und Lehrer. An manchen Orten war die Verfolgung der jungen Gläubigen sehr ernst gewesen. Einige der Bekehrten erzählten James, daß sie wirklich dachten, die einzige Lösung wäre, zu den Schwertern zu greifen und den Feinden die Köpfe abzuschlagen. Da gab es viel zu lehren und eine Menge Frieden zu stiften.

Es gab auch einige Fälle von Entführung, wo er ebenfalls gebeten wurde, einzugreifen.

„Ein Fall ist gerade aufgetaucht, den ich lösen soll. Ein christliches Mädchen wurde von einigen Heiden der gleichen Gegend entführt.

Sie wollten sie zwingen zu widerrufen und zuzustimmen einen heidnischen Mann zu heiraten, aber sie blieb tapfer bei ihrem Glauben – und weil sie befürchteten, mit uns in ernstliche Schwierigkeiten zu geraten, ließen sie sie wieder laufen. Aber zurückgegeben oder nicht, wir können unsere Mädchen nicht so ungestraft entführen lassen und nehmen die Sache wieder auf. Die Christen sind über all dies sehr ungehalten.“

Händeschütteln war zu einem christlichen Zeichen geworden. Wenn James durch Einladung in ein Dorf kam, stellte sich die ganze Gemeinschaft zu beiden Seiten des Dorfzugangs auf und schüttelte Hände – gewöhnlich mit beiden Händen – Augen geschlossen und Zähne zusammengebissen in ihrem Eifer.

„Das Land ist arm und unfruchtbar“, schrieb er. „Die Berge sind hoch und felsig, und die Armut der Menschen ist fürchterlich. Viele,

wenn nicht sogar alle unter ihnen sind in Fetzen und Lumpen gekleidet, und der Schmutz ihrer elenden Hütten, in denen sie leben, ist eine Prüfung für jedes Fleisch, unter ihnen zu weilen.“

Aber er lebte Tag und Nacht in ihren Hütten und bemerkte, daß trotz all ihrer Armut, sie schon acht kleine Kapellen in dem neuen Gebiet über dem Salween gebaut hatten.

Da er versuchte, so viele wie möglich der zweihundert oder mehr Familien zu erreichen, richtete James eine zweiwöchige „Lehrschule“ ein. Die Menschen liebten alles, was einem Fest ähnelte und kamen in großen Mengen. Das Hauptproblem war, sie zum Zuhören zu bewegen; sie wollten fröhlich miteinander und mit ihm plaudern, während er versuchte zu lehren. Schweine, Hühner und Kleinkinder trugen zur allgemeinen Verwirrung bei und wenn eine Viehherde vorüberzog, stand die ganze Versammlung auf, um zuzusehen.

„Ungeduldig mit ihnen?“, schrieb er. „Tja, nun, laß mich Dir ins Ohr flüstern – ja, ich fürchte, daß ich mitunter ein wenig ungeduldig werde. Doch dann erinnere ich mich an die völlige Unwissenheit, in der sie aufgewachsen sind, den vollkommenen Mangel an christlicher Erziehung oder Vorteilen irgendeiner Art und es tut einem leid, je ungeduldig mit ihnen gewesen zu sein. Und sie meinen es auch so gut! Du siehst sie hier sitzen – Männer, Frauen, Jungs und Mädels in all ihrem Schmutz, Armut und Unwissenheit; du denkst an Den, Der nie ungeduldig war, nie schroff, selbst mit Sündern und Ausgestoßenen nicht und dein Herz schmilzt wieder für sie dahin. Du erhältst ein neues Verständnis von dem, was es heißt: ‚Er hatte Mitleid mit den Menschenmengen, denn sie waren wie Schafe, die keinen Hirten hatten!‘“

Er fand auch, daß sie zu sehr über zweitrangige und äußerliche Fragen besorgt waren. Könnten sie Bohnen essen, die in Alkohol eingelegt waren? Könnten sie am Sonntag ihre Kleider waschen? Diese Dinge beschäftigten sie, als James sie wichtigere Wahrheiten während seiner kurzen Besuche lehren wollte.

Aber wenn er die Lisuarbeit mit der in einigen chinesischen Städten verglich, dann waren die Lebensumstände dort zwar angenehmer,

aber die Arbeit war unfruchtbar; er gab zu, daß er es liebte, „direkt hoch in diese Berge zu kommen zu den nebeldurchtränkten Felsen- und Waldgebieten, um uns in den kleinen Lisukapellen aus Bambus und Stroh wiederzufinden, die von den einfachen Christen hier für den Gottesdienst aufgebaut wurden“.

James hatte das starke Empfinden, aus den Ereignissen geboren, daß er in einem Werk, welches völlig von Gott alleine getan wurde, nur mithalf. Immer und immer wieder wurde er in Dorfkapellen eingeladen, von deren Existenz er zuvor nie gehört hatte. Kein Ausländer war je dagewesen, am wenigsten er selber.

„Die Menschen frieren womöglich in ihren Lumpen. Sie sind arm, schmutzig, unwissend und abergläubisch, aber sie sind Gottes Gabe an uns. Du bittest Gott um geistliche Kinder und Er wählt sie für dich aus. Du schüttelst die Hände der Brüder und Schwestern und Mütter, die Er für dich gefunden hat und setzt dich mit ihnen nieder, wenn möglich mit den Jungen und Mädchen um dich herum. Denn ich lehre die Lisukinder viel lieber ‚Jesus liebt mich ganz gewiß‘ singen, als den Allerklügsten, die kein Interesse an Christus haben, die Integralrechnung beizubringen.“

„Denn wenn zwei Dinge klar in meinem Gedächtnis stehen“, schrieb er nach dieser Reise, „dann ist es zuerst, wie ‚töricht‘ und ‚schwach‘ unsere Neubekehrten sind, und zweitens, daß Gott sie wirklich ausgewählt hat. 1. Korinther 1,27-28 wird hier vor meinen eigenen Augen erfüllt! Wenn Du hier hinaus kommen und mitansehen könntest, wie nutzlos reines Predigen und Überredung unter diesen Menschen ist, so würdest Du mich besser verstehen. Man fühlt sich so hilflos angesichts ihrer Unwissenheit und Not! Aber die Lisuarbeit in unserem gegenwärtigen Gebiet mit über zweihundert Familien auf jeder Seite des Salween (d.h. vierhundert und mehr Familien alle zusammengerechnet) war von Anfang an unwillkürlich.“

Sie werden dich in ein Dorf führen, in das du nie zuvor deinen Fuß gesetzt hast und von dem du noch nie zuvor hörtest, aber wo du etliche bekehrte Familien vorfinden wirst, einige können sogar lesen und schreiben, nach ihrer eigenen Weise, und eine Kapelle ist auch schon errichtet! Sie unterrichten sich gegenseitig – laden Bekehrte

aus benachbarten Dörfern zu diesem Zweck ein. Sie wollen nur noch Christen werden, und wenn sie alles darüber erfahren haben, wenden sie sich Christus zu, ob mit oder ohne Missionar. Wer setzte das ‚Wollen‘ in ihre Herzen? Wenn sie nicht Gottes Geliebte, Gottes Auserwählte sind, was sind sie dann?“

Keine Zeit zum Predigen?

Jahre zuvor, als James zu einem versprochenen Besuch unterwegs war, rief ihm eine Frau nach und fragte ihn, wohin er denn auf dem Weg sei.

„Nur hoch in die Berge.“

„Wozu?“

„Um ihnen von Jesus Christus zu erzählen. Ich bin Prediger.“

„Nun, bleibe hier und erzähle uns von Ihm.“

„Ich habe gerade keine Zeit.“

„Was ist der Nutzen davon, daß du Prediger bist, wenn du keine Zeit zum Predigen hast?“ James dachte daran zurück. Er erinnerte sich genau an den Ort, wo es geschah. Zu seiner Verwunderung fand er bei seiner Rückkehr in dieses Gebiet das Lisugebäude des neuen Missionshauptquartiers genau an dem Platz, wo die Frau gestanden hatte. Mit Flaggs Hilfe wurde dort eine neue Station geplant, weil dieser Platz geschützter lag als der vorherige Ort.

Es war beinahe fertiggestellt, als James es sah, eingerichtet mit einer Küche, Ziegenstall und Garten, und die Lisu nahmen nicht einen Penny dafür an. Hier in Muchengpo mit einem atemberaubenden Ausblick auf die Berge und unglaublich fruchtbarem Erdboden war ein natürliches Zentrum der Arbeit geboren worden.

„Wir befinden uns hier auf einem Grat“, schrieb James, „der von beiden Seiten durch die Hänge einer großen tiefen Schlucht

geschützt wird, mit Wald bedeckt. Die Vegetation ist üppig und die Wirkung herrlich, wie sich die Wolken über die Hügelspitze wälzen oder auf dem halben Wege am Berg schwebend hängen bleiben. Mir gefällt es hier: Uns allen gefällt es. Die Flaggs denken daran, in der nächsten Trockenperiode ein dauerhaftes Zuhause zu bauen. Nach einem solchen Regenguß, wie wir ihn gerade hinter uns haben, steigen die Flüsse sehr hoch an. Ich kann das gewaltige Rauschen des Flusses im Tal unter uns gut hören, während ich hier schreibe. Doch das Wetter ist für das Getreide und den Garten geradezu phantastisch. Alles scheint aus dem Boden nur so hervor zu schießen, beinahe wie Zauberei, denn der Boden ist sehr fruchtbar. Farne und Gräser gedeihen prächtig und die Bäume sind recht hoch. Wir erhoffen uns große Dinge von unserem Experimentiergarten, denn wir haben alles mögliche Saatgut aus Indien und Amerika hineingepflanzt, genauso wie Eures aus Letchworth.“

An einem Sonntag sah James Flagg zu, wie er nicht weniger als 240 Gläubige in dem Fluß unterhalb der Kapelle taufte.

Bestandsaufnahme

Vierzehn Jahre waren vergangen seit James Ankunft in China. Das Leben war voller Abwechslung und mit äußerster Mühsal gemischt gewesen. Er hatte nicht oft daran gedacht, einen Urlaub zu nehmen. Keiner tat das – aber jetzt spürte er, daß es an der Zeit war, seinen ersten Heimaturlaub zu beantragen.

In den Tagen vor seiner Abreise machte James Bestandsaufnahme. Er hatte früh und schmerzhaft gelernt, welche Rolle hartnäckiges Gebet zum Vorteil des Reiches Gottes spielt. Seine Betrachtungen über das Gebet des Glaubens von seinem winzigen Posten hoch in den Bergen aus gesehen, brachte ein wertvolles Dokument für seine Gebetskräfte hervor.

Nun blickte er auf den Zustand der kindlichen Lisugemeinde zurück, einige kräftig und auffassungsfähig, zusehends wachsend; an anderen Orten, trotz all seiner Zeit des Lehrens, waren sie in die Geisteranbetung zurückgefallen. Zwei seiner hoffnungsvollsten

jungen Männer waren nach Monaten sorgsamster Schulung zurückgekehrt.

„Ich dachte immer“, schrieb er, „daß Gebet den ersten Platz und Lehre den zweiten innehaben sollte. Nun merke ich, daß das Gebet den ersten, zweiten und dritten Platz haben soll und Lehre den vierten.“

Verständlicherweise kam von verschiedenen Beobachtern Kritik an James und seinen Methoden. Warum um alles in der Welt nahm er so viele Gebiete auf einmal in Angriff? Wäre es nicht besser, immer nur ein paar Dörfer in Anspruch zu nehmen? Es kamen schon Neuigkeiten von Mr. Lewer aus dem fernen Norden der Provinz, daß sich über hundert Familien Gott zuwandten, direkt an der Grenze zu Tibet. Das Werk Gottes schien sich weiterhin auszubreiten.

„Einige Missionare stellen in Frage, ob meine Methoden die besten seien. Sie denken, ich würde zu viel Boden abzudecken versuchen, daß es aber besser wäre ‚intensive Arbeit‘ zu leisten, wie es genannt wird ... Was soll das denn bringen, fragen sie sich, wenn man zwei oder drei Tage in einem Dorf verbringt und dann woanders hinget und sie vielleicht für ein Jahr alleine läßt? Was kannst du da von ihnen erwarten? Warum, sie wissen ja fast nichts! Ja, ich gebe zu, daß das nicht ideal ist. Ich glaube an Unterweisung meiner Bekehrten wie jeder andere auch. Dennoch kann ich Zahlen über Zahlen an Lisuchristen zeigen, die nicht mehr Kenntnis als von zwei oder drei Tagen Unterweisung aufweisen können, die aber fest stehen mit ‚der Gnade Gottes hinter ihnen‘ (das ist es, was allen Unterschied ausmacht), sie versuchen in ihrer unbesonnenen Art den Tag des Herrn einzuhalten, zu beten und zu singen – während die, denen man Wochen und Monate der Aufmerksamkeit schenkt, an anderen Orten, zurückfallen.

Unterweisung, besonders in der Schrift, ist eine ausgezeichnete Sache. Es ist notwendig, ja unablässig, wenn ein Mensch in der Gnade wachsen soll. Wir sollen ‚erneuert zur Erkenntnis nach dem Ebenbild dessen werden, der ihn schuf‘. Paulus betet für seine Bekehrten, daß sie mit Erkenntnis erfüllt werden. Erkenntnis ist gut, zuträglich, nützlich. Wenn ein Mensch schon Christ ist, wird Erkenntnis – geistliche Erkenntnis – helfen, ihn zu festigen. Ich beabsichtige alles mir mögliche zu tun, meinen Bekehrten geistliche Erkenntnis zu geben.

Auch verachte ich weltliche Erkenntnis nicht. Es ist, so glaube ich, eher eine Hilfe als ein Hindernis in dem Erfassen der geistlichen Wahrheit. Doch ist es auch möglich, beinahe alles überzubetonen, wie gut es auch sein mag. Paulus glaubte, daß es möglich sei, Erkenntnis überzubetonen, wie sein erster Brief an die Gemeinde zu Korinth zeigt, und zwar in mehr als nur einem Abschnitt.

Sie sagen, daß ‚Erkenntnis Macht ist‘; doch das, so denke ich, muß eingeschränkt werden. In der geistlichen Sphäre ist es mit Sicherheit nicht wahr, daß Erkenntnis immer Macht gibt, um einen Menschen vor dem Abfall zu bewahren. Tatsächlich hat Erkenntnis überhaupt keine lebenspendende Macht in sich. Ich glaube wirklich, daß es möglich ist, tote Predigten zu verkündigen – voller guter, rechtgläubiger Wahrheit, aber dennoch tot, weil die Macht des Heiligen Geistes fehlt. Ich glaube auch, daß es möglich ist, eine tote Bibel zu lesen und zwar genau aus dem selben Grunde. Da sitzt kein magischer Zauber, selbst nicht im Buchstaben des Wortes Gottes. Getrennt von der Macht des Geistes Gottes ist die beste Unterweisung, die wir unseren Bekehrten geben können, genauso tot wie die vertrockneten Gebeine in Hesekiel 37. Mit dem ‚Odem Gottes‘, der sie berührt, mag es so mächtig werden, wie die Gebeine, die in ‚die sehr, sehr große Armee‘ verwandelt wurden.

Die Macht kam aus dem Odem Gottes, nicht von den vertrockneten Gebeinen. Die vertrockneten Gebeine waren schon in Ordnung, aber ohne den Odem Gottes waren sie vollkommen nutzlos. Und genauso ist Erziehung, Lehre, Unterweisung jedweder Art hier draußen auf dem Missionsfeld nutzlos, wenn es von der Sorte der vertrockneten Gebeine ist. Einige Leute gehen soweit, daß sie sagen, das Problem, dem die Gemeinde auf dem Missionsfeld gegenübersteht, sei im wesentlichen lehrmäßig, und zu viele setzen solchen Glauben in die Tat um. Es erscheint mir, als wolle man eine teure Artillerie aufstellen, die große Patronenhülsen abschießt – und dem Feind keinen Schaden anrichtet. Und ich kann mir vorstellen, wie Satan sich eins ins Fäustchen lacht.“

Der erste Weltkrieg tobte, als James einen Teil seiner ersten Periode auf seinem Kampfplatz verbrachte. Er wies sehr oft in seinen Briefen darauf hin. Es mit seiner eigenen Situation vergleichend schrieb er:

„Diese Menschen hier draußen sind nicht nur unwissend und abergläubisch. Eine heidnische Atmosphäre umgibt sie von allen Seiten. Man kann sie regelrecht spüren. Wir haben es nicht mit einem Feind zu tun, der nur auf den Kopf schießt – d.h. der den Verstand in Unwissenheit läßt – sondern mit einem Feind, der Gasangriffe benutzt, die die Menschen mit tödlicher Wirkung einhüllen, und dennoch kaum wahrnehmbar und schwer greifbar sind. Was würdest Du von der Dummheit eines Soldaten denken, der mit einem Gewehr nach dem Gas schießt, um es zu töten oder zurückzutreiben? Ebenso wäre es von genausoviel Nutzen, den Lisu hier zu predigen und zu lehren, während sie von diesen unsichtbaren Mächten zurückgehalten werden. Ich nehme an, daß giftiges Gas auf keine andere Art und Weise zerlegt werden kann, als wenn Wind aufkommt und es zerstreut. Der Mensch ist machtlos.

Denn der Odem Gottes kann all diese ansteckenden Dämpfe aus der Atmosphäre des Dorfes wegblasen, als Antwort auf Eure Gebete. Wir kämpfen nicht gegen Fleisch und Blut. Ihr habt mit den wesentlichen Problemen der Lisuarbeit zu tun, wenn ihr gegen ‚die Gewalten, die Mächte, die Weltbeherrscher dieser Finsternis, die Geister der Bosheit in der Himmelswelt‘ betet (Epheser 6,12).

Ich glaube, daß ein Werk Gottes bei einem bestimmten Mann oder einer Familie, Dorf oder Gebiet beginnt, bevor sie die Erkenntnis der Wahrheit je erreichten. Es ist ein stilles, unverdächtiges Wirken, nicht im Verstand oder im Herzen, sondern in dem unsichtbaren Reich dahinter. Dann, wenn das Licht des Evangeliums gebracht wird, gibt es keine Schwierigkeiten, keinen Kampf. Es ist dann einfach ein Fall von ‚Stillestehen und die Errettung durch den Herrn zu sehen‘.

Das sollte uns Zuversicht geben, vernünftig für die zu beten, die weit vom Licht des Evangeliums entfernt sind. Je länger die Vorbereitung, desto tiefergehender das Werk. Je tiefer die Wurzel, desto stärker ist die Pflanze, wenn sie einmal aus dem Boden hervorsproßt.

Ich kann nicht glauben, daß irgendein tiefes Werk Gottes ohne lange Vorbereitung irgendwo Wurzeln schlagen kann ...

Von der menschlichen Seite ist evangelistische Arbeit auf dem Missionsfeld wie ein Mann, der mit einem brennenden Streichholz in der Hand durch ein dunkles, feuchtes Tal geht und nach irgend etwas Brennbarem Ausschau hält. Doch die Sachen sind alle durch und durch feucht und werden nicht brennen, wie sehr er sich auch anstrengen mag. In anderen Fällen haben Gottes Wind und Sonnenschein im voraus alles vorbereitet. Das Tal ist an manchen Stellen trocken und wenn das brennende Streichholz angewandt wird – hier ein Strauch, da ein Baum, hier ein paar Stöcke, dort ein Haufen Laub, sie fangen Feuer, geben Licht und Wärme, lange nachdem der Feueranzünder und sein Träger vorüber gegangen sind. Und genau das ist es, was Gott sehen will, und was Er von uns erbeten haben möchte: kleine Feuerstellen, die über die ganze Erde verteilt brennen.“

KAPITEL 8 --- Love Story oder: die Romanze

Heimaturlaub in England

Das Familiensilber glänzte auf der schneeweißen Decke und Kerzen warfen hundert Lichter in die Kristallgläser. Abendessen war ein formeller Anlaß und Mrs. Fraser präsierte mit Förmlichkeit und Selbstbewußtsein. Ein stilles Dienstmädchen rollte den Servierwagen über die glänzenden Böden. Dem Koch war an diesem Abend angeordnet worden, ihr „chef d'oeuvres“ zuzubereiten, um so etwas wie eine Familienwiedervereinigung zu feiern: James war heimgekommen.

Normalerweise ordnete Mrs. Fraser einfache Kost an. Sie hatte recht festgesetzte Ideen, was eine gesunde Ernährung betraf. Zu jeder gebratenen Mahlzeit mußte eine einfache Scheibe Brot gereicht werden.

Ein Kind sollte nur soviel bekommen bis sein Hunger gestillt war: Es sollte stets den Tisch verlassen, wenn es das Empfinden hatte, das ganze Essen nochmals verspeisen zu können. Kleine Kinder sollten ihre Mahlzeiten mit den Dienstboten einnehmen, bis ihr Benehmen dem Aufenthalt im Speisezimmer angemessen war.

Wie auch immer, Mrs. Fraser hatte Nachsehen mit James Appetit auf Hafergrütze (Porridge), Zwiebeln und Kartoffeln. „Der einzige Ort, wo ich schamlos essen kann, soviel ich will, ist am Tisch meiner Mutter“, sagte er.

Bei dem Wiedervereinigungessen lag eine gewisse Befangenheit in der Luft.

„Nun, James, du bedauerst es doch jetzt, oder?“ sagte eine junge Stimme, „dein Leben in den Hinterwäldern wegzuwerfen und eigentlich gar nichts zu erreichen.“

Da lag etwas Säure in der Stimme und James antwortete nicht. Dennoch war er verletzt. Mitglieder der eigenen Familie konnten einem

manchmal einen Stich ins Herz versetzen. Sie lebten in einer anderen Welt.

Doch der Blick seiner Mutter sprach seine eigene Sprache. James Wiedersehen mit ihr war denkwürdig und bewegend gewesen. Es dauerte nicht lange, bis sie den gesamten Gebetskreis versammelt hatte, um ihn zu sehen, mit ihm zu reden und zu beten: der Höhepunkt seines ganzen Heimaturlaubs. Er zeigte ihnen seine Photographien, Stammeskleider und Lisuschmuck. Er erzählte ihnen seine Pläne und Hoffnungen.

James war stets voller glänzender Vorschläge. Er wünschte sich einen handbetriebenen Plattenspieler, eine gute Photoausrüstung und, wie er einem Verwandten schrieb, eine Radioausrüstung mit Sender für ihr Hauptquartier in Muchengpo und Empfangsausrüstungen für alle Lisudörfer.

„Dann können wir unsere Predigten, Lehren, etc., im gesamten Distrikt verbreiten ... Das ist, was man imperialistisches Denken nennen könnte, nicht wahr – und es würde möglicherweise einen kaiserlichen Geldbetrag erfordern, um es auf die Beine zu stellen. Immerhin, nichts gegen glänzende Ideen, oder?“

Das war 1922. Er war seiner Zeit ein wenig voraus.

Im Gegensatz zu seinen Besuchen bei seinen Gebetspartnern und sympathisierenden Freunden hatte James einige enttäuschende Begegnungen.

China schien für einige Zuhörer sehr weit entfernt zu sein: weit entfernt und auch interessant, aber kaum mit ihrem Leben in irgendeiner Weise in Berührung kommend. Seine Geschichte von der bemerkenswerten Umkehr zu Gott unter den Stammesleuten war von keiner großen Bedeutung, so schienen sie zu sagen. Aber wenn es ihm Freude machte, herumzureisen und diesen Menschen zu helfen ...

Vielleicht war James kein interessanter Redner. Möglicherweise hat er seine Geschichte nicht gut genug vermittelt. Auf jeden Fall ließ das fehlende Interesse an seiner Arbeit während seines Heimaturlaubs in England eine Narbe in seiner Seele zurück. Er meinte, daß er

zu lange gewartet hatte, diese Neuigkeiten mitzuteilen und die Menschen wollten es nicht hören.

Aber natürlich gab es auch andere, die verstanden. Sie versuchten so ernsthaft, sich das Gebiet und dessen Menschen auszumalen, daß sie es sich bald schwach vorstellen konnten. Doch sie begriffen sofort, daß Gott unter diesen Stammesmenschen wirkte und sie wollten Seine Mitarbeiter sein. Vielen von ihnen ebnete James den Weg in die Gebetsgemeinde: zehn Soldaten, die im Gebet hinter je einem Mann auf dem Feld standen. Der Kreis der Beter wuchs in den folgenden Jahren zu einer Armee von Tausenden an; vertraute Partner in der gesamten Missionsarbeit.

Kanada und USA

James Vater war ein Schottland-Kanadier und ein großer Teil der Fraser Familie lebte in Ontario. James ältester Bruder Gordon, hatte sich dort mit einem Geschäft niedergelassen, das Waschmaschinen herstellte, und James verband einen Besuch bei seinen Verwandten mit einigen Wochen in den Staaten. Bei diesem Besuch sprach er auf der „Fichtenkonferenz“, wo Isobel Kuhn das erste Mal von den Stammesmenschen hörte und spürte, daß Gott sie dort haben wollte. Er nahm an verschiedenen Konferenzen und Treffen in den Staaten teil und fand beinahe überall eine Bereitschaft zum Zuhören. Menschen erwärmten sich für seine Geschichte.

Seine engsten Begleiter in Yünnan waren zum größten Teil Amerikaner gewesen, und als das Team in den darauffolgenden Jahren wuchs, kamen mehr und mehr Mitarbeiter aus den Staaten. Zu einem Teil aus diesem Grunde und zum anderen, weil er in seiner eigenen Natur schon immer eine besondere Liebe für Amerika und seine Christen besessen hatte. Sie waren so warmherzig, so großzügig und so hingeeben, sagte er, so offen für neue Ideen und Vorschläge! Sie fürchteten sich nicht davor, ungezwungen zu sein.

„Wenn ich Kinder hätte“, sagte James, „würde ich sie gerne in Amerika aufwachsen lassen. Und doch“, fügte er wehmütig hinzu, „ihnen eine britische Erziehung geben!“

Sein letzter Brief, bevor er wieder in den Osten ausreiste, wurde aus Vancouver in großer bewegter Handschrift geschrieben:

„Ich werde Yokohama am 8. September erreichen, Shanghai am 12. und Yünnan Ende September. Ich sage der Zivilisation nun ade, bin dabei aber sehr froh. Der ganze Haufen hier wird am Morgen kommen, um mich zu verabschieden, ich habe noch nicht mal mit dem Packen angefangen.“

Schock

Ein schwerer Schlag erwartete ihn in Shanghai. Missionsleiter hatten geplant, ihn für die nächsten Jahre nach Nordwestchina zu schicken.

In Kansu waren Probleme aufgetaucht und sie wollten, daß James dort helfe.

Das war eine der größten Enttäuschungen, denen er je gegenüberstand.

Nicht daß die Entscheidung ohne eine Rücksprache erfolgt war. Es war einfach niemand anders da, den man hätte schicken können. Außerdem wäre es für James eine gute Erfahrung, wenn er in den Verwaltungsbereich der CIM käme.

„Ich kann nicht sagen, daß ich will, Herr, aber ich will, daß Du mich willens machst“, betete F. B. Meyer. James wußte von der Unfruchtbarkeit des widerwilligen Gehorsams. Zu erkennen, daß Gottes Wille vollkommen und tragbar ist, würde viel kosten, aber es war, nach seiner Erfahrung, stets fruchtbar. Er dachte an die vielen Enttäuschungen in seinen Plänen, die er für Südwest Yünnan gemacht hatte, zurück. Da war einmal die Zeit, wo Allyn Cooke, bereit und geschult, um James bei der Stammesarbeit zu helfen – endlich ein Mitarbeiter – in die chinesische Stadt Tali gesandt wurde.

„Ich war auch enttäuscht“, gab Allyn zu. „Ich blieb einige Monate widerwillig in Tali, bis ich Gott meine Bitterkeit auf Knien bekannte

und ihn bat, mich für ihn in Tali brauchbar zu machen. Noch am gleichen Tag kam ein Brief vom Hauptquartier, der mich für die Arbeit unter den Stämmen freistellte.“

Also machte James einen schmerzhaften Kurswechsel und sah sich den weiten Ebenen und bedrohlichen Höhen von Kansu gegenüber. Entschlossen, seine Segel unter den Segen Gottes zu setzen, lernte er die neue Provinz zu lieben; jedoch war es ihm nie möglich zu vergessen, wieviel es ihn gekostet hatte. „Yünnan war meine erste Liebe, meine Rahel“, sagte er, „aber Kansu wurde mir zu Lea.“

Majestät und Terror: Kansu

Reisen und wieder Reisen: Das war das Motto für die nächsten drei Jahre, um Missionsstationen in dem ganzen weiten, offenen Gelände von Nordwest China zu besuchen. Die Grenzen von Kansu erstreckten sich von der Wüste Gobi bis zu den Bergen Tibets.

James Reisebericht ist fesselnd zu lesen. Er reiste auf Pferderücken durch eines der unbekanntesten und gefährlichsten Gebiete Asiens.

Wüstenebenen wechselten mit kahlen und emporragenden Bergen, in denen Schneestürme tobten. Geisterstädte, zurückgeblieben aus moslemischen Kriegen, standen stumm bis auf den staubigen Wind und das gelegentliche Aufheulen eines Wolfes. Stunden vergingen, als James und sein chinesischer Kuli auf ihren Pferden dahertroteten, ohne ein Zeichen menschlichen Lebens in irgendeiner Richtung so weit das Auge sehen konnte. Öde Wüsten schienen sich endlos auszubreiten, nur ab und zu vom tibetanischen Schnee aufgelockert, der sich deutlich gegen den schwarzen Himmel abhob.

Die Kälte war schneidend. Sein Tagebuch berichtet:

„Mit dicker Unterwäsche, einem Hemd, einem Wollpullover, einem Wollrock, einem mit Pelz gefütterten Überrock, einem gefütterten Gewand und einem gefütterten Mantel darüber versuchst du dir vorzustellen, daß dir warm ist ... Wenn ein Kansuwinter seine Zähne zeigt, ist es gar kein Spaß, da draußen zu sein ... Wurde letzte Nacht

von wilden Kansuhunden im Gasthof gebissen ... Tibetanische Hunde, so sagen sie mir, sollen noch bösartiger sein und verfolgen einen etliche Meilen. Sie sind dafür bekannt, auf den Pferderücken zu springen und dort einen Fleischbrocken herauszubeißen.“

Mitunter gab es keinen Gasthof, also mußten James und sein Maultiertreiber im Freien übernachten, wo der Mondschein taghell war. Sie aßen Teigschnüre gebacken über einem Zigeunerfeuer. Mindestens einmal verbrachten sie eine Nacht an einem Paß in den eisigen Bergen, 4300 m hoch. „Ich kann mich nicht erinnern, je eine Nacht in solcher Höhe verbracht zu haben.“

Karawanen zogen über die einsamen Höhen an ihnen vorüber, Tibetaner, die ihre Yaks (Anmerkung: Grunzochsen) vorantrieben oder Mongolen auf ihren Eseln, einige kamen von weit her wie zum Beispiel Turkestan.

Nach einem Tageskampf durch einen grimmigen Schneesturm schrieb James:

„Am Ende des Tages kommst du kalt, hungrig und müde an, nicht um einen schönen sauberen Raum vorzufinden, ein warmes Bad, ein prasselndes Feuer, zum Willkommen ein Lächeln und eine gute Mahlzeit!

Nein, du patschst die matschigen Straßen entlang, von einem düsteren Gasthof zum nächsten trostlosen Gasthaus ... und du bekommst mißtrauische Blicke. Endlich erzwingst du dir praktisch einen Weg in den Gasthof. Es ist stockdunkel; der Boden ist ein einziges Durcheinander; Möbel gibt es nicht, nur eine Schlammrampe, kein Licht, keine Wärme ... Du machst dir zusammen mit deinem Maultiertreiber eine Mahlzeit aus einfachem gekochten Reis.

Aber wenn du am nächsten Morgen wieder hinaus unter den blauen Himmel und in die schneebedeckten Berge gehst, dann vergißt du die Plagen der vorigen Nacht.“

Die begabten Frauen

Das Hauptquartier hatte James beauftragt, eine Begutachtung über die Arbeit in Kansu und einen Bericht über die politischen Unruhen zu erstellen.

In vielen Jahren Missionsarbeit waren Stationen aufgebaut worden. Von einer berichtete er in einem Brief nach Hause:

„Das Gemeindehaus ist ein recht ansehnliches, aber – es tut mir leid, das sagen zu müssen – gänzlich mit ausländischem Geld aufgebaut.

Erinnerst Du Dich daran, daß ich bei Mr. M war? Nun, er hat das Geld für dieses Gebäude gespendet und er ist es auch, der die Evangelisten hier unterstützt. Er ist ein großzügiger und guter Mann, wie viele großzügige und gute Menschen daheim, aber ich bin mehr denn je davon überzeugt, daß es ein Fehler ist, ausländisches Geld auf dem Missionsfeld zu verwenden, wie wir es tun.“

James war beunruhigt über den Zustand der Arbeit an einigen Orten, aber aufs höchste begeistert, als er Mildred Cable und Francesca und Eva French begegnete. Ihr ganzer Lebensstil faszinierte ihn.

Ein Dr. Kao, der der Gemeinde in Suchow vorstand, war auf Grund erlogener Anschuldigungen ins Gefängnis geworfen worden und die drei Frauen baten James, ihnen zu helfen, ihn herauszuholen. Dr. Kao war ein großartiger Prediger, „aber er besaß nicht die Gabe des Lehrens“, meinte James. Die drei Frauen waren dorthin gekommen, um die Gegend zu evangelisieren, sahen Dr. Kao's Not und paßten sich in die Arbeit ein „wie ein Schlüssel in sein Loch“.

Diese Frauen waren Bibellehrer. James schrieb: „Ich nehme nicht an, daß wir in der gesamten China-Inland-Mission einen fähigeren Lehrer haben als Miss Cable – egal auf welchem Gebiet. Erst kürzlich wurde ihr eine Stelle an der christlichen Universität Shantung angeboten. Die Gründlichkeit, mit der sie Dr. Kao's junge Männer die Schrift lehrt, ist beinahe erschreckend! Sie läßt sie durch die ganze Bibel gehen – kein Überspringen – kleine Propheten, Offen-

barung, alles. Du solltest ihre umfangreichen Notizen sehen und die Fragen, die Miss Cable ihnen zum Heraussuchen stellt.

Es ist wirklich äußerst bemerkenswert, daß, wo so viele von uns gewöhnlichen Missionaren mit einer oberflächlichen Kenntnis bei unseren chinesischen Christen mehr oder weniger zufrieden sind – direkt in einer der entlegensten Ecken Chinas – man eine Gruppe junger Männer hat, die im Wort Gottes so gegründet werden, wie nur sehr wenige andere in irgendeinem Teil des Landes.“

Ihre Tischgemeinschaft war ein Genuß.

„Ich kann mich nicht daran erinnern, je an einem Tisch mit Missionaren gegessen zu haben, wo ich solch erfrischender und intelligenter Konversation zugehört habe – von den großen Pyramiden bis zu Einsteins Relativitätstheorie. Miss Cable fragt dich, welches Buch du gerade liest und wenn du nichts liest, will sie wissen, warum nicht.“

Dr. Kao selber hatte originelle, gewagte Ideen, wie Gemeindeangelegenheiten geleitet werden sollten. Er unterhielt sich selber mit ein wenig medizinischer Arbeit, aber er glaubte nicht, daß irgend jemand bezahlt werden sollte „für etwas, das er für den Herrn tat“. Jeder durfte sein Haus teilen, wenn sie bei der Arbeit halfen, aber jeder mußte sich selber versorgen. Der Doktor war ein tiefgeistiger Mann.

James verbrachte viele Stunden bei ihm im Gefängnis, da er seine Freilassung nicht zu seiner Zeit miterlebte, und er spürte, daß seine Arbeit die gesündeste war, die er bis zu dem Datum in der Provinz vorgefunden hatte.

Der Arzt hatte ein weites Herz für Bergungsarbeit: Heimatlose und unerwünschte Menschen fanden auf seinem Grundstück Zuflucht. Er hatte seinen Koch buchstäblich ausgegraben, als dieser lebendig begraben wurde. Topsy war ein taubes und stummes verlassenes Kind – aber immer noch ein Kind. „Die Beine des armen Kindes waren von Hunden so brutal gebissen worden, daß sie nur gerade

eben laufen konnte, wenn sie sich dabei an der Wand festhielt“, schrieb er. Auf den Straßen als unerwünscht zurückgelassen, fand das kleine Kind bei Miss Cable ein Zuhause und wurde später von ihr als Tochter adoptiert.

James Jahre in Kansu und später in Shensi gelangten zu einem Ende, als alle Ausländer während einer Anti-Ausländer Bewegung 1927, evakuiert werden mußten, die die wachsende kommunistische Bewegung einleitete. Europäer mußten das Gebiet schnellstens verlassen und eine gefährliche Reise zur Küste antreten. James gehörte zu einer Truppe, die auf einem Floß den Gelben Fluß hinunter entkam, die Stromschnellen herabschießend und gelegentlich nur knapp den Banditen entkommend, bis sie Shanghai erreichten. Dort sahen sie, daß Europäer und Amerikaner aus vielen Teilen Innerchinas zusammenliefen, auf Anraten des Konsulats: ein vorweggenommenes Donnern des Erdbebens, das später alle Ausländer vertrieb. Dies machte die Notwendigkeit einer Dringlichkeit in der Arbeit sehr deutlich.

Pause in Shanghai

„Es sind keine leichten Vergnügungsdampfer, die die Küste säumen“, sagte D. E. Hoste zu James, „sondern Kriegsschiffe, die sich in die Tiefe stürzen.“

Hoste hatte Pläne, James und andere in Shanghai zu behalten, um das zentrale Team zu stärken. Genau die gleichen Grundsätze des Glaubens und der Ausdauer wurden hier in der Verwaltung benötigt, wie in den Lisubergen, behauptete der Direktor. Nun, da er vierzig war, könnte James Erfahrung in Shanghai wertvoll sein.

An vielen Tagen leistete James D. E. Hoste in seiner Gebetszeit Gesellschaft. Die Not war enorm. Da waren Gebiete, wo christliche Mitarbeiter einfach nicht miteinander auskamen. Und andere, wo jeder Überblick verloren gegangen war und kein Fortschritt je gemacht oder erwartet wurde. Da waren Orte, wo extreme Lehre in Splittergruppen endete, einer nach dem anderen. Dort waren Millionen über Millionen Chinesen, die nie von Jesus Christus gehört hatten. „Eine Million jeden Monat“ starben immer noch in China,

ohne vom Weg der Errettung gehört zu haben, siebzig Jahre nachdem Hudson Taylor diese fesselnden Worte das erste Mal ausgesprochen hatte.

Obwohl James etliche Monate im Hauptquartier verbrachte, fühlte er nie, daß Gott ihn für diesen Teil der Arbeit ausgerüstet hatte. Sein Herz fühlte sich immer noch stark zu den Menschen in Südwest Yünnan hingezogen und er spürte, daß seine Gaben und Berufung für sie gedacht waren. Aber er erkannte die Notwendigkeit hier zu arbeiten. Wer wäre nicht lieber draußen in den Bergen als Tag für Tag in der Verwaltung?

Mr. Hoste dachte, es sei höchste Zeit, daß James eine Frau bekam. Seine Erscheinung ließ mitunter eine Menge zu wünschen übrig. Sicherlich gab es da eine passende Frau, die ihn in ihre Hände nehmen würde? Es gab genug unterdrücktes Gelächter hinter der Tür des Direktors, als Hoste James Kandidatinnen vorschlug.

Und was seine schmutzige Erscheinung anbetraf, hatte James einen recht einfachen Grundsatz. „Wenn ich an einem fremden Ort bin“, teilte er vertraulich mit, „denke ich: es macht gar nichts, wie ich aussehe – hier kennt mich ja keiner. Wenn ich an einem vertrauten Ort bin, denke ich: es macht gar nichts, wie ich aussehe – hier kennt mich ja jeder.“

Er hatte überhaupt keine Probleme.

Verstärkung

Es waren nun schon fünf Jahre vergangen, seitdem James die Lisu zuletzt gesehen hatte. Als er endlich zurückkehren konnte, dieses Mal als Leiter der Provinz, fand er ein verändertes Bild vor. Etliche junge Paare, beinahe alle Amerikaner, lebten nun ständig unter den Volksstämmen – die Kuhns, die Harrisons, die Fitzwilliams, die Castos, die Flaggs, die Gowmans und die Cookes. Und mehr junge Arbeiter sollten ihnen folgen.

Sein erstes Jahr zurück auf dem Feld war eines seiner glücklichsten.

Er besuchte jedes Gebiet der Provinz, wo christliche Arbeit geschah, das bedeutete: Er konnte die schnell wachsenden Stammesgemeinden sehen. Er war erstaunt, eine große Anzahl an Christen hoch in den oberen Salween zu finden, die Gegend, die er vierzehn Jahre zuvor mit Ba Thaw und Mr. Geis untersucht hatte. Carl Gowman hatte die Bekehrten fast sofort zum Evangelisieren ermutigt und die Botschaft des Kreuzes hatte sich unwillkürlich weiter und weiter in den Bergen ausgebreitet.

In Muchengpo fanden schon missionarische Zusammenkünfte statt; wo sich Christen aus den Stämmen trafen und Briefe vorlasen, die von ihren eigenen Botschaftern geschrieben waren. Sie sandten sie aus; sie unterstützten sie; sie beteten für sie. Es war eine denkwürdige Reise, die James machte, als zwei Lisu nach Tengyueh kamen, um ihn den Bergpfad hinauf in Mohs Haus nach Hsiangta zu holen. Dann machten sie sich alle zusammen auf den Weg nach Muchengpo zu einem der bewegendsten Willkommen, die James je bereitet wurden. „Elder Brother Number Three“ (Älterer Bruder Nummer Drei) war endlich zu ihnen zurückgekehrt (Nummer drei, weil James der dritte Bruder in seiner Familie war). James blieb drei Wochen bei seinen Leuten, eine Zeit weniger des Lehrens als des Zuhörens. Die Gemeinde war an Orten gewachsen, die er kaum kannte. Die Cookes, die Gowmans und andere hatten eine rasche Ausbreitung gesehen und waren „außer Atem“, wo sie versuchten, mit der Bibellehre nachzukommen.

Eine neue Liebe

Als Roxie Dymonds Name das erste Mal genannt wurde, schlug James Herz unerklärlicherweise schneller.

Er hatte nie zuvor in seinem Leben von ihr gehört, dennoch ahnte er sogleich, daß Gott ihm etwas sagen wollte. Ihr Name kam recht beiläufig zur Sprache, als er mit einem Freund in Kunming, der Hauptstadt der Provinz, redete. Wußte James, fragte der Freund, daß Frank Dymond von der Vereinigten Methodistenmission eine Tochter hatte, die bald in Kunming eintreffen sollte?

Er sah sie wenige Tage später und sein Herz schlug wieder einen

Salto. Sie war erst 23 und er 42: Sicherlich wäre dieser Altersunterschied so etwas wie ein Hindernis? Sie gehörte zu einer anderen Mission: Könnte es für einen Leiter der CIM richtig sein „außerhalb seiner Reihen“ zu heiraten? Zusätzlich war sie auch noch außerordentlich hübsch: schön und zierlich, nicht für die Art von Leben geschaffen, rein vom Äußeren betrachtet.

Und wie sollte er ein Treffen einfädeln?

„Haben Sie ein Klavier daheim?“ fragte James Roxies Schwester so beiläufig wie er konnte, nur wenige Tage später.

„Nein, ich fürchte, das haben wir nicht.“

Also das war schon mal nichts. Immerhin könnte er ein Konzert für alle Europäer beim CVJM geben und sicher gehen, daß die Dymonds auch kämen. Einladungen wurden an alle und jeden geschickt und es kamen Konsuls, Geschäftsleute, Missionare und endlich auch Roxie, die spät kam und sich in die letzte Reihe hineinzwängte. Am Ende des Konzerts nickte sie zum Dank und ging.

Es würde offenbar nicht so einfach sein, sie zu treffen. Doch je mehr er Gott in allem um Führung bat, desto klarer wurde ihm, daß Roxie die Eine für ihn war.

Bald arrangierte er ein Rendezvous, nicht sehr beeindruckend für seine zukünftige Braut. Roxie erinnerte sich später daran zurück.

„Ich kann es noch vor mir sehen: das Ziegeldach, wo das Licht durch die Ritzen flutete, die schmückenden Spinnweben und die chinesischen Stühle mit ihren kerzengeraden Rückenlehnen. Hier erzählte er mir von seinen Reisen nach Tibet und zeigte mir Photos von Ko Ko-Nor und berichtete mir von den grimmigen tibetischen Hunden, die sein Pferd angegriffen hatten. Er sprach von seinen Unternehmungen in Kansu und Yünnan, von seiner innig geliebten Mutter und zahllosen anderen Dingen. Nicht einmal erzählte er mir von der Art und Weise, wie er unter den Lisu gebraucht worden war ... Er war ein wundervoller Unterhalter. Er liebte das Leben und fand die Welt voller interessanter Dinge. Er

war sehr belesen und weit gereist und besaß einen scharfsinnigen Verstand. Er hatte einen großartigen Sinn für Humor und wenige derer, die ihn kannten, konnten die Art und Weise vergessen, wie er seinen Kopf nach hinten warf und lachte ...

Eines Tages sagte er, ‚Roxie, ich wünschte, du wärest schon meine Frau und dies wäre unser Heim.‘ Ich erinnere mich daran, wie ich die Schindeln, die Löcher zwischen den Spinnweben und dann ihn ansah, so vornehm und doch so gleichgültig gegenüber Bequemlichkeit und materiellen Dingen. ‚Weißt du, was schon immer mein Traum war‘, fügte er voller Enthusiasmus hinzu. ‚Nun, das war: meine Frau auf einem Muli, ich auf dem anderen und all meine weltlichen Besitztümer auf dem dritten.‘“

Roxie wurde von seiner offensichtlichen Kraft und Männlichkeit eingenommen, aber wäre der Altersunterschied nicht doch zu groß? Wäre sie dem Anspruch „die Frau des Leiters“ zu sein gewachsen? Konnte sie all die Reisen bewältigen?

James kehrte zu seinem Gebet und Fasten zurück. ‚Wenn Du mich nicht haben willst‘, schrieb er ihr, ‚werde ich zurückgehen und der einsamste Mann in China sein.‘“

Roxies eigener Vater, Frank Dymond, hatte selber eine ungewöhnliche Geschichte zu erzählen. Er war erst neunzehn, als er mit den Methodisten in China ankam und mit seinem roten Haarschopf und strahlend blauen Augen nannten die Chinesen ihn sogleich „fremder Teufel“.

Frank und sein Freund Sam Pollard begegneten Innerchina mutig zu einer Zeit der bedrohlichen Feindschaft.

In China geboren, aber erzogen in England, absolvierte Roxie Geschichte an der Universität in Bristol.

„Ich konnte einfach nicht aus ihr schlau werden“, sagte ein Mitstudent kürzlich. „Roxie war in meinem Jahrgang für Geschichte. Sie war wohl die überwältigendste Schönheit an der Uni. Männer luden sie ständig zum Tanzen ein. Aber sie schien einfach nicht interessiert. Ein bißchen geistesabwesend. Sie ging nie mit.“

Die Einflüsse der christlichen Studenten waren in diesen formenden Jahren von Roxies Leben sehr stark. Sie gab zu, daß sie weder viel Zeit noch Interesse hatte, außer für christliche Angelegenheiten.

„Ich schien in eine andere Welt hineinzusehen“, erklärte sie später, „und danach konnte ich einfach nicht mehr sein wie vorher. Ich fühlte mich danach wie ein Pilger hier.“

Eheleben

Eine Hochzeit in den Hinterwäldern Chinas zu planen, war eine Kunst.

Der übliche Schmuck wie bei einer westlichen Hochzeit war nicht einfach zu bekommen. Der chinesische Bäcker z.B., wurde gebeten eine Hochzeitstorte herzustellen.

„Wir können keine Hochzeitstorte machen“, kam die Antwort. „Würde es ein Obstkuchen auch tun?“

Sie wurden im Oktober 1929 getraut. Es war ein goldener Tag voller Sonnenschein und lauter Lachen. Die Feier wurde in einem Garten gehalten, um möglichst viele Freunde unterzubringen. James dachte daran zurück als an einen der glücklichsten Tage seines Lebens. Roxie erhielt einen Brief von Mr. Hoste, der ihr alles Gute wünschte und ihr „ihre Gesellschaft neidete“, an der sie sich erfreuen würde.

Es gab kein Zuhause für die Braut. Nach nur zwei oder drei Tagen machten sie sich auf die zweiwöchige Reise nach Tali, und dann für etliche Monate in die Berge.

Roxie erzählt von den Erfahrungen ihres frühen Ehelebens.

„Wenige Tage nach der Hochzeit starteten wir auf unsere fünfzehnmonatige Tour zu den erreichten und unerreichten Volksstämmen von West Yünnan. In jenen Tagen war West Yünnan recht unbekannt, weil es noch keine Burmastraße gab und die Karawanenstrecken über steile, rauhe und sich windende Pfade gingen. Zuerst

reiste ich in einem Gebirgssessel, aber ich wechselte schon bald zum Muli, und den größten Teil unserer Reise hatten wir zwei Mulis zum Reiten, weil sie sicherer als Pferde sind. Während wir im chinesischen Gebiet ritten, schliefen wir gewöhnlich auf Heuböden von Pferdeställen, dort wimmelte es zwar oft von Ratten, aber es war unendlich sauberer als in den allgemeinen Gasthöfen. James war ungeheuer stark und regelmäßig rannte er die meiste Zeit des Tages neben meinem Muli her, sprang über Geröllbrocken und kletterte über Felsen, dabei redete er mit mir und erinnerte sich an jede Stunde zurück. Durch das Leben in der Wildnis, wie er es geführt hatte, war er recht gleichgültig geworden, was seine Kleidung anbetraf (was er zu seinem größten Vergnügen nach der Hochzeit ein wenig ändern mußte!), aber selbst wenn er an Orten weilte, die kaum besser als ein Schweinestall aussahen, war er doch immer ganz der „Gentleman“. Und wo immer es möglich war, einige Menschen zu versammeln, würde er seine Sturmlaterne bei Nacht herausholen und ihnen predigen. Nach seiner Rückkehr verbrachte er immer Zeit im Gebet.

Nach wochenlangem Reisen erreichten wir den fernen Westen und James alte Lager bei den Lisu. Beim Erreichen einiger der Dörfer wurden uns zu Ehren Gewehre abgeschossen, und Rufe erschollen, daß „Großer Bruder Nummer Drei“ gekommen war. Ich erinnere mich an einen Tag, wo wir stundenlang steile Berghänge ab- und aufstiegen und das Lisudorf erreichten, als gerade die Nacht hereinbrach. Nach vielem Händeschütteln und etlichen Grüßen hatten wir eine ungekochte Mahlzeit und gingen dann weiter in die kleine Gemeinde zum Gottesdienst, der weit nach Mitternacht andauerte. Als ich vom Schlaf überwältigt wurde, warf ich ein Kissen auf den Boden an der Rückseite der Kirche und fiel in den Schlaf, unbemerkt. Als ich erwachte, sah ich, daß liebevolle Lisuhände ein Stück fetten Schweinefleisches und Zwiebeln auf mein Kissen gelegt hatten, um mich zu erfreuen, wenn ich meine Augen öffnen würde!

Die Lisu liebten es zu singen, denn sie sind sehr musikalisch und lernen rasch, vierstimmige Lieder zu singen. Sie sind voller Humor und Leben, und in ihrem Glauben liegt eine herzliche Aufrichtigkeit. Sie brachen nicht nur mit den groben Sünden der Vergangenheit, sondern sie waren auch bereit, das Kreuz aufzunehmen und

ihrer Herrn nachzufolgen. James betonte bei den Lisu in den frühen Jahren ihrer christlichen Erfahrung ständig die Worte unseres Herrn, ‚Wenn jemand mir nachkommen will, der nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach.‘ Diese Lehre war zweifellos eine Quelle großer Kraft für sie; viele gaben viel aus ihrer Armut, und manche boten an, ihr Leben hinzugeben, um das Evangelium in die oberen Salween zu bringen.

Etliche Wochen reisten wir mit den Lisu in neue Gebiete. Gewöhnlich kampierten wir bei Nacht draußen in der Nähe eines Flusses oder einer Wasserquelle, wo wir einfach so unter den Sternen lagen.

Das Leben war sehr einfach. Die Lisu trugen Reis und mit ihren eigenen Pfeilen und Bögen schossen sie jeden Vogel, Affen oder Eichhörnchen, die sie zur Nahrung finden konnten. In die Shan Staaten von Nord Burma ziehend, reisten wir durch das Land der Wilden Wa. Dieses Volk wird von den Chinesen sehr gefürchtet, weil sie Kopfgeldjäger sind, aber die Lisu tragen vergiftete Pfeile mit sich, vor denen die Wa große Angst haben, da sie einen qualvollen Tod verursachen.

Viele der Menschen hatten nie zuvor Ausländer gesehen. Ich denke daran zurück, wie sie für mich einen Stuhl auf dem Hügel aufstellten, damit ich mich darauf setzen sollte und sie kommen konnten, um die erste weiße Frau in ihrem Leben zu sehen. Durch den Süden der Provinz zurückreisend durchquerten wir achtzehn Tage lang Stammesdörfer und chinesische Städte, wo es keine Missionsstation und gar kein christliches Zeugnis gab.“

Sie verbrachten Weihnachten in Muchengpo, wo hunderte Lisu zum Fest kamen und wo das bisher größte Team an ausländischen Helfern mit intensivem Lehren, Anleiten und Festigen beschäftigt war. Die Ausbreitung war beinahe vollständig in den Händen der Lisu und es dauerte nicht lange, bis Leiter und Lehrer aus den Lisugemeinden hervorkamen. Betonung wurde immer und immer wieder auf den zeitlichen Charakter der ausländischen Hilfe gelegt.

„Bleibt nirgendwo zu lange“, riet James ausländischen Arbeitern.

Heute zurückschauend und wissend, wie bald alle ausländischen Arbeiter gehen mußten, ist es klar, daß der Geist Gottes die Arbeit von Anbeginn leitete.

Allyn Cooke erinnert sich an James Rat, von Luda weiterzuziehen.

„Lange genug habt ihr diesen Berg umzogen (5. Mose 2,3)“, sagte ihm James. „Die Menschen fangen an, von dir abhängig zu werden.“

„Als wir wegzogen“, schrieb Allyn, indem er sich das Ereignis 1981 ins Gedächtnis zurückrief, „begannen die Leute in Luda, ihre eigenen Angelegenheiten zu handhaben und vertrauten mehr dem Herrn als zuvor. Sie wurden viel kräftiger, wo sie keine Missionare mehr bei sich im Dorf hatten. Der Herr erhob Leiter aus ihrer Mitte und sie begannen, sich nach den Verlorenen auszustrecken. Mr. Fraser wurde eindeutig von Gott geführt, als er uns diesen Rat gegeben hatte. Seine Ansichten über Selbstunterstützung, Eigenleitung und Selbstausbreitung waren genau das, was Gott gebrauchte, um eine kräftige Gemeinde zu bauen, die bis in unsere heutige Zeit hinein besteht – ohne einen Missionar, der unter ihnen lebt.“

Es war während der fünfmonatigen „Hochzeitsreise“, als James und Roxie die Cookes sahen, welche eine Bibelschule für über tausend Christen in der neuen Station in Fuhinshan leiteten. Zwei Wochen teilten sich die beiden Ehepaare ein Haus, das hoch auf einem Bergkamm stehend einen eindrucksvollen Rundblick auf die dunklen Gebirgsketten zwischen dem Salween und Mekong Fluß bot. James war es möglich, Allyn und Leila bei dem intensiven Bibelunterricht zu helfen, indessen Roxie sich eifrig bemühte, alles, was sie nur konnte, von der Sprache aufzuschnappen, da sie nur Chinesisch konnte.

Innerhalb ihrer 35-Tage-Reise östlich zu dem Roten Fluß sah Roxie das Ausmaß der Not für christliche Mission. Teile des Weges führten sie über wüste Ausbreitungen leerer Berghänge, doch brachte sie ihre Route auch durch überfüllte Städte und unzählbare Dörfer, die nie mit der Botschaft von Jesus Christus besucht worden waren. Eigentlich war Roxies erster Eindruck von der Arbeit in West Yunnan weniger der von vollgestopften Kapellen, als vielmehr der von Hunderttausenden, die es noch zu erreichen hieß.

Wann immer sich die Gelegenheit bot, nahmen James und Roxie ihre Lampen am Abend heraus und predigten den Menschen in Chinesisch.

Roxie besaß eine Stimme, die trug und sie war eine sehr begabte Predigerin, ihr war es leicht möglich, eine Menschenmenge zu fesseln.

James spürte, daß das Predigen mehr ihre als seine Gabe war, was das Chinesische betraf.

Zurück in Kunming, der Hauptstadt von Yünnan, konnte James eine Überprüfung der Arbeit machen. Er war nun nicht mehr allein in die Arbeit in den Bergen im Südwesten verwickelt. Die chinesischen Städte beanspruchten einen großen Teil seiner Aufmerksamkeit und Verantwortung, obgleich unter ihnen eine viel geringere Bereitschaft zum Zuhören der Botschaft Christi zu finden war. Indessen zeigte die Stammesarbeit ein beständiges Wachstum, wie er in einem Brief, den er kurze Zeit später schrieb, zeigte.

„Mr. Cooke, jetzt in den Oberen Salween, hat gerade ein SOS um mehr freiwillige Evangelisten aus dieser Gegend losgesandt – eine vierzehn-Tages-Reise entfernt – da sie unentwegt mehr und mehr Familien haben, die sich von der Dämonenanbetung abwenden. Es wird Euch interessieren, zu hören, daß zum ersten Mal in der Geschichte der Arbeit wir drei junge Frauen zum Lehren in den nahegelegenen Dörfern aussenden werden. Sie sind 16, 20 und 21 Jahre alt. Sie haben gemeinsam ihre freiwilligen Dienste angeboten und scheinen einen so sorgfältigen Eifer zu haben, daß Fitzwilliam und ich und die örtlichen Diakone entschieden, ihnen eine Chance zu geben ... Wir setzen sie unter die Leitung eines gelernten Evangelisten und seiner Frau ...

Ich wünschte, Ihr hättet sie sehen können, als sie so schüchtern und mädchenhaft in mein Büro kamen – zwei von ihnen nur aufgrund der aufgeregten geflüsterten Überredung der Mutigsten unter ihnen. Und so saßen sie da eine Zeitlang, sich leicht windend, bis sie mit ihrem eigentlichen Anliegen herausrückten. Doch sie meinten es zweifelsohne sehr ernst. Vielleicht werdet ihr ab und an für sie beten. Ihre Namen sind Tabitha, Sarah und Ruth ...

Ihr wißt zweifellos, daß die Lisuarbeit sich selbst unterhält. Alles Geld für unsere gelernten Evangelisten, samt ihrer Nahrung und dem Unterhalt ihrer Familien, wird von den Lisu selber organisiert, aus ihren Erntedankfestgaben. Die freiwilligen Evangelisten werden gar nicht bezahlt, auch nicht deren Familien; aber sie werden von den Menschen in den Dörfern versorgt, die sie besuchen. Die Arbeit ist auch weitestgehend in eigener Leitung. Alle wichtigen Sachen werden von den Diakonen des gesamten Distrikts beschlossen und zwar bei ihrem jährlichen Treffen jeden Dezember. Es gibt auch ein jährliches Treffen der Diakone in diesem Gebiet ... gewöhnlich präsiert hier unser ordiniertes Pastor Paulus. Dies hat oft den Charakter einer gesetzgebenden Versammlung! Sie stellen Regeln auf, schreiben ein Versammlungsprotokoll, etc., ob der Missionar anwesend ist oder nicht.

Ich wünschte, Ihr könntet unsere Lisu singen hören. Mr. und Mrs. Cooke, unsere Missionarismusiker haben ihnen stets beigebracht, in verschiedenen Stimmen zu singen – und genau das tun sie, selbst ohne eine Orgel. Es ist ehrlich begeisternd und hat mir oft Tränen in die Augen getrieben ... Ich habe nur wenige Versammlungen daheim, sei es in England oder in Amerika, gehört, deren Gesang so anregend war.

Sie selber lieben es. Wie gerne würde man sonntags nacht unter den Klängen der süßen Melodien zu Bett gehen, die sie immer noch mehrstimmig singen, selbst wenn sie zu Hause im nächsten Dorf sind!

Oh, wie ich es liebe, sie singen zu hören, „wenn mein Lebenswerk vollendet und ich die steigende Flut überwinde!“ Ich will mich wirklich nicht rühmen – aber ich kenne ein armes Missionarsherz, das mit Emotionen und Lob erfüllt wurde, als es dem herzlichen und klangvollen Gesang dieser Eingeborenen an der Burma-China-Grenze zuhörte.“

KAPITEL 9 --- Öl und Wein

Eine Nacht allein

„Sie können jetzt für sich selber sorgen. Wir haben diese Kinder weit genug getragen.“

Der chinesische Kuli ließ das Baby aufs Gras fallen und rief seinen Begleiter herbei.

„Wir wollen jetzt unser Geld.“

„Aber sie haben zugestimmt, das Gepäck den Berg hochzutragen“, protestierte Roxie.

„Wir haben unsere Meinung geändert. Wir wollen unser Geld gleich.“

Roxie zählte das Geld ab und gab es ihnen. Sie starrte den Männern nach, als sie den Pfad hinunter liefen. Vor ihr erhoben sich stumm die Berge gegen den Himmel. In keiner Richtung war irgendein Haus in Sicht und die Dämmerung brach schnell herein.

Die Trostlosigkeit der Situation überwältigte Roxie für einen Moment. Sie stand da und betete still und wartete. Seit fünf Tagen war sie schon mit ihren beiden kleinen Mädchen unterwegs und sie hatten die chinesischen Kulis als vertrauenswürdig und freundlich empfunden. Ihr plötzlicher Entschluß, sie allein zu lassen, kam als völlige Überraschung.

Der Zweck ihrer Reise war, James zu finden, der in einem chinesischen Gasthof mit Typhus darniederlag. Obwohl ein bekannter Missionar bei ihm war, hatte sich Roxie nach wochenlangem Warten zu ihm auf den Weg gemacht.

Wenige Meter vom Pfad entfernt fand Roxie eine schmale Rinne,

wo überhängende Zweige Schutz vor dem aufkommenden Wind bieten würden.

Wenigstens, dachte sie, werden die Kinder ein schützendes Obdach für die Nacht haben. Sie wickelte das Baby ein, legte sie in eine Ecke bei den Felsen und ging zurück, um Bettzeug und Gepäck zu holen. Sie konnte die Nahrung auspacken und dem wimmernden Kind etwas zu essen geben.

Etwa eine Stunde später war die Dunkelheit gänzlich hereingebrochen.

Die Kinder waren gnädigerweise eingeschlafen; sie waren es gewohnt, überall zu schlafen.

Plötzlich hörte Roxie Stimmen und sah wie eine Lampe den Pfad hinunter schwankte.

Die Lisuläufer waren gekommen, um sie zu suchen.

Sie hatten gehört, daß sie unterwegs war, um James zu finden und hatten sich angeboten zu gehen und sie zu treffen, dabei wußten sie nichts von ihrer gefährlichen Situation.

„Ich hätte sie umarmen können“, sagte Roxie später. „Sie trugen die Kinder und das Zeug den Pfad hinauf, als ob es ihr eigener Besitz wäre.“

Es war eine der vielen Begebenheiten, wo Gott bewies, wie sehr Er über diese kleine Familie wachte und wie sehr Ihm ihr Wohlergehen am Herzen lag.

Jonathan Goforth

Zwei Monate lang konnte James die Auswirkungen seiner Krankheit nicht abschütteln. Von all den Reisen und der Verantwortung, die mit seiner Leiterschaft verbunden war, war er offensichtlich geschwächt. Es schien höchste Zeit, wieder einmal nach England

und in die USA heimzukehren, um nach neun Jahren in China eine Pause zu haben.

Zum einen wollte er, daß seine Mutter seine Frau und seine beiden kleinen Mädchen sehen konnte. Er hatte so viel über seine Kinder geschrieben: eines in Shanghai geboren und das andere, zwei Jahre später in Burma. Er hatte sich immer Mädchen gewünscht – so sehr, daß Roxie schon Angst hatte, das erste würde ein Junge werden. Bei den Lisu für seine Liebe zu Kindern berühmt – „sie kletterten immer über und auf ihm herum“, sagte Allyn Cooke – waren seine eigenen Kinder ihm eine bleibende Freude und ein Vergnügen.

1934, an ihrem 79sten Geburtstag, sah seine Mutter seine Familie zum ersten Mal. James, dachte sie, sah älter und müde aus. Es war das letzte Mal, daß sie ihn sehen sollte.

Nach einigen Monaten in England, wo sie an Versammlungen auf allen britischen Inseln sprachen, gingen James und seine Familie nach Nordamerika. Hier hatten James und Roxie eine denkwürdige Erfahrung.

Natürlich hatten sie von Jonathan Goforth gehört. Er war Presbyter aus Kanada, der einen ungewöhnlichen Beweis der Macht des Heiligen Geistes in den nördlichen Provinzen Chinas gesehen hatte: Honan, Manchuria und geradewegs bis Korea. Schon 1906 begann eine große Anzahl Chinesen, die Botschaft des Kreuzes anzunehmen und setzte ihr Vertrauen in Christus – durch Goforths Predigten. Mehr als das gelangten Christen in eine tiefere Gotteserkenntnis, wo immer er hinging.

James und Roxie gingen zu einer Versammlung, wo er 1935 in Kanada sprach. Goforth war zu dem Zeitpunkt 76 Jahre alt und völlig blind.

Als er zum Reden aufstand, war dort eine solch ungewöhnliche Atmosphäre der Gegenwart Gottes, daß James und Roxie tief bewegt waren.

„Nicht durch Gewalt, nicht durch Macht, sondern durch Meinen Geist, spricht der Herr der Heerscharen.“ Das war Goforths besondere

Betonung. Wo immer dieser Gottesmann hinging, schien Überführung von Sünde zu folgen. Die Geschichte, die er zu erzählen hatte, eröffnete eine ganze Welt neuer Möglichkeiten und enthüllte die durchdringende Not unter den Christen. Tausende Menschen kamen durch seinen Dienst zur Umkehr oder zur Erweckung.

Die Versammlung ließ einen unauslöschlichen Eindruck bei James und Roxie zurück.

Verwaltung

„In allem, was ein Werk Gottes ist, befindet sich die Flamme eines brennenden Dornbuschs“, sagte James.

Dies empfand er im besonderen Sinne bei der Büroarbeit. Als er zum Hauptquartier zurückkam, wurde er dort erneut aufgehalten. Viele Monate tippte James Briefe in Shanghai.

Die Tatsache, daß er nicht zustimmte, dauerhaft dort bei einem Posten zu bleiben, resultierte daraus, daß er fühlte, daß dies nicht Gottes Wille für ihn war. Es schien sehr wahrscheinlich, daß er recht hatte.

Er besaß einige recht unabhängige Ansichten, was Mission betraf. Isobel Kuhn stellte großzügig fest, daß er einfach „seiner Zeit um 50 Jahre voraus“ war. Doch nicht jeder dachte so. Er neigte dazu, traditionelle Pläne über den Haufen zu werfen, wie vorsichtig er seine Meinung auch ausdrückte. Aus einigen Reihen erhielt er einen guten Teil an Kritik, die in ein oder zwei Gegenden von Yünnan in leichte Rebellion ausartete.

James hatte nichts gegen Kritik. „Sie haben ein Anrecht auf ihre eigene Meinung und ich auf meine“, sagte er. Das Problem entstand natürlich, als er meinte, einheimische Methoden z.B. „mußten“ angenommen werden. Dies verursachte mitunter heftige Entgegnungen.

Eine andere seiner Ansichten betraf die Aufgaben der Frauen. Er beobachtete, daß weibliche Mitarbeiter die männlichen zahlenmäßig

übertrafen, aber dennoch beschäftigte sich eine große Anzahl nur im Haushalt und mit zweitrangigen Angelegenheiten. Warum sollte man nicht Gemeinschaftsessen im Kibbuzstil veranstalten und die Frauen für weitere Aufgaben freistellen? Meist beschwerten sich Leute, daß die CIM mehr als den ihr angemessenen Teil begabter Frauen bekam. Wurden sie wirklich so eingesetzt, wie Gott es geplant hatte?

Seine eigene Vorstellung des Ehelebens war die des gleichen Jochs, beide Partner gemeinsam in der Arbeit. Er wollte Roxie während der Reisen bei sich haben, und sie sollte mit ihm predigen. Er würde glücklich zum Fluß runter gehen und die Kleider waschen oder das Baby auf seinem Rücken tragen. Sie war der Kamerad und Mitarbeiter, nach dem er sich immer gesehnt hatte, nicht seine Haushälterin. Aber er mußte akzeptieren, daß diese Ansicht nicht von jedem geteilt wurde.

Unglücklicherweise entdeckte James, als er sich an dem Gespräch über all diese Themen erfreute, daß die Verletzlichkeitsgrenze einiger Menschen recht gering war und daß sie einen Groll über einen langen Zeitraum hegen konnten. Und dies, das sah er gleich, war eine ernstzunehmende Situation. Einheit des Geistes war lebensnotwendig für die Arbeit. Immer und immer wieder machte James mehrtägige lange Reisen, nicht um zu predigen oder zu lehren, sondern um die Gemeinschaft mit einem Mitarbeiter, der anderer Meinung war, wiederherzustellen. Kein Prinzip, so spürte er, war wichtiger als dieses eine.

Völlige Liebe unter christlichen Mitarbeitern war lebenswichtiger als jede Evangelisation, wenn man die beiden überhaupt voneinander trennen konnte.

Die Abhängigkeit der Mission vom geistlichen Zustand der Missionare wurde James früh in seiner Leitung in Yünnan überdeutlich bewußt.

Als das Personal anstieg, vermehrte sich auch die Vielseitigkeit der Hintergründe und Ansichten. Endlose Möglichkeiten für den Konflikt des Personals stellten sich dar, besonders bei der Arbeit auf

engstem Raum. Wenn es hier keinen Sieg gab, würde auch nirgendwo anders Sieg sein.

James dachte viel über alles das nach. Hatte Gott noch mehr für Seine Leute, das sie nur noch nicht völlig verwendeten?

Wenn Gott wirkt

Während der dreißiger Jahre bekamen verschiedene Teile Chinas, besonders in den nördlichen Provinzen, eine Spur von Erweckung, die das geistliche Leben neu belebte. Die Bethel Gruppe (Andrew Gih und John Sung unter anderen) besuchten 1931 Shansi und Gerüchte erreichten Shanghai, daß sich gewisse extreme Lehren langsam ausbreiteten.

1935 wurde James gebeten, zur Yutaoho Versammlung nach Shansi zu gehen, kurz nach seinem Heimaturlaub, um die Strömungen an Gefühlsduselei oder „eigenartigem Feuer“, die dort sein könnten, zu beurteilen – und wenn möglich einzuschränken.

Yutaohos Sommerfrische lag in einem wunderschönen Tal von Wassermühlen. Eine nach der anderen stand entlang dem Flußufer, wo ihre Räder vom Wasser bewegt worden waren; aber jetzt waren es Sommerhäuser für die Missionare.

Hier traf James auf eine Gruppe Christen, die für alle Segnungen Gottes offen war. Gebetsversammlungen dauerten häufig bis in die frühen Morgenstunden an. Es herrschte ein machtvolles Gefühl der Gegenwart Gottes. James war einer der Redner und nahm als eines seiner Themen „Die Erfüllung mit dem Heiligen Geist“. Deutlich fühlte er sich eins im Geist mit diesen Menschen; sie waren unmißverständlich Gott begegnet. James beschrieb seine Woche hier als „die glücklichste Woche meiner China Erfahrung“.

Weil dies sein Denken und Beten in seiner eigenen Arbeit beeinflusste – und der Lisu im besonderen – ist es wert, das Wesen dieser Erweckungsbewegung zu beachten. Es ist in einem Brief, den James bei sich behielt, zusammengefaßt, nach einer früheren Konferenz in

Shansi geschrieben. Der Schreiber wollte aufzeigen, wie sich, obwohl viele Leute bei der Konferenz schon seit Jahren Missionare waren, alles in ihrer christlichen Erfahrung veränderte, als Gott in Macht zu ihnen kam. Es war keine zeitliche Strömung; es war ein bleibender Kurswechsel. Der Brief lautet:

„Gleich von Anfang an spürten wir die Kraft des Herrn. Die Kundgebungen waren schriftgemäß.

„Überführung von Sünde“ (Johannes 16,8). Dinge, die normalerweise toleriert wurden, erschienen überaus sündig, als der Heilige Geist Sein Scheinwerferlicht auf unsere Herzen warf, und es gab Bekenner und Ablegen von Sünde.

„Offenbarung Jesu“ (Johannes 16,14). Welche Einblicke wurden uns von der Gnade und Herrlichkeit des Herrn gegeben! Sein Kreuz wurde kostbarer. Seine Auferstehung und Andacht lebendiger und Seine Wiederkunft zur lebenswichtigen Wahrheit und reinigenden Hoffnung.

„Verständnis der Wahrheit“ (Johannes 14,26; 16,13). Unser Herz wurde von Wahrheiten ergriffen, die bisher nur unseren Verstand erreicht hatten – was wir als Theorien gepredigt hatten, erfuhren wir als Tatsachen. Niemals habe ich die Bestimmtheit und Kraft des Heiligen Geistes so erkannt wie in diesen Tagen.

„Ausgießen der Liebe“ (Römer 5,5). Wir hatten gedacht, wir liebten einander, und taten es auch bis zu einem gewissen Punkt, aber als der Geist Gottes uns Seinen Maßstab offenbarte, „daß sie eins seien wie Wir eins sind“, neigten wir uns vor Scham. (Es folgen Berichte von Zerbrochenheit, Bekenner und neuer Liebe unter Mitarbeitern.)

„Empfangen von Kraft“ (Apostelgeschichte 1,8). Daß der Herr Seine Verheißung im Leben einiger Seiner Kinder erfüllt hat, ist nun nicht mehr eine Sache kühner Hoffnung, sondern eine offensichtliche Tatsache.“

James besaß einen wachsenden Herzenshunger, daß Gott dies unter den Christen in Yünnan wirken möge. In den nächsten Jahren verließ ihn diese Last nie.

An dem Weihnachten, das der Yutaoho Versammlung folgte, plante James ein dreitägiges Treffen für die Missionare in Kunming. Das Thema der kleinen Versammlung war: Der Heilige Geist: Seine Person, Gegenwart und Macht. In der Zusammenkunft war eine neue Tiefe, ein neuer Ernst der Sache.

„Er sprach über das Leben in der Kraft des Heiligen Geistes“, schrieb Mrs. Cooke, „als einen Segen, den wir beanspruchen sollten. Seitdem ist es so bei mir – täglicher Sieg, den ich zuvor nicht kannte.“

Er schrieb: „Es war Frasers Höhepunkt. Er war ein geisterfüllter Mann.“

James hatte schon länger den Gegensatz zwischen dem Werk des Menschen und dem Werk Gottes bei Gemeindeangelegenheiten beobachtet.

In diesen letzten Jahren seines Lebens hatte er eine neue Not: ein Gefühl der kurzen Zeitspanne und der Unermeßlichkeit der Aufgabe.

Da gab es nur eine klare Antwort. Dr. Lloyd-Jones sagt in seinem Buch „Autorität“: „Menschen haben bezeugt, daß sie mehr über Gott und über den Herrn Jesus Christus in einer ‚Stunde‘ einer Versammlung während einer Erweckung gelernt haben, als in einem lebenslangen Bibel- und Theologiestudium.“

Zu Hause in einer Berghütte

Als Roxie bei Mrs. Fitzwilliams Bambushaus im Kachin Bergland ankam, stand sie da und schaute in eines der Zimmer im Erdgeschoß. In die Dunkelheit spähend war sie erstaunt zu sehen, wie zwei Beine durch die Decke kamen, nachgefolgt von der umfangreichen Gestalt einer Kachinfrau, die direkt vor ihr auf dem Boden landete.

„Mrs. Fitz“ war nicht die Spur überrascht.

„Andauernd erzähle ich ihr, nicht auf diesen Teil des Fußbodens da oben zu treten und sie vergißt es. Sie fällt ständig hindurch.“

Wie dem auch sei, das Haus, das sie miteinander teilen würden, war einstöckig. James beschrieb es in einem Brief an einen Freund.

„Mrs. Fraser und die Kinder sind bei den Fitzwilliams. Dich würde es interessieren zu sehen, wie sie alle zusammen in dem eingeschossigen Bambushaus leben, mit einem Bambusboden und Strohdach. Sie haben einen großen Garten an einem der wunderschönsten Plätze in den Bergen, rundherum Kachindörfer (ebenso Lisu, Palung und Chinesen) und die Ebene von Chefung etwa sechs Meilen weiter unterhalb. Longchiu selber ist ein Atsi-Kachin Dorf, etwa zehn Meilen von der Grenze zu Burma ...

Der Häuptling und seine ganze Familie sind Christen, gleichfalls etliche andere Familien, etwa zehn alle zusammen. Es ist ein kleiner Anfang, die Tür ist eher einen Spalt breit als weit offen, aber ausreichend, um uns einen guten Zugang zu verschaffen.

Ich werde nun nicht ausführlich berichten, wie der Herr den Weg für uns geebnet hat – wie wir den Rahmen für das Haus fanden, haargenau von der Größe, wie wir es uns wünschten, alles bereit und auf uns wartend; wie es an der besten und dennoch unbewohnten Seite des Dorfes lag. Es gehörte dem christlichen Häuptling, der uns sofort die Erlaubnis erteilte, es zu benutzen und dort zu leben; wie wir das Stroh fürs Dach hereinbeteten (wir kamen zu spät, um das Stroh auf normalem Wege zu bekommen); wie die Lisuchristen vom Dorf Palien, drei Meilen entfernt, kamen und unser Dach deckten, ohne einen Penny zu verlangen; wie wir die Zimmerleute bekamen und alle notwendigen Arbeiten in einer ungewöhnlichen Schönwetterperiode fertigstellten, gerade bevor der Regen einsetzte, etc., etc. All dies ist der Zauber eines Missionarslebens. Für die, die nicht drin stecken, Kleinigkeiten, wie es scheint.“

Es gab drei Räume: ein Fitz-Familienzimmer, ein Fraser-Familienzimmer und einen Gemeinschaftsraum. Und von diesem Stützpunkt kam und ging James, während Roxie sich mit der Kachinarbeit beschäftigte.

Für die Kinder war es ein idyllischer Flecken in den Bergen: eine Art beständiges Picknick. Genügend Ziegenmilch, genug Eier, stets Schalen voller Reis mit „Marmite Gravy“ (eine britische hefehaltige Soße) – und rundherum Berge, soweit das Auge reichte. Sie hatten dort oben Wind und Sonne, und wenn der Regen die Hänge entlangstürzte, gingen sie hinein und lasen von Peter Pan oder Winnie Pooh. Als ihre Bibliothek spärlicher wurde, erdichtete James eine Serie von Geschichten über ein kleines Mädchen namens Polly Pumpkin.

Er verbrachte dort seinen fünfzigsten Geburtstag und die folgenden Monate waren voller Reisen rund um die ganze Provinz. Mitunter kam er zurück und fand die ganze Familie Fitzwilliam abwesend und Roxie und die Kinder alleine bei den Kachin.

Monsun

Etwa zu dieser Zeit wurde James von einem Monsunplatzregen überrascht und verlor dabei beinahe sein Leben.

Der Regen schoß vor ihm herunter, als er über das Grenzgebirge kam.

Schon oft zuvor war er in einen Monsunregen gekommen, doch dieser Regen war fast stark genug, einen Mann von seinem Pferd zu werfen und so ohrenbetäubend, daß er seine Lisubegleiter nicht rufen hören konnte.

Plötzlich merkte er, daß er sank. Er sprang von seinem Pferd, weil er dachte, dies sei der Fluß, aber er spürte dann wie ein kalter Sog ihn umfaßte und ihn nach unten zog. Unter der Wasseroberfläche war ein tiefer und tödlicher Sumpf. Er fand sich selber darin versinkend und war gegen den Sog völlig machtlos. Der Schlamm hatte sich fast über seinem Kopf geschlossen, als er merkte, wie Hände nach ihm griffen. Seine Lisubegleiter hatten schnell gehandelt, indem sie auf dem Schlamm schwammen als ob es Wasser wäre und sich dabei ständig horizontal hielten.

Ihn herauszubekommen war ein verzweifelter Kampf, aber endlich schaffte er es bis zu den Felsen. Sein Pferd wurde nie wieder gesehen.

Neues Testament in Lisu

Es war ein großer Tag, als die Nachricht kam, daß Allyn und Leila Cooke die Übersetzung des Neuen Testaments in Lisu beendet hatten.

Es war eine Mammutarbeit gewesen und für sie selber mit großen Kosten vollendet. James wurde gebeten, nach Luda zu kommen und bei der Überarbeitung zu helfen. Dann sollte es getippt werden (hauptsächlich von Hoday, einem Lisumädchen, das die Cookes geschult hatten) und gedruckt in Burma. Leila Cooke schrieb über James:

„Er verbrachte einige Wochen bei uns in Luda, und wir übersetzten jeden Vers bis zum Hebräerbrief, indem wir täglich mit ihm arbeiteten.

Doch seine Hilfe bei der Übersetzung war nicht die einzige Hilfe, die wir erhielten. Seine täglichen Botschaften bei der Morgendandacht waren eine Erleuchtung. Sein Arbeitspensum war erstaunlich, doch stets schien er frisch und voller Leben, immer von ausgeglichenem Wesen, ständig rücksichtsvoll gegenüber anderen und ein perfekter Gentleman.

Unser Leben wurde durch sein Kommen sehr bereichert. Er war sehr belesen und seine Konversation war wertvoll und vielseitig. In den Zwischenzeiten saß er dort und spielte auf unserer kleinen Orgel Chopins Polonaise und Schätze von Beethoven – er brachte solch herrliche Musik hervor! Die Lisu drängten sich herein, um zuzuhören.

Und eine Sache beeindruckte mich, während die Monate vorüberzogen: Er besaß eine so wunderbare Kontrolle über jeden Bereich seines Lebens. Er war vollständig Herr seiner selbst. Er wollte nicht nur ein selbstverleugnendes Leben leben, in Mühsalen um Christi willen ausharren, er tat es auch. Sein Leben seinem höchsten Gedanken anzupassen, schien für ihn ganz natürlich zu sein. Und dabei war er so praktisch.

Seine Korrespondenz, z.B., war sehr umfangreich. Ich habe ihn gekannt, wie er die ganze Nacht aufblieb und Briefe beantwortete. Er ließ dies aber nicht die geplanten Stunden der Korrekturarbeit

während des Tages behindern. Wenn die Post kam, legte er die zu beantwortenden Briefe in adressierte Umschläge und behielt sie auf seinem Tisch, bis sie seine Aufmerksamkeit beanspruchten.

Er war sehr gesellig. Wenn er Briefe schreiben oder studieren wollte, kam er herunter und tat dies lieber bei uns, als alleine in einem Zimmer zu bleiben.

Egal wie beschäftigt er war, die Zeit am Morgen für die Familienandacht kürzte er nie. Oft verblieb er mit uns im Gebet und Bibelstudium bis neun oder zehn Uhr. Mr. Cooke und ich waren eine Zeitlang mit ihm alleine, bevor Peterson und Carlson uns Gesellschaft leisteten, aber Mr. Fraser war bereit, uns wie auch der großen Gemeinschaft seine wertvollen Botschaften weiterzugeben. Wie wir sie genossen! Denn wie lange hatten wir einen solchen Dienst in unserer Sprache vermißt.

Liedersingen war immer ein Teil dieser Andachtszeit. Mr. Fraser wählte stets die großartigen, altmodischen Lieder aus und schien ganz in seinem Element zu sein – die kleine Orgel spielend und uns im Gesang leitend. Sein Lieblingslied war: ‚Der Herr, mein Hirte, mir wird nichts mangeln‘, und er kündigte es an, indem er sagte ‚Laßt uns ein Lied singen, das vor dreitausend Jahren geschrieben wurde.‘“

Es waren schon über tausend Christen in Luda. Harte Verfolgung hatte in den frühen Jahren stattgefunden, aber die Gemeinde war gereift und hatte sich ausgebreitet.

James liebte die Übersetzungsarbeit. „Was ist das doch für eine faszinierende Arbeit“, schrieb er seiner Mutter. „Wie ich Bibelübersetzung und Bibellehre doch liebe – und wie beide doch meine Seele zu bewässern scheinen!“

Moses, der Lisumitarbeiter, wußte fast alles, was es über Lisubetonungen und Redewendungen zu wissen gab. James Kenntnis des Griechischen war gelehrtenhaft. Die Cookes waren erfahrene Übersetzer, und als Peterson und Carlson kamen, gab es noch mehr Hilfe von Experten.

Am Tag saßen sie draußen am Berghang in der Sonne, von Zeit zu Zeit das überwältigende Panorama 2000 m unter ihrem Sitzplatz anschauend.

Wenn der Abend einen kalten Wind mitbrachte, schoben sie den kleinen Tisch nach drinnen vors Feuer.

Nach ein paar Wochen brachte Roxie die Kinder mit und zog mit den Übersetzern nach „Oak Flat“ (Eichenebene), wo die Kuhns stationiert waren – sie befanden sich gerade auf Heimaturlaub. Leila Cooke schaute zwischendurch gerne nach den Kindern, während James und Roxie zur kleinen Bambuskapelle gingen, um Zeit – mitunter Stunden – im Gebet zu verbringen. Es war nicht aus Pflichtgefühl, sondern aus einem Gefühl der Not, daß sie diese Zeit zum Gebet wollten. Nach allen Seiten von Lisuchristen umgeben – eine mächtige Antwort auf Gebet in sich – waren sie sich der Notwendigkeit für ein tieferes Werk der Gnade unter den Christen bewußt. „Wer immer gerechtfertigt ist“, um erneut Wesley zu zitieren, „hat die Wahl, den oberen oder unteren Pfad zu wandeln ... nach den Höhen und Tiefen der Heiligung zu trachten ... oder in die unteren Ränge der Christen zu sinken.“ James Gebet für diese Gläubigen war, daß sie „erfüllt würden mit all der Fülle Gottes“.

Die Fertigstellung des Neuen Testaments in Lisu, welches unter Übersetzern als die „Fraser Schrift“ bekannt wurde, war die Frucht jahrelanger harter Arbeit von dieser kleinen Gruppe Arbeiter. James war weniger daran beteiligt als einige andere, aber er hatte an der Freude des vollendeten Buches teil. Die erste Veröffentlichung wurde von Christen in Manchuria bezahlt.

Die ganze Bibel war nicht in Lisu erhältlich und zwar bis 1968, und es dauerte noch länger, bis die Einheimischen sie in ausreichender Anzahl erwerben konnten. Aber der Lisustamm wurde eine der führenden christlichen Gruppen in diesem Teil Asiens, hauptsächlich weil sie selber das Wort Gottes lesen und studieren konnten.

Wandelndes Licht

James begann einzusehen, daß eine Provinz von der Größe von Yün-nan zu viel für die Aufsicht eines Mannes war. Das Hauptquartier in Shanghai stimmte mit ihm überein, daß der Osten und der Westen der Provinz eine getrennte Leitung benötigte und rieten James, nach der westlichen Hälfte zu schauen: seinem Heimatgebiet. Dies würde einen großen Teil der Zeit, die er zum Reisen brauchte, abkürzen und ihm die Gelegenheit für ein wenig mehr Familienleben bieten.

Er plante, in Paoshan ein Zuhause einzurichten. Dort gab es eine Telegraphenstation; es lag an der Burma Straße; doch das Beste: Er war immer noch nahe bei seinen Einheimischen. Er hegte die stille Hoffnung, daß er, sobald der Druck des Neuen Testaments durchkam, bei der Bibellehre oben in den Berggemeinden helfen konnte.

Doch bevor das Haus in Paoshan fertig war, mußte James noch reisen.

Er schrieb einen anschaulichen Bericht über eine seiner letzten Reisen von Paoshan nach Tali nach Hause, typisch für die Erfahrungen eines jeden Reisenden in jenen Tagen in China:

„Ich reise jetzt nur noch mit gemieteten Tieren, da meine eigenen beiden Mulis, wie Du Dich erinnern kannst, vor achtzehn Monaten an der Maul- und Klauenseuche starben. Ich frage mich, ob es Dich interessiert, wie ich reise ... ich werde einen typischen Tagesablauf beschreiben.

Ich befinde mich in einem winzigen Bergdorf, bestehend aus zwei oder drei Häusern ... Ich habe fest auf einem Dachboden geschlafen, den man mittels einer kurzen Leiter direkt über dem Stall erreichen kann. Mein Campingbett ist eine richtige Wohltat (bevor ich heiratete, habe ich nie eins benutzt). Ich stehe bei Tagesanbruch auf, höre unter mir das Zischen von gebratenem Gemüse und gehe dann hinaus, um zu sehen, ob die Maultiertreiber auch schon auf sind. Die Entfernung zwischen Tali und Paoshan ist etwa so weit wie von London nach Sheffield, aber es ist zehnmal soviel Bergland. In der Regel braucht man dafür acht Tage; ich ermutige sie dazu, es diesmal in sechs zu schaffen. Ich reite auf einem Muli und packe alle meine Dinge auf das andere. Die Maultiertreiber sind rechtzeitig auf.

Wir haben zu jeder Mahlzeit das gleiche Essen, das ist immer 1. gekochter oder gedünsteter Reis, 2. eine Sorte einer leicht bitteren dunkelgrünen Kohlart, die ich sehr gerne mag, 3. zwei gebratene Eier, 4. wenn möglich ein wenig eingelegte chinesische Bohnen.

Dann eine kleine Tasse chinesischen Tee oder heißes Wasser. Es bekommt mir ausgezeichnet.

Rechtzeitig haben wir unser Frühstück, und wir machen uns auf den Weg. Nicht vor 7 Uhr, wenn die Sonne aufgeht. Mein Bettzeug, in das ich meine Schreibmaschine einwickle, alles in ein Öltuch eingehüllt, befindet sich an der einen Seite des Mulis und mein Korb und Campingbett auf der anderen Seite. Im Korb befindet sich ein Waschbecken, Reserveanzug, Socken ... Bücher, Bibel, Papier, Seil, Ausweis. Mein ‚Diener‘ trägt die Laterne.

Wir reiten weiter. In der Regel laufe ich eine Meile oder zwei, um mich in diesem kalten Wetter aufzuwärmen, aber wir starten hügelan und mein schöner Ipswich Sattel sieht so einladend aus, wir steigen und steigen. Wir befanden uns schon auf 500 m, aber wir klettern noch mal 320 m hoch. Nicht ein Anzeichen menschlicher Behausung ...

Ich lese, wie ich es immer gerne auf dem Pferderücken mache. Dieses Mal lese ich vom Leben des C.T. Studd (den ich 1906 traf). Erinnerst Du Dich an den Aufruhr, der durch die Ausreise ‚The Cambridge Seven‘ (der Cambridge Sieben) nach China verursacht wurde? Es ist ein sehr anregendes Leben. Ich lese weiter, ein Kapitel nach dem anderen, dann drehe ich mich um und sehe: oh, welcher herrlicher Ausblick über die Berge nach Tali, ein großartiges Panorama steht so deutlich im strahlenden Sonnenschein.

Um ein Uhr ist jeder hungrig. Wir wenden uns zum ersten Haus, das wir sehen und versuchen, sie dazu zu bewegen, uns eine Mahlzeit zu kochen. Nichts zu machen! Die Frauen machen alle möglichen Ausflüchte: Sie haben keine Töpfe und Pfannen, kein Gemüse, keinen Reis, sind beschäftigt, etc., etc. Endlich gehe ich hinaus und schaue, ob es in dem Dorf einen Pferdestall gibt, finde einen und hole die Maultiertreiber mit dem Gepäck. Hier ist die Frau entgegenkommend und kocht uns eine gute Mahlzeit. Während das Essen brut-

zelt, sitze ich in der Küche und plaudere mit den Frauen. Ich frage sie, ob sie schon jemals vom Evangelium gehört haben. Ja, das haben sie, aber sie sind keine Christen.

Wir reisen weiter und weiter, über eine Hügelkuppe mit einer vollständigen Ansicht der Yungping Ebene, dann hinunter in den Westen in eine kleine Stadt. Die Dunkelheit bricht herein, als die Muli über die gepflasterte Straße in die Stadt trappeln, aber der Mond scheint, und oh, der Mond ist so leuchtend hier draußen. Mein ‚Diener‘ führt mich zu einem ziemlich kleinen Gasthof, aber der Gastwirt ist sehr freundlich.

Er steckt mich auf seinen Dachboden, voller Ruß, Ruß, Ruß. Sie kochen das Essen direkt darunter und haben keine Schornsteine ...

Mein Kopf muß einem niedrigen Balken ausweichen, ebenso dem guten Schinken des Gastwirts, der quer über dem Raum in dicken Streifen an einem Bambusstock hängt. Er fragt mich, ob ich für meine Mahlzeit Schinken möchte, und natürlich will ich das, als eine Abwechslung von den Eiern, aber er läßt die Schwarte dran – bitte, könnte er die Rinde abpellen, wenn er mir mein Frühstück zubereitet – ja, ja ... Ich mache mein Bett – sehr wenig zu tun, denn ich wickle mich in meine Steppdecke ein. Ich mache eine Wäsche im Wasser der großen Pfanne in der Küche, entkleide mich in der rußigen Dunkelheit, hänge meine Kleider über einen Bambuskasten voller Bohnen, drehe mich um und schlafe den Schlaf des Gerechten. Oh, ihr an Schlaflosigkeit Leidenden im zivilisierten England! Überlaß sie mir und ich setze sie für dreißig Meilen über unsere Yünnan Berge auf ein Muli, dann sieh zu, wie sie sich fühlen, wenn um acht Uhr abends ihr Haupt das Kissen berührt ...“

Ein Zuhause im Westen

Der Grund dieser Reise war, Roxie und ihrem jüngeren Kind in Tali zu begegnen, wo eine Versammlung der christlichen Mitarbeiter stattfinden sollte. Roxie begann, die Anstrengung eines Lebens ohne festes Zuhause zu spüren und sehnte sich nach dem Haus, das James in Paoshan für seine Familie plante. James selber fand seine Korres-

pondenz so umfangreich, daß er Zeit und einen Ort brauchte, um diese angemessen zu bewältigen. Nebenbei freute er sich an der Gemeinschaft mit seinen Kindern und das besonders, wo zum Ende des Jahres ihr drittes Kind erwartet wurde.

Über alledem wollte er sich niederlassen, um dringendes Gebet für all die Arbeit in der Gegend und darüber hinaus zu erledigen. Roxie fühlte sich zu der Zeit nicht sehr wohl und erinnerte sich an James ruhelosen Geist wegen der Gebetslast. „Ich wünschte, Dan wäre hier, damit ich mit ihm beten könnte!“ erklärte er eines Tages. Und bald darauf entschied er, Dan Smith einzuladen – der zu der Zeit gerade frei war – um gemeinsam mit ihm 3 Tage im Gebet zu verbringen. James verbrachte genauso viel Zeit mit Gebet und Fasten in diesen Tagen – den letzten Tag seines Lebens – wie er es immer getan hatte. Er hatte von John Wesley gelesen und schrieb einen Monat bevor er starb:

„Ich denke oft, daß es nur sehr, sehr wenige sind, die durch strenge Selbstdisziplin (keine sehr beliebte Sache heutzutage) für eine ganze Lebenszeit von großer Brauchbarkeit vorbereitet werden.“

KAPITEL 10 --- Auf Felsen gebaut

Ein klarer Ruf

Die Burma Straße windet sich von Mandalay hoch über die Felsen und das erhabene Buschland des Grenzgebirges, steigt fast 4000 m an und fällt auf der chinesischen Seite in einer Reihe eindrucksvoller Haarnadelkurven ab. Viele Jahre der Arbeit steckten in dem Bau dieser Straße, denn sie wurde praktisch durch Sklavenarbeit herausgehackt und angelegt. Wie auch immer, selbst der abgehärtetste Reisende verstummte bei der Erhabenheit des Geländes, das sich ihm eröffnete: eine Bergkette nach der anderen, vom Wind gepeitscht und von der Sonne gewaschen, die bis in die Wolken emporragten. Einmal vollendet, in den späten dreißiger Jahren, konnte man auf der Straße von Shanghai nach Rangoon fahren; sie verband die Ostküste Chinas mit der Bucht von Bengalen.

Die Straße führte geradewegs durch Paoshan und James und Roxie merkten, daß ihr kleines Haus zum Zentrum eines ständigen Kommens und Gehens wurde. Es war 1938 und Menschen waren auf der Durchreise nach Kunming, der Hauptstadt; Muchengpo, dem Lisuzentrum im Süden; nördlich über den Salween nach Luda und darüber hinaus; oder westlich direkt nach Burma.

Der einzige Weg, wie James dem geschäftigen Treiben entkommen konnte, war, woanders einen Raum zur Stille zu finden. Er fand und mietete ein kleines Dachzimmer direkt gegenüber dem Missionshaus. Es war einige dunkle Stufen hinauf in dem Haus eines islamischen Freundes.

James stellte einen kleinen Tisch und einen Stuhl hinein, aber sonst blieb es unmöbliert. Es gab kein Fenster, aber er konnte einige Holzplanken herausnehmen, um Licht und Luft hereinzulassen.

Früh am Morgen ging er oft hierhin, das Frühstück ausfallen lassend, um Stunden im Gebet zu verbringen. Hier fühlte er sich frei,

auf und ab zu gehen und laut zu beten. Auch war es hier still, sagte er, und er konnte warten und auf den Willen Gottes für sich und die Arbeit hören. Manchmal konnte man zur Mittagszeit auf den Stufen kleine Fußstapfen hören.

„Papi, Mami fragt, ob du mit uns einen Spaziergang machst?“ Beinahe jeden Tag gingen James, Roxie und das kleine blonde Mädchen zu den Hügeln, die Paoshan überragten. James schien in diesen Tagen still und zurückblickend zu sein. Roxie dachte, daß er etwas auf dem Herzen habe.

„Weißt du, Roxie“, sagte er eines Tages oben auf den Hügeln, „selbst wenn ich gegangen bin, denke ich nicht, daß meine Arbeit in Yünnan beendet sein wird.“

Roxie war einige Tage später erschrocken, als er sagte: „Mr. Payne wird in zwei Wochen durchkommen. Ich habe Geld für ihn. Wenn mir irgendwas passiert, weißt du ja, wo es ist.“

„Aber ich verstehe nicht –“

„Ich dachte nur, ich laß es dich wissen.“

In jenen Tagen sprach er viel über die Zukunft der Kinder und über das erwartete Baby, das zum Ende des Jahres kommen sollte. Es war schon September: Das Ereignis stand kurz bevor.

Am Mittwoch, den 21. September, bekam James Kopfschmerzen. Er beendete die Beantwortung einiger wichtiger Briefe und spielte dann eine Weile auf der kleinen Orgel, bevor er ins Bett ging. Am nächsten Morgen hatten sich die Kopfschmerzen sehr verschlimmert. Er sandte sofort Läufer, um jemanden zu holen, der bei Roxie sein konnte.

James legte sich mit bösartiger Gehirnmalaria hin. Es gab keine geeignete Medizin in Paoshan. Es dauerte nicht lange, bis er sein Bewußtsein verlor, und zwei Tage lang verstärkte sich das Fieber; am Samstagabend war er merkwürdig ruhig.

Es war eine lange Nacht für Roxie: James wechselte zwischen

Wachzustand und Delirium, der chinesische Arzt und Krankenschwestern eilten die Treppen auf und ab, das Kind weinte in der Dunkelheit. Als die Sonne am 25. September 1938 aufging, war James heimgegangen.

Es war ein Schock für seine Kollegen. Er war erst 52 Jahre alt und schien gesund und kräftig: Sie konnten die Nachricht kaum glauben.

Aber für Roxie schwankte die ganze Welt.

Isobel Kuhn schrieb ihr drei Tage später:

„Allein der Gedanke läßt meine Hände zittern und Tränen kommen, so daß ich nicht weiß, wie ich schreiben soll. Die Lisu sind gerade mit der unglaublichen Nachricht hereingekommen ... Zeiten wie diese sind, wie wenn wir unser Gesicht dem Sturm bloßlegen und weitergehen, ohne klar zu sehen, ohne zu verstehen, ohne alles, außer dem nackten Glauben.“

Einige Lisu aus den Salween waren nach Paoshan gekommen und sie trugen James Körper zu der kleinen Kapelle beim Missionshaus und hielten einen Lisugottesdienst für ihn. Gebete, Lieder und Anerkennungen wurden alle in Lisu gehalten: ein würdiger Abschied von den tausenden Gläubigen, verstreut über die westlichen Bergketten.

Die christliche Beerdigung, die wenige Tage später folgte, war für die Straßen in Paoshan neu. Sie füllten die Kapelle zum Gottesdienst mit Blumen und danach ging eine lange Prozession, die seidene Bänder trug, in völligem Schweigen durch die Stadt. Mr. Chao, der Gerber, trug als der Haupttrauernde oder „Sohn“ des Verstorbenen weiß. Dies zu tun, war eine mutige Sache in dieser Stadt.

James wurde auf einem Hügel, der Paoshan überblickte, begraben, auf den unteren Hängen der Berge, die für dreißig Jahre seine Heimat waren. Es war ein einsames Grab zwischen den Kiefern. Auf dem Grabstein waren die Worte in Lisu, Chinesisch und Englisch eingraviert:

„Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird

leben, auch wenn er gestorben ist; und jeder, der da lebt und an mich glaubt, wird nicht sterben in Ewigkeit.“

Isobel Kuhn beschreibt, wie sich James Mitarbeiter fühlten – nicht daß sie einen großartigen Leiter oder eine Repräsentationsfigur verloren hatten, aber sie verloren einen Freund.

„Nach dem ersten Schock blieb ein trostloses Gefühl, was die menschliche Gemeinschaft betraf, daß nun keiner mehr da war, für den man arbeitete. ‚Wie Mr. Fraser sich freuen wird, wenn er davon hört‘, war immer die erste Reaktion auf irgendeine Freude oder Segnung ...

Es gab niemanden auf der ganzen Erde, der eine solch vollständige Kenntnis der Einzelheiten unserer Probleme besaß, keinen, der so vollkommen an unseren Freuden und Sorgen teilhaben konnte.

Und er enttäuschte uns nie beim Mitteilen. Er war mehr als ein Leiter für uns, er war unser Ideal als Missionar, eine ständige Ermahnung, Herausforderung und Ansporn, um die apostolischen Methoden der Missionsarbeit beizubehalten. Seine brillanten Gaben, vereint mit unerschöpflicher Demut und einem mütterlichen Mitgefühl in all seiner Zärtlichkeit und Rücksichtnahme, machte ihn zu unserer Zuflucht in allen Zeiten der Verwirrung und Not. Und um von ihm ein Lächeln der Anerkennung zu bekommen, war jede zusätzliche Mühe wert. Es ist eine Sache, von jemandem gelobt zu werden, der keine Erfahrung in deiner Arbeit hat; aber es ist ganz anders ein ‚gut gemacht‘ von jemandem zu erhalten, der selber ein Meister in genau diesen Dingen ist. Wir haben einen großen Ansporn, wie auch einen unentbehrlichen Seelsorger verloren. Ich sage ‚unentbehrlich‘, weil wir immer noch so denken. Das Leben kann für uns nie mehr das Gleiche sein – ohne ihn.“

Roxie lernte in den darauffolgenden Wochen, daß Gott Schätze aus der Dunkelheit holt. Zuerst war da das beinahe niederschmetternde Gefühl der völligen Einsamkeit, und dann die lange Reise nach Burma wegen der Geburt ihres dritten Mädchens, treu von einer Schwester begleitet, Dorothy Burrows. Danach war da die lange Seereise, um ihre zweite Tochter nach Chefoo zur Schule zu bringen. Als sie auf dem Schiff in ihrer Koje lag, in großer Schwachheit,

das Baby neben ihr sehr krank, gab Roxie zu, daß sie nicht mehr länger leben wollte.

Ein Mann kam sie besuchen, bevor sie segelte. Er war ein Kachinchrist und hatte sich sehr gewünscht, sie zu treffen. Vor Jahren, sagte er, war er viele Meilen in mörderischer Absicht James hinterher gejagt. Damals hatte er die volle Absicht gehabt, ihn zu töten, doch James rannte ihm davon. Einige Zeit später hörte er die Botschaft von Jesus Christus; er hatte geglaubt und war Sein Jünger geworden.

Als Roxie Chefoo erreichte, fand sie dort Mrs. Fitzwilliam, die ebenfalls ihren Mann in Yünnan verloren hatte. Also teilten sie für den Sommer das Haus – sehr unterschiedlich zu der Kachinhütte, die sie sich zuvor geteilt hatten. Und Roxie fand Chefoo von Leben und Aktivitäten übersprudelnd: da war das Meer und der Strand, der Sport und Unterhaltungen, aber am hilfreichsten unter alledem, hunderte von lebendigen Kindern. „Alles geplant von einem liebenden Vater“, sagte sie später. „Chefoo war genau das, was ich brauchte.“

Roxie wurde etliche Monate wegen der Krankheit des Babys an der Küste aufgehalten und war dann mit ihrer Familie zusammen, als sie von den Japanern eingenommen und gemeinsam mit der gesamten CIM Schule zu dem Konzentrationslager in Weihsien gebracht wurden. Aber das ist eine andere Geschichte.

Lisugemeinde zu Kriegszeiten

Nach James Tod dauerte die Bibelschularbeit unter den Volksstämmen an. Die Regenzeit-Bibelschule wurde zu einer sehr fruchtbringenden Einrichtung. 1941, als der zweite Weltkrieg sich auf seinem Höhepunkt befand, repräsentierte die Bibelschule in Luda zehn Stämme unter ihren Studenten und 1000 Menschen waren zur Absolvierungsfeier anwesend.

Zwischen 1942 und 1943 überrannte die japanische Armee Burma und drang in das Lisuland ein. Missionare mußten zeitweise fliehen, aber 1945 kamen sie schon zurück und sahen, daß die Stammesgemeinden blühten.

Ein Zentraler Kirchenrat wurde gegründet, um die Gemeinschaft unter den verschiedenen Gruppen der Gläubigen zu fördern. Sie waren schon (und waren es seit ihrem Beginn gewesen) sehr missionarisch in ihrer Zielsetzung, und nach einer umfassenden Begutachtung durch John Kuhn wurden sie sich Flecken vereinzelter Volksstämme in den Yünnanbergen bewußt, die immer noch unerreichbar waren.

1947 kamen Mr. und Mrs. Crane und Mr. und Mrs. Cox in Lisuland mit zwei Ladungen Neuer Testamente in Lisu an. Kurz danach kam eine Druckerpresse für die Stämme in Kunming, die schleunigst in Gebrauch genommen wurde. Schon fand sich eine Lisu-Evangeliumszeitung in Verbreitung.

1949 wurde die „Volksregierung von China“ in Peking eingesetzt und ganz China stand unter dem Kommunismus.

Die Regenzeit-Bibelschule lief wie gewöhnlich ab und 1950 reiste John Kuhn immer noch mit einem Team Lisu-Evangelisten und sah, wie viele Menschen zum ersten Mal ihren Glauben zu Christus fanden.

Es gab Rekordbeteiligungen an der Bibelschule und im November diesen Jahres wurden hundert Menschen im Dorf Eichenebene getauft, was die Mitgliedschaft in diesem Gebiet auf 1200 Menschen brachte, auf 42 Kapellen aufgeteilt.

Die letzten CIM Arbeiter, die die Stämme verließen, waren John Kuhn und Charles Peterson. Als Abschied für sie, im Jahre 1950, versammelten sich 800 Lisu, um den Halleluja Chorus zu singen; es war ein denkwürdiger Augenblick – ein opferndes Lob. Missionare konnten in die Bequemlichkeit ihrer Heimat zurückkehren. Die Lisu mußten bleiben und standen dort, wo sie waren, einer dunklen Zukunft gegenüber.

1951 stand die Lisugemeinde alleine, ohne ausländische Hilfe, dreißig Jahre nach ihrer Geburt.

Verfolgung

In 1951 und den nachfolgenden Jahren litten die Lisugläubigen mit allen anderen Christen in China. Wenig wurde von ihrer Qual bekannt, bis erschöpft und verarmt, einige über die Berge entkamen, um die Geschichte zu erzählen.

Zuerst wurde der Gottesdienst verboten und Bibeln und christliche Literatur konfisziert. Dann wurden viele Gläubige von ihren Familien getrennt und fortgeschickt, um umerzogen zu werden; einige kamen ins Gefängnis. Schließlich kam der Tag, wo Christen für ihren Glauben zum Tode verurteilt wurden. Es war eine Feuertaufe für eine sehr junge Gemeinde.

Die Flucht tausender Lisu nach Burma und Thailand ist ein Roman für sich. In seiner Geschichte „Exodus to a Hidden Valley“ (Auszug in ein verborgenes Tal), schreibt Eugene Morse eines der faszinierendsten Bücher der letzten Jahre (ausgewählt um eines der Reader's Digest zusammengefaßten Bücher zu sein). Er erzählt die Geschichte des Trecks, der von einer großen Gruppe christlicher Stammesleute von China über die Berge nach Burma gemacht wurde, welche dann eine christliche Gemeinschaft in einem entlegenen Tal gründeten.

In den frühen Sechzigern arbeiteten die Cranes, Cookes und Kuhns in Burma an dem Alten Testament in Lisu und halfen bei der Bibel lehre unter der stets ansteigenden Zahl der Stammesleute, die aus Südwest Yünnan flohen. 1963 schätzte man, daß mindestens 10000 Lisu nach Burma gekommen waren. Zusätzlich zu der Zahl von christlichen Stammesleuten, die schon in Burma lebten; von Putao im Norden bis zu den Shanstaaten, die im Süden an Thailand grenzen, wurden bis zu 60000 Christen in den Stammesgemeinden geschätzt. Ihre eigenen Leiter waren herausgekommen und führten ihre eigene Regenzeit-Bibelschule.

1963 mußten alle Missionare Burma verlassen.

Die Lisu Bibel

Tausende Lisuchristen warteten nun in Burma Monat für Monat auf ihre vollendete (und überarbeitete) Bibel. Aber die Regierung ließ sie nicht ins Land hinein. Die Lisu hielten regelmäßige Gebetszeiten für die Bewilligung einer Einfuhrerlaubnis.

Endlich, im Jahre 1968, einem Jahr, in dem eine Massenflucht der christlichen Familien aus China nach Burma stattfand, wurde die Einfuhr der ersten Kopien bewilligt. Doch diese wenigen kamen nicht annähernd an die Anzahl heran, die benötigt wurde, und die folgenden Jahre waren voller Warten.

1976 halfen Missionare in Thailand Lisuchristen aus Burma, eine Überarbeitung der gesamten Bibel anzufangen: eine gewissenhafte Arbeit, welche verschiedene Rückschläge erhielt, und die bis heute andauert. Der erste Entwurf umfaßte das ganze Alte Testament und erreichte den Römerbrief im Neuen, also ist der große Tag nicht fern, an dem die Bibelgesellschaft die überarbeitete Version der ganzen Lisubibel drucken wird.

1980 wurde aber eine frühere Ausgabe für die wartenden Lisu hergestellt. 10000 Exemplare wurden in London gedruckt und nach Rangoon verschifft. Etliche Wochen wurden sie im Hafen zurückgehalten, siebeneinhalb Tonnen – bis die Erlaubnis für ihre Austeilung gegeben wurde.

Lisu kamen aus Myitkyina, eine Reise von 700 Meilen, und brachten Geschenke von Honig, Früchten und handgearbeiteten Lisuwändern: ein Ausdruck der Dankbarkeit für das geschriebene Wort Gottes.

Wenn die Ausgabe der Bibelgesellschaft verteilt wird, werden die Lisugemeinden nicht nur eine vollständige Bibel in ihrer eigenen Sprache besitzen, sondern etliche tausend Exemplare von mehr als einer Version.

Ein Königreich, das nicht untergehen kann

Interessante Nachrichten vom Wachstum und der Bewegung der Lisu und anderen Stammesgemeinden wurden 1981 im „Asian Outreach“ veröffentlicht. Viele Lisu, stellt es fest, flohen während der kommunistischen Verfolgungen nach Nordburma und haben dort seitdem eine starke christliche Gemeinschaft beibehalten. Es gibt 400 Lisu und Rowang Stammesgemeinden in Burma.

Während 1981, aufgrund der Entspannung der Gewalt in der Regierung Burmas, war es Eugene Morse möglich, Burma zu einer intensiven Predigt- und Lehrreise zu besuchen. Jetzt wird Literatur hergestellt, um 5000 Lisuleitern in ihrer Bibellehre zu helfen.

Allyn Cooke führt weiterhin Korrespondenz mit Lisupastoren, aus seinem Heim in Kalifornien, und verschickte an über hundert von ihnen Bibelkommentare.

Unter dem Naga Stamm in Burma ist eine beachtliche Wirkung Gottes zu verzeichnen; Tausende haben sich Christus zugewandt. Diese Volksstämme haben alle ihren eigenen Dialekt. Paul Kauffman schreibt die Geschichte im „Asian Outreach“, 1981:

„Sie haben sich gemeinsam entschieden, eine einheitliche Sprache zu lernen ... Die Sprache, über die sie eine Übereinstimmung getroffen haben, ist Lisu, der Dialekt einer großen Stammesgruppe, die nach der kommunistischen Übernahme aus China flohen. Zwanzig Naga wurden ausgesandt, die Lisusprache zu erlernen. Glücklicherweise sind die Schriften, Liederbücher und andere christliche Literatur in die Lisusprache übersetzt worden.

Nachdem sie Lisu gelernt haben, werden die zwanzig Lehrlinge in ihre Stämme mit einer dreifachen Verantwortung zurückkehren: erstens, um den anderen Nagas Lisu beizubringen; zweitens, um als Übersetzer für Lisubibellehrer zu fungieren, die unter den Neubekehrten Nagas dienen werden; drittens, um ihren eigenen Leuten das Wort Gottes in der Lisusprache zu lehren. Wir haben eine dringende Anfrage an Lisuliteratur für diese Nagastämme in Nordburma erhalten.“

Doch wo es der Verfolgung untersagt blieb, die Lisugemeinde zu zerstören und wo sie sie vielleicht sogar gestärkt hat, wurde ein anderer innerer Angriff gemacht – auf ihren Standpunkt zur biblischen Wahrheit.

Ein Missionarsveteran schreibt:

„Ich erhalte jede Woche etliche Briefe (von Lisupastoren), oft ein oder zwei am Tag. Die Gemeinde wird von modernistischen Lehrern geprüft, die sie davon zu überzeugen suchen, daß die Bibel Menschenwerk sei, die Auferstehung eine Fabel und Christus nicht von den Toten auferstanden; die Wunder geschahen nicht so, wie sie berichtet werden, sondern sind nur Bilder geistlicher Wahrheit.

Doch die älteren Lehrer stehen für die Wahrheit, die einst von den Heiligen überliefert wurde, ein, und eine wachsende Anzahl von Gemeinden stellt sich hinter sie. Bitte betet für sie, daß sie nicht durch die überzeugenden Argumente und den Druck, der ihnen auferlegt wird, überwältigt werden. Einige der Pastoren wurden ihres Amtes enthoben, und die Gemeinden wurden ihnen weggenommen.“

Es ist beruhigend, Paul Kauffmans Eindrücke in seiner Untersuchung über den gesamten Schauplatz der geistlichen Kampfführung an der Burma-China Grenze zu lesen. Nachrichten kommen über die Berge aus Südwest China durch, die uns von einer starken Gemeinde erzählten, die noch genau da steht, wo James und seine Mitarbeiter vor Jahren ihr Leben einsetzten. Kauffman schreibt:

„Gott wirkt auch unter den Stammeschristen von Südwest China. Seit der Entspannung innerhalb Chinas sind über 70 Stammesversammlungen an die Öffentlichkeit getreten. Eine dieser Stammesversammlungen zählt 5000 Menschen. In diesem Gebiet entlang der Burma Straße, nördlich zur tibetanischen Grenze findet man starke christliche Aktivität. An Weihnachten beteiligten sich über 2000 Eingeborene an der Bibelkonferenz. Chinesische Beamte waren erstaunt, ja sogar verwirrt. Sie standen auf der Bühne und fragten, wie viele unter ihnen denn Christen seien. Alle bis auf zwei standen zu einem öffentlichen Zeugnis auf. Die Anwesenden sagten, daß die örtlichen Funktionäre dann den Christen versicherten, sie hätten keinen Grund zur

Furcht, ja sie boten sogar an, ihnen zu helfen die ‚Drei Selbst Kirche‘ zu gründen.

Im Rückblick auf die Entwicklung in der gesamten Region, kann man eindeutig die Hand Gottes sehen, nicht nur über Seinen eigenen Leuten, sondern sich auch nach denen ausstreckend, die Ihn nicht kennen.“

Wenn Gott Selber Sein Königreich aufrichtet, können die Pforten der Hölle nicht dagegen ankommen.

Vormarsch in Nord Thailand

In den frühen 50er Jahren machten Missionare der ÜMG (der neue Name der China Inland Mission) eine Überprüfung der Berge von Nord Thailand. Wie aus der Karte einsichtig, liegt dieses Gebiet neben Burma und ist nicht weit von den Grenzen Chinas entfernt. Die Bergmenschen hier sind ein Volksstamm, der denen in Südwest China sehr ähnlich ist. Mindestens 250 000 Stammesmenschen leben in den 42 000 Meilen, die bei der Untersuchung abgedeckt wurden.

Auch hier waren wieder Lisu. Aber es gab auch Yao, Akha, Karen, Lahu und Meo (heute heißen sie Hmong). Veteranen aus China wurden von neuen Mitarbeitern begleitet, um die Botschaft von Jesus Christus zu diesen Menschen zu bringen. Isobel Kuhns „Ascent to the Tribes“ (Aufstieg zu den Volksstämmen) gibt eine wirklichkeitsgetreue Einsicht in alles, was darin eingeschlossen ist. Diese Bergmissionare mußten allen körperlichen Mühsalen und geistlichen Kämpfen standhalten, wie damals in den Salween – und sie tun es heute noch.

„Laß mich dir erzählen“, sagte ein Reisender nach einem Besuch in Nord Thailand, „wie ein paar ledige Mädchen in einem winzigen Holzhaus leben, sprichwörtlich auf Holzplanken schlafen, Wasser aus einer Quelle eine halbe Meile den Berg heraufholen, beten und auf ein Zeichen von geistlichem Interesse unter den Dorfbewohnern warten, und ich werde dir ein wenig von dem zeigen, was es heißt, ein Weizenkorn zu sein, daß in die Erde fällt, um zu sterben.“

Missionare hatten ihr Leben in Thailand geopfert, wie auch in China, um Jesu Christi willen. Kleine Gemeinden wurden gegründet.

Ein vollständiger Bericht der Arbeit, die jetzt geschieht, wird im „Dawn Wind“ (Erwachender Wind) gegeben: eine spannende Geschichte über die vielschichtige Reaktion der Stämme, wie auch über die Arbeit der ÜMG in Thailand. Dieses Buch umreißt die raschen sozialen Veränderungen, die so offensichtlich sind wie die der modernen Medizin, Landwirtschaft, Erziehung und Radiodienst, der die bislang unzugänglichen Gebiete erreicht.

Da ist die ständige Mahnung, wie Thailand auf seine östlichen Nachbarn schaut und Gastgeber für Tausende ihrer Flüchtlinge spielt, daß der politische Himmel düster aussieht: Tage der Freiheit, die Errettung durch Christus allein zu verkündigen, könnten gezählt sein. Die große Mehrheit der thailändischen Bevölkerung hat nie gehört, daß da kein anderer Name unter dem Himmel gegeben ist, in dem wir gerettet werden können.

Nachträgliche Auszeichnung

1979 erreichte ein interessantes Dokument England. Es mißt 10/7 inches (16/10 cm) und hat die Farbe von verblaßtem Pergament. Es kam von den Leitern der Lisugemeinde aus Laoshio, der burmesischen Seite des Grenzgebirges.

Am 23. Dezember 1978 hatten sie für zwei Dinge einen Gedenktag geplant: erstens zur Gründung ihrer Laoshio Gemeinde vor zehn Jahren; zweitens zur Gründung der Gemeinde in Lisuland 1920.

Natürlich kannten sie Allyn Cooke und sie sandten ihm ein ähnliches Dokument der Ehre, um ihren Dank, ein Leben für Gott unter ihnen verbracht zu haben, auszudrücken. Aber war er der erste Missionar gewesen, der in ihr kleines Dorf nach China gekommen war, fragten sie.

Allyns Gedanken wanderten Jahre zurück. Er sah eine einsame Gestalt in den Bergen des „Kalten Landes“, welche Jahr für Jahr eine Botschaft brachte, die niemand hören wollte.

Nein, schrieb Allyn zurück, er war nicht der erste gewesen. Und er erzählte ihnen von James. Ah ja, sagten sie, ihre Eltern hatten „Älteren Bruder Nummer Drei“ gekannt. Sie wollten eine Ehrenurkunde nachträglich für den Mann schicken, der ihnen zuallererst die Botschaft des ewigen Lebens gebracht hatte.

Die Urkunde ist in Lisu geschrieben und heißt übersetzt:

„Von der Zeit der Gründung der Lisugemeinde im Shanstaat, Kokong Land, Sechs Familien Distrikt, Dorf Schmutziger Teich im Jahre 1920 bis zum 23. Dezember 1978 sind es 58 Jahre. Nach dieser Zeit würdigen die Leiter der Gemeinde den Rev. J. O. Fraser, Älteren Bruder Nummer Drei, für seine bereitwillige und von Herzen kommende Arbeit in der Gemeinde Jesu Christi, getan im Gehorsam gegen das Gebot Gottes, mit dieser Ehrenurkunde.

Datum: 1978, 12. Monat, 26. Tag.

Ort: Laoshio, Neues Dorf, Burma.“

James war nur einer von hunderten, die an der Gemeindegründung in diesem Teil der Welt beteiligt waren. Sein Beitrag zu den Ideen der Missionsstrategien und Prinzipien waren eindeutig sehr wertvoll.

Aber sein größtes Vermächtnis lag in seinem Verständnis, wie Gott an jedem Ort, zu jeder Zeit und durch jeden Menschen wirkt.

Hier gab es kein Ausweichen der Kosten. James Einsatz war hoch zu Beginn seines Dienstes und blieb es bis zu seinem Ende. Es scheint, daß es keinen anderen Weg gibt, um den vollen Segen Gottes kennenzulernen. Für den Jünger Jesu Christi ist es vielleicht erstaunlich, daß irgend jemand etwas anderes erwarten würde. In der Stimme von König David lag so etwas wie eine Zurechtweisung, als er sich in 2. Samuel 24,24 an Aravna wandte: „Ich will nicht opfern ... dem Herrn, meinem Gott, was mich nichts kostet.“



Elisabeth Elliot

Jim Elliot – Im Schatten des Allmächtigen

Hardcover

248 Seiten

DM 14,80

ISBN 3-89397-319-2

Die ungekürzte, von seiner Frau kommentierte Ausgabe der Tagebuchaufzeichnungen und Briefe Jim Elliots, der 1956 als junger Missionar bei der ersten Begegnung mit den Aucas in Ecuador ermordet wurde.

Diese ehrlichen Aufzeichnungen geben einen Einblick in das geistliche Leben eines Mannes, dessen nüchterne, ungeteilte Hingabe an Christus eine Herausforderung für jedes mittelmäßige, halbherzige Christenleben ist.